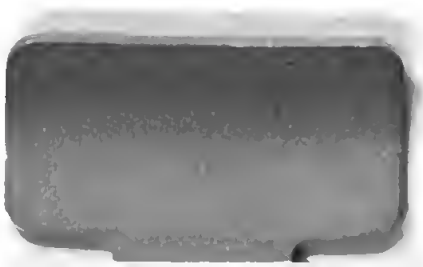
201
35 D
26



Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

»Landleben der Reichen.«

Zweiter Band.

BIBLIOTECA NAZ.
ROMA
VITTORIO EMANUELE

Wien, 1834.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Oesterreich
unter den Habsburgern.

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

(Fortsetzung.)

Albrecht III., mit dem Zopf.

Rudolph IV. hatte keinen Sohn, aber drei Brüder: Friedrich, der mit 15 Jahren 1362 unglücklicherweise auf der Jagd erschossen worden, Albrecht III. und Leopold II. Einige Schriftsteller nennen jenen verunglückten Friedrich schon den III. und diesen Leopold ebenfalls, indem sie die zwei in der Jugend unvermählt verstorbenen Söhne Otto's des Fröhlichen, Friedrich und Leopold, mit zählen; hier aber wird dem allgemeineren Gebrauch gefolgt, Prinzen, welche in der Jugend starben, ohne daß die Geschichte von ihnen mehr als ihren Namen weiß, nicht mit zu zählen.

Bei Rudolphs Tod war Albrecht III., sein Nachfolger auf dem Thron erst 16 Jahr alt. Zum Ueberflusse nahm der gutmüthige Herr seinen lebhafteren, aber vollends erst 14 Jahr alten Bruder Leopold II. zum Mitregenten an. Bald darauf theilte er mit ihm die Lande, und in der Folge der Zeit, da Leopold viele Kinder bekam, Albrecht aber nur einen Sohn hatte, theilte er so lange mit ihm, bis

ihm nichts übrig blieb, als das Herzogthum Oesterreich. Kaiser Carl IV. ließ mit Vergnügen geschehen, daß Oesterreich sich selbst schwächte.

Uebrigens hat Albrechts III. lange Regierung eine kurze Geschichte. Sein sanfter persönlicher Charakter machte ihn die Nachbarfürsten zu Freunden und ließ ihn wenig im Innern ändern. Daher genoßen die Wiener Kaufleute in Ungarn, Böhmen, Italien große Begünstigungen, während eine Art Straßenzwang für die übrigen Städte, nämlich eine Vorschrift bestand, auf welchen Straßen sie handeln durften. Das alte von Albrecht I. aufgehobene Stapelrecht, daß nämlich keine Waare durch oder um Wien herum geführt werden durfte, ohne sie den Bürgern anzubieten, war schon unter Rudolph IV. wieder entstanden, und wurde von Albrecht bestätiget. Dagegen wurde die von Rudolph eingeführte Gewerbsfreiheit, über laute Klagen der Wiener, neuerdings beschränkt. Man kann sich vorstellen, wieviel Fragner (Victualienhändler) z. B. in den wenigen Jahren entstanden seyn mögen, da die Beschränkung sie auf 60 festsetzte, theils zünftige, theils befugte; doch sollte Bürgermeister und Rath sie mehren und mindern können nach Nothdurft.

Albrecht unternahm 1377 in Begleitung von 70 Edelherren auch einen Preußenzug; zeigte sich zu Königsberg in großer Pracht; begleitete unter seinem eigenen Panier den Hochmeister über die Memel durch Sumpf und Waldesdickicht bis in Lithauen, Samogitien und Reussen; und kehrte, nachdem er

die ausgezeichneten fremden Ritter mit silbernen Pokalen und Schalen voll Gold beschenkt hatte, mit großem Ruhm und reicher Beute zurück. Auf der Heimreise begegnete ihm die Freudenpost, daß ihm seine Gemahlinn einen Sohn geboren. Er hatte diese Beatrix, eine Tochter des Burggrafen von Nürnberg, Grafen von Zollern erst im 10. Jahr seiner Regierung gewählt, und trug einen Zopf von ihrem schönen blonden Haar immer über seinem Harnisch; daher er auch Albrecht mit dem Zopf genannt wird.

Nun baute er Lachsenburg mit einem großen Thiergarten und anmuthigen Teichen. Aus dem Schlosse auf dem Leopoldberg und aus dem Fürstenhof zu Klosterneuburg, die bereits verlassen waren, und aus mancher anderen Burg ließ er die marmornen Statuen und andere Zierden und Seltenheiten dahin bringen. Die Zeit war schon vorüber, wo die Herrn Felsenburgen bauten, um sich und ihre Leute vor barbarischen Horden zu schützen. Man baute die Schlösser schon in der Ebene; denn an die Türken dachte man noch nicht, unter deren Verwüstungen leider so viele alte Kostbarkeiten, und auch die zu Lachsenburg zu Grunde gingen.

Papst Urban verwilligte endlich, 20. Febr. 1384, der Universität die theologische Facultät, welche bis dahin auf Andringen des scheelsüchtigen Carl IV. verweigert war. Nun erst erkaufte Albrecht drei weitläufige Gebäude, worunter der alte Lilienfelderhof, ungefähr an der Stelle, wo noch heute das Universitätshaus steht, und stellte 31 Professoren an; 3

Theologen, wovon 2 aus Paris, 4 Juriſten, 3 Mediciner, 1 Mathematiker und 20 für Philoſophie und Sprachen.

Die Karmeliten überſetzte er aus dem obern Werd in die alte herzogliche Burg am Hof, die bis dahin das Münzhaus war; und kaufte zur Herſtellung einer Kirche und des Freithofes 8 Häuſer dazu, worunter eines von dem Juden Muſtal; ein anderes von dem Bürger Peter Suchenwirth, deſſen berühmte Gedichte noch vorhanden und 1827 von Al. Primißer herausgegeben ſind.

Unten in der Singerſtraße hatten mehrere reiche und frommgeſinnte Rathsmitglieder ein Büßerinnen Kloſter geſtiftet, für unzüchtige Weibsbilder, die entweder in den öffentlichen Häuſern (deren Wien mehrere hatte, und die man verkehrt genug Frauenhäuſer nannte) oder außer denſelben ein ſchändliches Leben geführt hatten, und um es zu beſſern, aus freiem Willen in das Kloſter traten. Sie hatten kein Gelübde, jedoch Clauſur, worin ihnen außer Gaſtgeben, Weinſchank und Kaufmannſchaft, jede anſtändige Beſchäftigung erlaubt war. Sie durften heiraten, der Ehre und den Zunftrechten des Mannes unbeſchadet; und wer eine ſolche Frau ſchmähte, wurde an Leib und Gut geſtraft. Sie durften mit Bewilligung der Vorſteher auch austreten; fielen ſie aber in das alte Leben zurück, ſo wurden ſie in die Donau geworfen. Albrecht beſtätigte dieſe Stiftung und befreite ſie von aller Steuer, Mauth und Zoll. Außerdem mußten Adelige und Geiſtliche, die Hofdiener

allein ausgenommen, mit den Bürgern gleich zu den Lasten der Stadt beitragen. Noch eines anderen Gesetzes ist zu erwähnen; fremde Weine durften nur in einer einzigen Taverne geschenkt werden, die auf Rechnung und zum Nutzen der Stadt betrieben wurde.

So gut es Albrecht auch meinte, war seine Regierung doch nicht ohne bedeutendes Unglück. Die Pest brach 1370 und noch viel heftiger 1381 wieder aus; am Stephans Freithof allein wurden 15,000 Leichen begraben. Als man in neuerer Zeit die Magdalenacapelle dort abgebrochen, fand man ein ganzes Gewölb voll kleiner Splittern von Menschengebein.

Während die Kämpfe der Häuser York und Lancaster England mit Blut tränkten; die Feindschaft der Häuser Orleans und Burgund Frankreich an den Rand des Verderbens brachte; in den Städten Italiens Anarchie oder Tirannei wütheten; Blutsverwandte Fürsten einander beim Gastmal mordeten; herrenlose Miethsoldaten von allen Enden in Hütten wie in Pallästen raubten; in Deutschland unter einem Kaiser, der sich wenig darum bekümmerte, das Faustrecht wieder waltete; selbst in der Kirche 2, bisweilen 3, Päpste einander entgegen standen; war das glückliche Oesterreich das ruhigste Land in ganz Europa gewesen.

Nach Carls IV. Tod zeigte sich das Ueble eines Wahlreichs; Er hatte Gold aufgehäuft, sein Haus hatte zwei Kurstimmen; dadurch ward es möglich,

daß, mit Umgehung vieler trefflicher Fürsten, sein älteſter Sohn Wenzel zum Kaiſer gewählt wurde. Eben der Wenzel, welcher beſtändig mit dem Scharfrichter, als ſeinem Herrn Gevatter umher ritt; den Heiligen Johann von Nepomuck von der Prager Brücke ſtürzen ließ; ſich täglich betrank; deſſen Gemahlinn Johanna von Bayern an ſeiner Seite im Bette von ſeinem Lieblingshund zerriſſen wurde; und der zum Ueberfluß noch Wenzel der Faule hieß. Unter ſolchem Kaiſerregiment löſten ſich nothwendig alle Zügel der Geſetze und der geſellſchaftlichen Ordnung; Adel, Städte und Landvolk ſtanden in wilder Feindſchaft gegen einander. Das Uebel verbreitete ſich endlich auch nach Oeſterreich; wechſelſeitig wurden Bürger und Edle und Landleute angegriffen, beraubt, in Gefangenſchaft geſchleppt, erſchlagen. Ein ſolcher Räuber, der Lichtenecker genannt, der den Wienern viel Schaden gethan, hatte die Kühnheit, ſich am hellen Tage in die Stadt zu wagen; da ſchlug ihn ein tüchtiger Fleiſchhacker am hohen Markt wie einem Stück Rind vor den Kopf. Ein anderer Raubritter war Wilhelm Rohrer auf der Feſte Leonſtein; wie einſt gegen Rauheneck zogen die oft beleidigten Wiener unter dem Bürger und Ritter Zacharias Haderer gegen ihn; hier 1381 wurde zum erſten Mal in Oeſterreich vom Schießpulver Gebrauch gemacht; mit großen Kugeln ſchoßen ſie ſeine trotzigen Mauern und Thürme in Trümmer.

Kaiſer Wenzel hatte es mit ſeinen Gewaltthä-

tigkeiten dahin gebracht, daß sein eigner Bruder Sigmund (durch seine Vermählung mit Ludwigs des Großen ältester Tochter Maria, König von Ungarn) so wie sein Vetter Jobst Markgraf von Mähren, sich gegen ihn verbanden; ihn 1394 gefangen nahmen, und dem Oberstburggrafen Heinrich von Rosenberg in Verwahrung gaben. Als sein jüngster Bruder Johann von Brandenburg mit einem Heere zu seiner Befreiung heranzog, führte ihn Rosenberg von einer böhmischen Burg zur andern; endlich gar nach Oberösterreich auf das den Stahrenbergen gehörige Schloß **Wildberg** im Haselgraben. Die Beweggründe zu Herzog Albrechts sonderbaren Benehmen bei dieser Gelegenheit sind niemals bekannt geworden. Er mißbilligte Wenzels Thun im höchsten Grad; stellte den gegen ihn Verbündeten 600 Lanzenträger zur Hülfe; ließ aber nun die Stahrenberge hart an, daß sie ohne sein Wissen und Willen den Kaiser in ihrer Burg gefangen hielten; befahl, ihn ohne Lösegeld frei zu geben und nach Budweis zu begleiten. Im geraden Gegensatz stand sein Betragen gegen Johann von Lichtenstein den jüngeren, der wegen seines Ansehens und Reichthums allgemein der gewaltige Hofmeister genannt wurde. Wenzel hatte ihn zu seinem geheimen Rath ernannt, ihm einen Pallast in Prag geschenkt, und ausgezeichnete Gunst bewiesen; diesen forderte er auch auf, ihn aus der Haft zu Wildberg zu befreien. Was nun Lichtenstein dießfalls gethan, ist eben so wenig bekannt; aber er wurde sammt seinem Bruder Hart-

nied und seinen Neffen in strenges Gefängniß geworfen. Nur auf unabläſſige Verwendung des Burggrafen von Nürnberg, und des Grafen von Cilly wurde er freigelaſſen; jedoch war ihm verboten, nach der Urſache ſeiner Beſtrafung zu fragen, und er mußte alle ſeine Beſitzungen am rechten Donauufer der herzoglichen Kammer überlaſſen. So kam die Feſte **Lichtenſtein** bei Mödling in fremde Hände, und erſt 1807 kaufte der jetzt regierende Fürſt Johann ſie von dem Fürſten Poniatowsky zurück.

Eine kurze Erzählung von zwei merkwürdigen Wienern aus der Herrengaſſe gehört in jene Zeit. **Chriſtoph von Lichtenſtein**, durch das Unglück ſeines Hauſes gebeugt, verließ Oeſterreich und Deutſchland um fremde Kriegsdienſte zu ſuchen. Carl V. von Frankreich führte einen ſchweren Vertheidigungs-Krieg gegen England; der Kriegsruhm des Connetable Bertrand von Gueclin zog den jungen Lichtenſtein an; in der fernen Picardie trat er als gemeiner Reiter ein. Bald aber feſſelte ſeine kühne Entſchloſſenheit, und ſein Erfindungsgeiſt das Erſtaunen der Menge und der Aufmerkſamkeit des Connetables. Als nun wieder offenbar dieſe Eigenſchaften Lichtenſteins einen lange zweifelhaften Kampf ſiegreich entſchieden, meinten der König und der Connetable, ein gemeiner Reitersmann ſei das nicht, und wollten wiſſen wer er wäre. Sie ließen ihn alſo vor ſich in den Kreis der Kriegshauptleute rufen, und zugleich ſein Gepäck durchſuchen. Die allgemeinen Lobſprüche und die beſonders gütigen Worte des Königs,

vernahm er mit beſcheidenen Anſtand; auf die Frage um ſeinen Namen erwiederte er die Bitte, man möchte ihn als einen unbekannten Unglücklichen betrachten. Da kam Einer von denen, die ſein Gepäck durchſuchten, herbei geſprungen; er hatte das Lichtenſteiniſche Wappen an goldener Kette gefunden. Nun verhehlte Chriſtoph ſeinen Namen nicht länger. Der Kreis der Kriegshauptleute jauchzte ihm ſtürmiſch zu; der König ernannte ihn zu ſeinem Rath und Oberſten, und gab ihm eine reiche Beſtallung, die ihm auch nach ſeiner Heimkehr ins Vaterland verblieb.

Johann von Traun unternahm zuerſt eine Preußenfahrt; focht unter den deutſchen Rittern gegen die Heiden, und erſchlug mit eigener Hand einen reußiſchen Herzog. Dann ging er nach England, um Eduard III. gegen Frankreich zu dienen. Mit dem Prinzen von Wales, der ſchwarze Prinz genannt, ſchiffte er nach Guienne über; und in der berühmten Schlacht bei Poitiers, wo 48000 Franzoſen von 12000 Engländer geſchlagen worden, hatte Trauns Tapferkeit alle Anderen übertroffen; ſo daß ihm beim Siegesmal der ſchwarze Prinz obenan zwiſchen ſich und den gefangenen König von Frankreich ſetzte. Nun verſuchte ſich Traun auch zur See, eroberte ein feindliches Schiff, und brachte es dem König Eduard zum Geſchenk. Mit anſehnlichem Reichthum, und weltkündigen Ruhm kam er heim in die Burg ſeiner Väter.

Herzog Albrecht verlebte ſeine letzten Jahre größtentheils in Lachſenburg, und war dort ſelbſt

der beste Baumeister und Gärtner, Kenner und Sammler fremder Thiere und Gewächse. Dort starb er auch am 29. Aug. 1595, 46 Jahr alt, und wurde unter Begleitung der Geistlichkeit, der Universität und der Bürgerschaft mit lauter aufrichtiger Klage nach St. Stephan begraben. Er hinterließ einen reichen Schatz, und ein einziges Kind, seinen Sohn gleiches Namens; der bereits 18 Jahr alt und mit der zu Wien für ihn erzogenen Johanna von Bayern vermählt war. Der holden Beatrix Witwensitz war zu Berchtholdsdorf.

Die Leopoldinische oder Steyrische Linie.

Es ist schon erwähnt worden, daß Leopold II., Albrechts III. Bruder viele Kinder, und daß dieser ihm alle seine Länder bis auf Oesterreich abgetreten hatte. Da die männlichen Nachkommen Albrechts III. nach 62 Jahren ganz ausstarben, unter Albrecht IV. eigentlich Leopolds II. ältester Sohn Wilhelm regierte, und in den ersten Jahren nach dessen Tode, Leopolds II. Söhne Leopold III. und Ernst die Vormundschaft führten, muß hier von Leopold II., dessen Nachkommen den Habsburgischen Stamm fortpflanzten, Einiges angeführt werden.

Seit man die Hoffnung auf Wiedereroberung des heiligen Landes aufgegeben, hatte sich der Orden der deutschen Herrn, vorzüglich aus den habsburgischen Ländern, gegen die heidnischen Preußen, ein tapferes, aber grausames Volk gewendet. Viel

deutſches Blut iſt da gefloſſen, mancher Ritter hat unter ſchrecklichen Martern geendet, aber der Hauptzweck wurde erreicht, ein ganzes Königreich erobert und zum Chriſtenthum bekehrt, nebſtbei milde Sitten eingeführt, viele ſchöne Städte erbaut, die deutſche Sprache jenſeits der pohlniſchen gegründet.

Der feurige und ehrgeizige Leopold II., den die Geſchichte den Frommen nennt, aber den Ruhmbegierigen nennen ſollte; fand ſich als achtzehnjähriger Jüngling ſchon, ſieben Jahre vor ſeinem älteren Bruder, von leidenſchaftlichem Eifer für den Ruhm ſeines Hauſes zu einem Zug gegen die Preußen angetrieben. Großen Aufwand wie Jener konnte er nicht machen, er beſaß für ſeinen Theil erſt die Vorlande und Tirol zur Hälfte; an ritterlichen Thaten, die ihm den Beifall des ruhmbedeckten deutſchen Ordens in hohem Grade erwarben, ließ er es nicht fehlen. Nachdem er ſo ſich ſelbſt ehrenvoll in die Welt eingeführt hatte, bezeichnete er jedes Jahr mit einer Unternehmung zur Vergrößerung ſeines Hauſes. Er vermehrte zuerſt ſein Gebiet durch Freiburg und Breisgau; von Montfort kaufte er Feldkirch, von Werdenberg erhielt er Pludenz, Sargans, Rheinthal; von Kaiſer Wenzel Ober- und Nieder-Schwaben, Einkünfte von Augsburg und Giengem. So wie ſeine Söhne heranwuchſen, trat ihm ſein gütiger Bruder Tirol ganz, Steyer, Kärnthen, Krain nach einander ab; die Stadt Trieſt unterwarf ſich ihm freiwillig.

Allein, jedes Glück hat ſeinen Gipfel, von da

geht es nur abwärts. Der nach Albrechts I. Tod zwiſchen Schwyz, Uri und Unterwalden geſchloſſene Bund verbreitete ſich weiter; eine öſterreichiſche Beſitzung nach der andern trat dem Bunde bei, und ſagte ſich vom deutſchen Reiche los. In Schwaben entſtanden Unruhen, die Städte am Rhein traten in einen Bund; beſonders Luzern reizte die öſterreichiſchen Städte zum Abfall, gab den habsburgiſchen Städten Sempach und Reichenſee das Bürgerrecht. Nun wollte Leopold dem Unweſen ein Ende machen, und Luzern beſtrafen. Er ſtillte die Unruhen in Schwaben, löste den Städtebund, trennte Zürich vom Schweizerbunde. Er berief ſeinen Adel nach Baden, und rückte nach Surſee vor; die Schweizer ſtanden ſchon bei Sempach. Es wurde Kriegsrath gehalten. Einer meinte wohl, es ſei noch nicht die ganze Macht beiſammen, man ſollte die Nachkommenden abwarten, doch zum Unglück für Leopold und ſeine Gefährten war das der Freiherr von Haſenburg. Man trieb ein leiſes Geſpött mit dem Namen, und ein junger Edelmann rief auf: »Mit dieſer Handvoll Bauern werden wir noch dieſen Abend fertig.« Leopold beſchloß den Angriff. Man fand die Wege für die Pferde zu eng und zu ſteinig, ſtieg ab und drang geſchloſſen vor. Die Schweizer lagen auf den Knien; »Sie ergeben ſich« riefen Einige. »Nein, ſie beten,« ſprach Leopold. Sie mögen eifrig gebetet haben; Arnold Winkelried trat hervor: »Sorgt mir für Weib und Kinder, Landsleute, ich mache euch eine Gaſſe.« Mit dieſen

Worten umfaßte er mehre Lanzen der Oesterreicher, die sofort seine Brust durchdrangen. Durch diese Großthat waren die geschlossenen Reihen geöffnet, die Schweizer drangen ein, und siegten durch Beweglichkeit und kurze Waffen über die schwer gerüsteten Ritter, deren Knechte auf den Rossen entflohen. Noch einmal blitzte Leopolds hoher Geist auf. Nachdem Eschelohe und Aarburg nach einander mit dem österreichischen Panier todt hingestürzt waren, mahnte man ihn auf seine Sicherheit zu denken. Er hob die blutige Fahne auf, und schwang sie über sein Haupt: »Ich will siegen oder sterben mit Ehren!« Damit warf er sich in den dichtesten Haufen. Er und 650 Grafen, Herren und Ritter blieben auf dem Platze. Der 9. Juli 1386 war dieser Unglückstag.

Leopold II. hinterließ vier Söhne, die alle der Welt von sich zu reden machten: Wilhelm, Leopold III. Ernst, Friedrich II. Wilhelm der Schöne, auch wohl der Bezaubernde, der Unwiderstehliche genannt, war das Abbild seiner Mutter, der reizenden Viridis, der Haupterbe von des Vaters Tapferkeit, und von Gott reichlich mit Verstand gesegnet. Er war von Ludwig dem Großen, König von Ungarn und Polen zum Gemahl seiner jüngeren Tochter Hedwig und zum künftigen König von Polen ausersehen; Ludwigs Tod vereitelte die glänzende Hoffnung. Wilhelm war bei seines Vaters Fall in fernen Landen abwesend.

Leopold III. der Stolze genannt, hatte Feuer und Ehrgeiz in vollem Maße vom Vater geerbt.

Obschon erst 15 Jahr alt, doch jetzt der Aelteste der Anwesenden, theilte er die Erbschaft des Vaters redlich und verständig. Dem Wilhelm sprach er Kärnthen, Krain und die Stadt Triest zu, dem Ernst Steyer, dem Friedrich Tirol; sich selbst begnügte er mit den Vorlanden, das ist mit den Besitzungen in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, denn er brannte vor Begierde des Vaters Tod zu rächen. Schnell hatte er seinen Adel versammelt, und griff die Schweizer bei Näfels an. Auch er, und abermal aus Geringschätzung des Feindes, wurde geschlagen; doch hatte er sich so tapfer gehalten, daß diese Niederlage nur einen siebenjährigen Waffenstillstand zur Folge hatte, den er 1394 auf 20 Jahre verlängerte. In dieser Waffenruhe ergriff ihn die Lust zu reisen; er durchzog Burgund und Frankreich, gewann an neuen Bedürfnissen, verlor an altem Charakter. Später, als Vormund Albrechts V. erwarb er sich nur gerechten Tadel und Haß, und starb ruhmlos mit 40 Jahren.

Ernst, von seiner seltnen Körperkraft und strengen Ritterlichkeit der Eiserne genannt, hat auf eine romantische Weise sich Cimburgis, Prinzessinn von Massovien erworben, durch die allein der habsburgische Stamm fortgepflanzt wurde. Tapfer, friedliebend, redlich, gütig ward er geehrt und geliebt bis zu seinem Ende. Nachdem beide älteren Brüder gestorben waren, ohne Söhne zu hinterlassen, fielen ihm Wilhelms Länder, Friedrich dem II. Leopolds Besitzungen zu. Sein Sohn war Fried-

rich III., der den Kaiserthron viele Jahre besaß, und Maximilian I. war sein Enkel.

Friedrich II., ein ehr- und prachtliebender Fürst, der, seinem Worte getreu, auf dem Concilium zu Constanz den Papst Johann XXIII. in Sicherheit gebracht hatte, ward dafür von Kaiser Sigmund aller seiner Länder verlustig erklärt; daher Friedrich mit der leeren Tasche genannt. Er hatte nur einen Sohn, Namens Sigmund, der unbeerbt starb, so daß Maximilian I. zu seiner Zeit der einzige habsburgische Prinz war.

Albrecht IV.,

die Wunder der Welt zugenannt.

Bei Albrecht III. Tod war Albrecht IV. bereits 18 Jahr alt, also vollkommen geeignet, allein zu regieren; allein es war einige Wochen vorher sein Vetter Wilhelm, Leopolds II. ältester Sohn von seinen Ritterzügen nach Wien gekommen. Er hatte sich solchen Namen erworben, daß Adel und Bürgerschaft den nicht gerechten Anspruch, welchen er, 25 Jahr alt, als Aeltester des Hauses auf Mitregentschaft machte, unterstützten. Der geduldige und friedliebende Albrecht willigte ein, und nicht zum Schaden von Stadt und Land, denn Wilhelm besaß das Herrschertalent, das Albrechten mangelte, der mehr zu zurückgezogener Häuslichkeit geboren war, zur Andacht und stillen Betrachtung der Natur.

In diesem Geiste beschloß Albrecht eine Pilger-

fahrt in das heilige Land, obschon man ihm die große Gefahr dieses Unternehmens zeigte. Eben zu Pfingsten des vorhergegangenen Jahres war eine glänzende und lustige Schaar Franzosen unter dem Grafen von Artois über Wien nach Ungarn gezogen, dem König Sigmund zu Hülfe, der die Türken angriff, um das, damals noch christliche Constantinopel zu retten. Die Schlacht bei Nikopel 26. September 1396 fiel aber so unglücklich aus, daß die Franzosen fast alle getödtet oder gefangen wurden; Sigmund mehrere Monate als Flüchtling umherirrte, die Türken Ofen besetzten, und der Sultan Bajessid (Bajazeth) bis Pettau in Steyer streifte. Demungeachtet zog Albrecht, in der reinen Absicht etwas Gottgefälliges zu thun, die viel befahrene Handelsstraße nach Venedig, und ohne irgend einen Unfall, nachdem er an den heiligen Orten gebetet, und am Grabe des Erlösers den Ritterschlag empfangen, kehrte er mit vielen Kostbarkeiten und Seltenheiten zurück nach Wien. Die Dichter fabelten, er sei mit Hülfe eines leuchtenden Karfunkels auf unterirdischen Wegen bis nach Indien gekommen; habe dort Kriegsheere von Riesen und Zwergen, Menschen mit Schnäbeln und Schnauzen gesehen, u. dgl. m.

So gern er seinem Vetter Wilhelm die Regierungsgeschäfte überließ, war ihm doch die gewünschte Ruhe nicht gegönnt. Die Donau hatte Ende Juni 1402 ihre Ufer überschritten, den Tulnerboden und das Marchfeld gänzlich verheert; an manchen Orten war sie eine Meile breit, stand durch 10 Tag

in ſolcher Höhe, verſchlang mehrere Dörfer, und weit und breit alle Feldfrüchte. Der Metzen Getreide ſtieg bis 7 Gulden, und viele Menſchen verhungerten. Hiezu kam 1404 ein Krieg, eben als Wilhelm in Neapel war, ſeine Braut abzuholen. Die Markgrafen Jodok (Jobſt) und Prokop von Mähren, ſtritten mit einander um Znaim, deſſen ſich endlich Prokop bemeiſterte. Um es gewiſſer zu behaupten, nahm er die mähriſchen Raubritter Johann Sokol und Hynek Goldſteinsky zu ſich, die in Oeſterreich viel Greuel verübten, und bis an die Thore Wiens ſtreiften. Albrecht, um ſein Land wenigſtens von dieſer Plage zu befreien, brach ſelbſt mit 10000 Mann gegen Znaim auf und belagerte es mit alten Kriegsmaſchinen und dem neuen Geſchütz. Sigmund kam ihm zu Hülfe, und ohne Zweifel hätte es fallen müſſen, wären nicht beide Fürſten durch einen aus der Stadt in das Lager geſchlichenen Böſewicht vergiftet worden. Sigmund überſtand die damals gewöhnliche Heilart; er wurde bei den Füßen aufgehängt, bis das Gift von ihm ging, und lebte noch lange. Albrechten blieb davon ſolche Schwäche, daß man nur in einer Sänfte es wagen konnte, ihn nach Wien zurück zu bringen. Er erreichte es nicht, überall lief das Volk zuſammen, den gütigen armen Herrn zu ſehen. Im Dorfe Haſelbach raſtend hob er mühſam das Haupt, ſah umher, und ſprach ſeufzend: »O mein gutes Volk, welche Verwüſtung wirſt du erleiden!« In Kloſterneuburg verblich er am 14. September 1404 noch nicht vollends

27 Jahr alt. Man hat ihn (Mirabilia mundi) die Wunder der Welt genannt, vielleicht wegen seiner Kenntniß der Baukunst und außerordentlichen Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten, vielleicht wegen der Seltenheiten, die er aus dem heiligen Land mitgebracht, oder wohl gar wegen der erdichteten Fahrt nach Indien.

Unter seiner oder vielmehr seines Vetters Wilhelm Regierung wurde die Kirche Maria Stiegen ausgebaut. Albrecht III. hatte verordnet, es sollten zum Schutz der Armen zwei Ritter mit in dem Stadtrath sitzen, Wilhelm dagegen verordnete, Burgermeister und Rath sollten alljährlich erneuert, jederzeit von der ganzen Gemeinde gewählt werden, und niemals Vater und Sohn, Schwiegervater und Eidam, Brüder, Schwäger oder Vettern zugleich Rathsmitglieder sein. Für das wieder, besonders durch fremdes Geld, in Verfall gerathene Münzwesen wurden die Verordnungen Rudolphs IV. erneuert; alles fremde Geld wurde verrufen, es mußte zu den Münzern oder Silberarbeitern gebracht werden, und diese allein durften Silber und Gold kaufen. Damals entstand das sogenannte Stadtgut, Herzog Wilhelm hatte Inseln zwischen den Donauarmen seinem treuen Kämmerer und Gefährten Lorenz geschenkt, und dieser sie der Stadt verkauft, worüber ihm der Herzog 28. Mai 1396 einen Bestätigungsbrief ertheilte. Herzog Wilhelms Braut, Johanna von Neapel zog in einem prächtigen Gläser-

wagen ein, ganz Wien lief zusammen, den ersten Wagen dieser Art zu sehen.

Kaiser Wenzel wurde 1400 von den Kurfürsten und von den Böhmen wegen seiner Grausamkeit abgesetzt, von seinem jüngeren Bruder Sigmund abermals gefangen genommen, und 1402 dem Herzog Wilhelm zur Verwahrung in Wien vertraut. Das jetzige Salzamt, einst dem bürgerlichen Geschlechte Stoß, dann den Herrn von Prag Freiherrn von Windhag gehörig, nachmals herzoglich und eine kurze Zeit Münzhaus, stand damals hart an der Stadtmauer, und war mit Thürmen wohl verwahrt. Dort saß Wenzel fünf Vierteljahr. Nun wird erzählt, der Fischer Hanns Grundel habe ihm unter Fischen, die er brachte, ein seidenes Seil zugesteckt, an welchem er sich in den Graben herabgelassen. Andere sagen, er habe durch den Fußboden in den Stall herab durchgebrochen. Genug, der Fischer brachte ihn verkleidet bei Stadlau über die Donau; dort wartete seiner Johann von Lichtenstein mit 50 Schützen, brachte ihn zuerst auf sein Schloß zu Nikolsburg, dann nach Prag.

Albrecht V., als Kaiser der II.

Albrechts IV. einziger Sohn war bei des Vaters Tod noch nicht ganz 8 Jahr alt. Wilhelm führte als Vormund die Regentschaft fort. So wie unter Wenzels übler Regierung, und in den Kriegen zwischen ihm und seinen Gegenkaiser Rupert den Pfälzer, in

BIBLIOTECA NAZIONALE V.E. ROMA

Deutschland das Faustrecht wieder allgemein wurde; wie mährische Raubritter vor Kurzem, Oesterreich jenseits der Donau plünderten; so fielen nun dießseits der Donau ungrische Räuber ein, und thaten großen Schaden. Wilhelm griff rasch und mit starker Hand zu; erschlug eine gute Anzahl, brachte viele gefangen nach Wien, hängte die Rädelsführer an hohe Galgen, warf die Uebrigen, wenn auch Edelleute darunter waren, in tiefe Kerker; und ängstigte sie so lange, bis sie mit schweren Lösegeld den verursachten Schaden ersetzten, und Urfehde schworen. König Sigmund schickte Gesandtschaft, um sich darüber zu beschweren. Wilhelm schickte Gesandte entgegen; und als Sigmund hochfahrend ihnen vorwarf, daß sein Gebiet verletzt, seine Unterthanen zu schmählicher Strafe nach Wien geschleppt worden, antwortete Remprecht von Waldsee: »Ihr irrt euch, o hoher Herr, gar sehr, so Ihr etwa meinet, unser Herzog habe uns hergeschickt zur Abbitte. Er fürchtet den Krieg nicht, nur will er ihn nicht anfangen; und hat den Frieden nicht verletzt, indem er schädliche Leute, die ohne daß Ihr es gehindert, aus eurem Lande in seines gefallen, zur Strafe gezogen. Wollt Ihr aber, wie es fast scheint, durchlauchtigster König, die Waffen walten lassen, so wißt; ich stelle dem Herzog tausend wehrhafte Reisige, und unterhalte sie ein volles Jahr auf meine Kosten. Mein Bruder Ulrich und meine übrigen Herrn Mitgesandten, alle reicher und mächtiger als ich, thun wenigstens eben so viel; sehr vieler Anderer gleiches Sinnes, die zu

Hauſe ſind, nicht zu gedenken.« Die tapfere Rede verfehlte ihren Eindruck nicht; bald war Alles freundſchaftlich abgethan, und Sigmund fing an, ein Herz zu den Oeſterreichern zu gewinnen.

Der edle Herzog Wilhelm, deſſen frühere ſeltſame Schickſale ein anziehender Gegenſtand für eine eigene, hier zu weit abführende Geſchichte wären, ſtarb (15. Juli 1406) 36 Jahr alt zu Wien ohne Kinder. Durch ſeinen Tod traten böſe Jahre ein für Wien und Oeſterreich.

Die Stände huldigten zwar ſogleich dem neunjährigen Albrecht V., und beriefen der Ordnung nach ſeinen nun älteſten Oheim Leopold III. Wilhelms Bruder zur Vormundſchaft. Seiner Regentſchaft Anfang war auch gemäßigt; allein er war nicht ein Mann des Friedens. Seine herkuliſche Größe und Kraft, ſeine Meiſterſchaft in allen ritterlichen Uebungen machte ihn ſtolz; ſein langer Aufenthalt an den Höfen von Frankreich und Burgund gab ihm eine tiefe Verſtellungskunſt; ſeine Verſchwendung machte ihn geldgierig. Zum Ueberfluß ſtand ihm als Freund und Rathgeber ein Mann zur Seite, der auch die Welt nur um ſeinetwillen geſchaffen glaubte; ein Mann von glänzender Gelehrſamkeit, gefährlicher Beredſamkeit und unerſättlichem Ehrgeiz. Berthold von Wähingen hieß er, zuerſt Dompropſt bei St. Stephan und Kanzler der Univerſität, dann Domherr zu Paſſau und Pfarrer zu Großrußbach, Herzog Wilhelms Hofkanzler, endlich Biſchof zu Freyſingen; zuletzt durch Leopold III. dem Capitel zu Salzburg

als Erzbischof aufgedrungen. Obschon das Capitel ihn niemals anerkannte, er auch von dem Erzbisthum auf keine Weise Besitz nehmen konnte, legte er doch den Titel bis zu seinem Tode nicht ab. Nicht bald war ein Mann so allgemein verhaßt als dieser Bischof Berthold; den man wußte wohl, daß er es war, der die anfangs milde Regentschaft Leopolds in strenge Herrschaft verkehrte. Sie verfuhren ohne Schonung; geberdeten sich als Herrn, suchten das Geld, wo es zu finden war, legten willkürliche Schätzung auf die Geistlichkeit und auf die Bürger von Wien. Das erzeugte großen Widerwillen, aber Furcht hielt die Meisten zurück; Manche wußte Berthold zu gewinnen. Nur ein Theil des Adels, an dessen Spitze, von Furcht und Hoffnung gleich unbewegt, die tapfern Waldsee, so wie der Rath und die ansehnlichen Bürger von Wien standen treu für das Recht des unmündigen Albrechts V.; und hatten den Muth, Leopolds Bruder, Ernst den Eisernen von Gratz zur Mitvormundschaft zu berufen. Leopold wich nach Neustadt, und ließ sich auf Unterhandlungen ein; aber nur zum Schein, um Zeit zur Rüstung gegen seinen Bruder zu gewinnen. Der Bischof hetzte inzwischen die unruhigen Köpfe Wiens gegen den Rath auf. Das Land litt, da Leopold, um sich zu verstärken selbst die mährischen Räuber unter seine Reisige aufgenommen hatte; in der Stadt stritten die Parteien gegen einander. Kein Tag verging ohne blutige Händel; der Rath sah sich zur Strenge genöthigt, und ließ die zwei vorzüglichsten

Rädelsführer, Wolfgang, einen Krämer am Lichtensteg, und den Schneidermeister Hermann nebst drei Andern den 5. Jänner 1408 am hohen Markt enthaupten. Unter solchen Umständen glaubte Ernst dem Lande mehr zu schaden als zu nützen, und ging nach Gratz zurück. Leopold und der Bischof zogen wie im Triumph in Wien ein, und schienen anfangs gar nicht zu wissen, wer es mit Ernst gehalten. Plötzlich hörte man in der Nacht einen starken Knall; Friedrich von Waldsee hätte mit seinem Bette in die Luft gesprengt werden sollen. Man wußte mit dem Schießpulver noch nicht recht umzugehen; er ward nur stark verletzt, und starb am dritten Tage. Leopold und der Bischof wurden laut und allgemein als die Urheber dieser Missethat angeklagt; sie waren trotzig genug, es nicht einmal zu widersprechen.

Remprecht von Waldsee, den nichts beugte, veranlaßte eine Versammlung der Stände in St. Pölten, und rief inzwischen den Herzog Ernst wieder nach Oesterreich; allein die Parteien waren so erbittert, daß sie sich eben so wenig vereinigten als das Jahr vorher zu Klosterneuburg. Als die Wiener Deputirten auf der Heimreise den Riederberg herabritten, wurden sie von einem Trupp Räuber angefallen. Hätten sich Alle gehalten, wie der wackre Bürgermeister Conrad Vorlauf und der junge reiche Flußhard, so wären die Räuber trotz ihrer Uebermacht mit blutigen Köpfen weggekommen. Allein die übrigen Deputirten, betagte Männer, gaben sich fast ohne Widerstand gefangen; Flußhard wurde

erſtochen, und ſo gerieth auch der Bürgermeiſter in Gefangenſchaft. Sie wurden zuerſt auf das Schloß Kegel, dann auf Kreuzenſtein, endlich auf Ternberg geſchleppt, und nur gegen 2000 Gulden Ranzion losgegeben. Die Deputirten erkannten nun, daß es nicht blos gemeine Räuber waren, denen ſie in die Hände gefallen; ſondern auch Edelleute, Anhänger Herzogs Leopold darunter; und ſie hatten guten Grund zu glauben, daß Er ihnen dieſen Umfall bereitet, weil ſie es geweſen, die zu St. Pölten am lauteſten gegen ſein gewaltſames Regiment geſprochen. Damit wurde es indeſſen nur noch ärger; der Rath hatte, um ſich des immer durch Berthold aufgehetzten Pöbels zu erwehren, einige Gaſſen mit Ketten ſperren laſſen. Leopold verlangte, daß die Ketten weggenommen, und ein Stück der Stadtmauer eingeriſſen werden ſollte; ein Begehren, dem der Rath wohl auf den Grund ſah, und es trocken verweigerte; was den Haß des Herzogs neuerdings entflammte.

Nun fügte es ſich, daß für die Bedürfniſſe der Stadt eine Abgabe auf Weinfäſſer und Leſegeräthe gelegt wurde; Einige murrten, am lauteſten wie immer die, welche am wenigſten zu zahlen hatten. Die Aufhetzer feierten nicht; ein Haufen Volkes trat vor den Herzog, klagte über den Rath, und begehrte Ausmuſterung desſelben. Leopold ergriff die Gelegenheit zur Rache, ließ den Bürgermeiſter mit den ehrwürdigen Rathsherrn, Conrad Ramperſtorfer und Johann Rack am 7. Juli 1408 in das Gefäng-

niß werfen; und ohne auf irgend eine Vorstellung oder Fürbitte zu hören, nach 3 Tagen, am 11. des Morgens enthaupten. Ein Grabstein in der Stephanskirche, ganz oben neben dem marmornen Grabmal Friedrichs IV., gibt in lateinischen Versen Zeugniß von dem hohen Ansehen, in welchem sie gestanden.

Leopold wandte durch solchen blutigen Ausbruch seines lange verhaltenen Grolles gegen Wien noch mehr Gemüther von sich ab; zumal er alles Eigenthum der Ermordeten, und selbst die bei ihnen gefundenen Depositen an sich zog. König Sigmund drohte ihm, Rembert von Waldsee both ihm offene Fehde, Herzog Ernst trat nun mit ansehnlicher Kriegsmacht auf.

Unter diesen Verhältnissen gelang es endlich dem Wiener Dompropst, Georg von Lichtenstein einen Vergleich zu Stande zu bringen, den König Sigmund als Vermittler bestätigte. Leopold mußte den Bischof Berthold, der den wohlgesinnten Wienern über Alles verhaßt war, von sich entfernen; und er sollte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst, mit gleichem Recht und gleicher Gewalt die Vormundschaft führen. Zum Krieg kam es also nicht, aber zu einer wahrhaften Aussöhnung auch nicht; Leopold residirte in Neustadt, und hielt in der Burg daselbst den jungen Albrecht verschlossen; Ernst hielt sich in Ebenfurt und Himberg auf. Abwechselnd kam Einer und der Andere nach Wien, um ihr Recht gegen einander zu verwahren. Leopolds Räubervolk

ſetzte noch immer dem biedern Waldſee mit Feuer und Schwert zu; doch ohne ihn wanken zu machen.

Die Peſt brach abermals 1410 in Wien und Oeſterreich aus; über 1000 Studenten ſtarben hier, die übrigen ergriffen die Flucht; denn die Peſt ſchien dieß Mal vorzüglich nur junge Leute zu befallen. Aus gleicher Urſache ſchickte Leopold den jungen Albrecht aus der ſumpfigen Umgebung Neuſtadts in die reinere Luft der Feſte Stahrenberg am Gebirg. Waldſee erkannte den günſtigen Augenblick, erſchien unvermuthet vor Stahrenberg mit ſeinen Getreuen; erſtieg es, und führte mit Leopold von Eckardsau allein Albrechten auf Umwegen über die Donau nach Eggenburg. Durch ſeine übrigen Kampfgenoſſen entboth er eiligſt eben dahin Prälaten und Herren, Ritter und Städte. Albrecht war zwar kaum 14 Jahr alt, aber hoch aufgewachſen, von unverzagter Rede, ungemeiner Stärke, und früh reifen Verſtande; ſeine großen blauen Augen ſahen freundlich aus einem einnehmenden Angeſicht. Die verſammelten Stände begrüßten ihn mit einſtimmigem Frohlocken als ihren Landesfürſten. Leopold war ſchon über die Entführung Albrechts in Wuth gerathen, und wußte nur nicht gleich, wohin er ſeine Rache wenden ſollte; als er nun vollends den Beſchluß der Stände erfuhr, rührte ihn der Schlag. Wenige Wochen darnach tödtete auch ſeinen Freund Berthold der Verluſt ſeiner Bedeutenheit, und die Furcht vor Vergeltung. So hatte Gott ſelbſt dem Unfrieden ein Ende gemacht.

Herzog Ernſt ſchickte die Bothſchaft von Leopolds Tod an Albrecht, mit der Einladung in die Burg ſeiner Väter. Eine unzählbare Menge begleitetete den Fürſten nach Wien; von allen Thürmen wehten Fahnen, alle Glocken läuteten, Muſikchöre tönten von den Häuſern, aus allen Gaſſen tauſendſtimmiger Jubel. Die Geiſtlichkeit zog dem Herzog mit allen Heiligthümern, die Ritterſchaft in vollem Schmuck zu Pferde; Bürgermeiſter und Rath mit den Schlüſſeln der Stadt bis vor die Thore entgegen. Bei St. Stephan bewillkommte ihn die Univerſität; nach feierlichem Lob- und Dankamt bezog er erſt die herzogliche Burg.

König Sigmund ward noch in demſelben Jahr zum Kaiſer erwählt, und erklärte Albrechten, obſchon im Haus Habsburg das ſechzehnte Jahr in der Regel war, nach eben zurückgelegten 14 Jahr »wegen Nothdurft des Landes« für volljährig. Ernſt zog in ſein Herzogthum Steier, wo er noch 14 Jahr lebte, ohne den Frieden von Oeſterreich zu ſtören. Auch die alte Feindſeligkeit zwiſchen den Häuſern Habsburg und Lurenburg war in Bezug auf Albrecht ſo ganz verſchwunden, daß Sigmund ihm ſeine einzige fünfjährige Tochter und Erbinn feierlich verlobte.

Als Albrecht den Thron beſtieg, war durch das böſe Beiſpiel des übrigen Deutſchlands, und durch lange innere Zwietracht und Verwirrung faſt ganz Oeſterreich zu einer Räuberhohle geworden; nach wenigen Jahren rühmten von ferne kommende Kaufleute wie die Nachbarn, daß man in Oeſterreich durch

Feld und Wald das Geld in offner Hand tragen könnte. Der 15jährige Fürst brach die Bergschlösser der Raubritter, und erkannte den verbrecherischen Burgherrn ohne Gnade den Strang zu. Zwei seiner Lieblinge, ein Truchseß und ein Schildknappe eigneten sich durch Urkundenverfälschung Erbschaften zu; nichts half ihnen seine Gunst, unerbittlich ließ er das Gesetz walten, das sie zum Feuertode verdammte.

Alle Züge seines vortrefflichen Herrschergeistes zu sammeln würde hier zu weit führen, es ist kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchen er nicht, oft aus entfernten Feldlagern, und unter den wichtigsteu Kriegs- und Staatsangelegenheiten, selbst für die kleinsten Interessen seines geliebten Wiens Verordnungen erließ. Die Absicht dieses Buches erlaubt nur solche auszuheben, die uns Sitten, Gebräuche und Verhältnisse der Zeit erkennen lassen. Dem Dompropst und Capitel von St. Stephan und allen übrigen geistlichen Häusern wurde aufgetragen, sie sollten ihre Bauweine nicht in Fässern verkaufen, sondern »bescheidentlich ausschenken, nicht ungezogenen Leuten, die Lärm und Unfug treiben; auch sollten sie dazu weder Frühstück geben noch anderes Essen.« Die Weingärten der Wienerbürger erstreckten sich um die ganze Stadt durch einen großen Theil der jetzigen Vorstädte von der Donau bei Döbling bis wieder zur Donau bei Erdberg; zu ihrem Vortheil durfte im ganzen Stadtburgfried nur im Bräuhaus allein Bier geschenkt werden. Eine Gränzlinie

wurde zwiſchen Kaufleuten und Krämern gezogen; die Kaufleute durften nach dem Gewicht nicht unter 25. Pf., und nach der Elle nur einige ſehr koſtbare Stoffe verkaufen. Confect von Venedig war nur den Apothekern zu verkaufen erlaubt. Alle Handels- und Gewerbszweige waren ſcharf getrennt, und jeder Feilſchaft ohne Ausnahme ein eigener Platz angewieſen. So trägt die Gaſſe, die den Tuchhändlern angewieſen war, noch heute den Namen Tuchlauben; die Wechſelbänke waren beiſammen auf der Brandtſtatt; ſie wurden verkauft und durch Heirat übertragen. Man muß ſich dieſe Wechſelbänke nicht vorſtellen wie heutige Wechſelſtuben. Das Geſchäft beſtand blos in Geldwechſeln, und wahrſcheinlich ſah man von dieſen Wechſelbänken auf der Brandſtadt Muſter in den vor kurzem weggeſchafften Bürſtenbinder- und Kammmacher-Läden. Der Hoher (ſo hieß der Scharfrichter) und der Diebsſcherg (Gefangenwärter) ſollten nicht mehr auf den Märkten ſammeln, ſondern dafür eine Summe Geldes erhalten. Der Diebsſcherg bekam jährlich 26 Gulden, davon mußte er die Gefangenen ſpeiſen und auch den Hoher in der Koſt haben; wogegen ihm dieſer die Hälfte von dem, was er außer dem Burgfried mit ſeiner Meiſterſchaft verdiente, geben mußte. Jeder Schergenknecht erhielt jährlich 5 Gulden aus der Stadtkämmerei. Ein Maurer oder Zimmermann ſollte täglich über Sommer 20 Pfenninge, bei der Koſt 12; über Winter 14, bei der Koſt 8 erhalten; wer mehr gab oder nahm, verfiel in des Herzogs Ungnade.

Noch ſtand außer der Schlagbrücke keine Brücke über die Donau, obſchon der Handel nach Böhmen, Mähren und Pohlen, bei der wieder eingetretenen Sicherheit im Lande, immer lebhafter wurde. Man fuhr gewöhnlich die ſehr getriebene Straße nach Kloſterneuburg und dort nach Korneuburg über; wobei es häufig Streitigkeiten, Anſtände und Erpreſſungen gab. Albrecht berieth ſich mit der Bürgerſchaft, und beſchloß 1439, von der Stadt gerade aus auf ſeine und auf ihre Koſten über alle Donauarme Brücken zu bauen. Die Brückenmäuthe erſcheinen für unſern Geldwerth ſehr klein, für den damaligen waren ſie beträchtlich; doch zahlte man ſie lieber als man auf andere Weiſe überfuhr, was nach wie vor erlaubt war. Für ein Zugvieh vor einem beladenen ausländiſchen Güterwagen zahlte man 7 Pfenninge, vor einem inländiſchen 5, vor einem leeren 2, u. ſ. f. Eine Jungfrau Braut mußte für ihre Perſon 12 Pfenninge zahlen, eine Witwe Braut 24; waren ſie arm, ſo hatten ſie nur den zwei Brückenhütern ein Kränzchen und einen Hälbling (Häller) zu geben; ſonſt zahlte ein Fußgeher 1 Pfenning. Für die Schlagbrücke, wo die Fleiſchhauer ihre Schlachtbänke hatten, zahlten die Einwohner im Werd (Leopoldſtadt) alle Quatember 4 Pfenninge zur Stadt; ſonſt zahlte Niemand etwas auf dieſer Brücke, als wer Vieh auf die Weide hinüber trieb, von 4 Stück 1 Pfenning; herüber nichts. Von Herzog Albrecht iſt auch das von dem Piariſten Adrian Rauch herausgegebene »Stadtrecht von Wien und der Gemeinbrauch« in 150 Ti-

teln, die nicht wohl einen Auszug geſtatten. Nur iſt die Spielwuth jener Zeit merkwürdig, denn es ergibt ſich aus den Strafgeſetzen, daß die Leute nicht nur auf den Straßen ſpielten, ſondern ſogar, wenn ſie ihr Geld verſpielt hatten, Finger, Ohren und andere Gliedmaßen aufs Spiel ſetzten. Die Gevatterſchaft war noch ein Ehehinderniß. Der Wienerbürger Hanns Keuſchner wurde von Münchnern beim ſtrengen weſtphäliſchen Freigericht (der heiligen Vehme auf rother Erde) belangt; Albrecht nahm ſich ſeiner bei dem Bayernherzog Albrecht, dem Gemahl der unglücklichen Agnes Bernauerinn, an, und ſo ließen ſich die Münchner das Wiener Stadtrecht gefallen. Große Ehre macht ihm auch in jener Zeit, wo die Criminaljuſtiz noch grauſam war, ſein Befehl, die Gefangenen im Thurm am Kärnthnerthor (Kärnthnerthurm), welches das ſtrengſte Gefängniß war, menſchlich zu behandeln; ihnen genügende Nahrung, zu heiligen Zeiten etwas Wein oder Bier zu geben; ſie in Krankheitsfällen zu pflegen. Ein Schatten dagegen in dem ſchönen Bilde ſeines Lebens iſt es, daß er in Bezug auf die Juden dem Geiſt der Zeit nachgab. Wir haben geſehen, aus welchen Urſachen die Juden in früherer Zeit gehaßt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden; bald waren ſie wieder in großer Anzahl vorhanden. Die öftere Geldnoth der Fürſten machte ſie dieſen nothwendig und half ihnen zu manchem günſtigen Privilegium. Unermüdet waren ſie in Erfindung neuer Abgaben und Erpreſſungen, die ſie wie die meiſten Regalien, Do-

männen, Steuern und Zölle gepachtet, schon auf Jahre vorhinein große Vorschüsse darauf geleistet hatten, und sie mit empörender Härte eintrieben. Wie in Deutschland der Krieg des Adels, der Städte und der Landleute gegen einander ausgebrochen, Raub und Plünderung allgemein geworden war; wie dieses Uebel während Albrechts Minderjährigkeit sich auch nach Oesterreich verbreitet hatte, der Handel stockte, vielen Gegenden das tägliche Brot mangelte, da wurden die Juden mehr als je reich und verhaßt. Geraubte und gestohlne Kostbarkeiten kamen um eine Kleinigkeit in ihre Hände; andere Kleinodien als Pfänder; aller Metallreichthum als Zinsen, die jährlich das Capital übertrafen, oder durch ihre Pachtungen der landesfürstlichen Einkünfte. Aber der unblutige und verderbliche Krieg, den sie seit langen Jahren wider das Eigenthum aller Welt führten, wendete sich plötzlich greuelvoll und blutig gegen sie. Der steinreiche Jude Israel zu Enns kaufte in seinem Uebermuth von dem Meßnersweib der, einsam außer der Stadt gelegenen Pfarrkirche St. Lorenz consecrirte Hostien um schweres Geld; um durch deren Mißhandlung die Osterfeier der Christen 1420 zu verhöhnen. Das Geschehene ging von Mund zu Mund, ein allgemeiner Beschluß erfolgte. Am Donnerstag vor Pfingsten früh Morgens wurden alle Juden in ganz Oesterreich auf einmal gefangen, ihr Hab und Gut eingezogen, die Geringeren sogleich aus dem Lande gejagt, die Vornehmern, wenn sie die Taufe verweigerten, zu exem-

plarischer Strafe aufbewahrt. Viele ermordeten sich selbst im Gefängniß; am 14. März 1421 wurden blos in Wien auf der Gänsweide zu Erdberg 110 Juden beiderlei Geschlechts verbrannt, und ihre Asche ins Wasser gestreut. Ihre sämmlichen Häuser fielen der Stadt anheim.

Die Mitglieder des Schottenstiftes hatten ihre Zeit überlebt. Sie leisteten große Dienste zur Zeit der Kreuzzüge und der Pilgerfahrten, für die sie gestiftet wurden, da es aber nun damit lange vorüber war, erwartete und forderte man von ihnen Dienste in der Seelsorge. Diese konnten sie mit ihrer fremden Sprache nicht leisten, und doch ergänzten sie sich hartnäckig immer nur mit Schottländern oder Irländern. Der Papst Martin V. befahl ihnen auf Albrechts Verlangen, auch Deutsche und Leute von allen Nationen aufzunehmen; das wollten sie durchaus nicht, auch war ihre einst reiche Stiftung durch häufiges Tauschen und schlechte Wirthschaft so herab gekommen, daß sie bereits die Glocken im Thurm versetzt hatten. Sie begehrten also Reisegeld um in das Stift St. Jacob zu Regensburg zurückzukehren, aus dem sie ursprünglich gekommen, und zogen im August 1415 ab. Das Kloster wurde mit Deutschen besetzt, und der erste deutsche Abt, der gelehrte Meister (Professor) Niklas von Respitz ward durch deutschen Fleiß des tiefgesunkenen Klosters Wiederhersteller.

Auch in andern Klöstern war Unordnung und Zuchtlosigkeit eingerissen, Albrecht gab dagegen schar-

ſe Befehle, verordnete allgemeine Reformation in den Klöſtern und erhielt dazu päpſtliche Commiſſarien.

Daß er den Bau der Stephanskirche und des hohen Thurms vollendet, iſt ſchon geſagt worden. Er ſtellte auch die dreimal abgebrannte Michaelskirche wieder her. Insbeſondere iſt das Presbyterium und die Verlängerung beider Seitenchöre von ihm, man erkennt die ſpätere Bauart daran. Mit dem Lehrer ſeiner Jugend, dem Pfarrer zu Garſten Andreas Plank gemeinſchaftlich ſtiftete er die Chorherrn zu St. Dorothee. Aus der alten Kanzlei und dem herzoglichen Harniſchhauſe in der Rad und Färbergaſſe (Dorotheer- und Spiegelgaſſe) baute er ihr Kloſter; jetzt iſt die Neuburgergaſſe durchgebrochen.

Am 26. April 1422 war die Vermählung des 25jährigen Herzogs Albrecht mit der 15jährigen Kaiſertochter Eliſabeth bei St. Stephan. Bürgerſchaft und Univerſität von Wien, der Adel von Oeſterreich und viele ungriſche und böhmiſche Herren, Alles in höchſter Pracht verherrlichten dieſe Feierlichkeit, welche überdieß durch die Jugend und Schönheit des Brautpaares, und durch den Umſtand, daß Sigmund der letzte Luxemburger, mit ſeiner Tochter das Markgrafthum Mähren als Brautſchatz, und das Erbrecht auf Ungarn und Böhmen an das früher angefeindete Haus Habsburg gab, für Wien lange unvergeßlich bleiben mußte.

Ueberhaupt hat Kaiſer Sigmund, der ſchon mit 20 Jahren König von Ungarn in der Folge auch Markgraf von Mähren, König von Böhmen, Kur-

fürſt von Brandenburg und Kaiſer ward, während 50 Jahren ſo viel Einfluß auf Oeſterreich genommen, daß einige Worte über ihn hier nicht außer ihrem Platze ſein können. Sigmund war von großer herrlicher Geſtalt, noch mit 70 Jahren ein ſchöner Mann; wo er auftrat, gebot ſein Anſehen Ehrfurcht, gewann ſeine einnehmende Leutſeligkeit Liebe. Er war tapfer, ſtandhaft, von hohem Geiſte, gütig, aber im höchſten Grade leichtſinnig. Raſch und fröhlich griff er zu den Waffen, mit denen er doch ſelten glücklich war. Geſchlagen und flüchtig, oder inmitten der größten Angelegenheiten, ja ſelbſt als die ungriſchen Großen ihn eingeſperrt, war ſein einziger Kummer, neue Liebſchaften zu finden. Oft mußte ſein unermüdlicher Kanzler Kaſpar Schlick Staatsſchriften bei Seite legen, um Liebesbriefe zu ſchreiben. In ſolcher Uebereilung vermählte er ſich, nachdem er ſeine erſte Gemahlinn, König Ludwigs von Ungarn und Pohlen älteſte Tochter Maria, kinderlos verloren, mit der übel berühmten Barbara, deren Großvater noch ein kaum bekannter Freiherr von Sanneck war, und von Kaiſer Ludwig dem Bayer die Grafenwürde von Cilly erhielt. Sie war eine ſolche Sirene, daß Sigmund ſie zuletzt einſperrte, weil er überzeugt war, daß er keinem ihrer Begehren widerſtehen könne. Kriege und Liebſchaften koſteten ihm ſo viel, daß er Staatsgüter verſchleuderte, Titeln und Würden verlieh an Alle, die nur die Taxen zahlen wollten, ſelbſt das Kurfürſtenthum Brandenburg an den Grafen von Hohenzollern, den

Ahnherrn des Hauses Preußen verkaufte, und doch immer in Geldnoth war. Nicht selten lebte er blos von dem Privatvermögen seines treuen Kanzlers, und mehrmals ward der Stadt Wien die Ehre, das prächtige Silbergeschirr dieses Herrn von so vielen Kronen im Versatz zu haben.

Das Concilium zu Constanz fiel auch in die Regierung Albrechts, und war eine der ersten Verfügungen Sigmunds als Kaiser, die er mit ruhmwürdigen Eifer betrieb; denn neben Papst Johann XXIII. lebten Benedict XIII. und Gregor XII., die zwar abgesetzt, doch noch ihren Anhang hatten. Die Klosterzucht war überall in Verfall, und an vielen Orten Irrlehren verbreitet. Vierthalbhundert Bischöfe, Erzbischöfe und Cardinäle, gegen 600 Prälaten und Doctoren, und bei 2000 Herren des Adels versammelten sich am 1. November 1414 in Constanz.

Auf der Hinreise begleitete den Kaiser auf kurze Zeit seine Gemahlinn Barbara; und beim Schluß des Conciliums kam sie auch wieder mit ihm die Donau herab. Beide Mahle hielten sie sich einige Tage in Wien auf, und wurden mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Man hatte die Höflichkeit, den ihr besonders werthen Ritter ihres Gefolges Heinrich von Heidenreichsdürren bei dem festlichen Turnier den ersten Dank gewinnen zu lassen. Sie zeigte viel Gefallen an dem freudigen Leben; kaufte manches Bedürfniß ihrer Laune, und begehrte insbesondere von dem Bürgermeister Hölz-

ler zum Bau ihrer Luſtſchlöſſer in Ungarn Ziegelbrenner von Wien, die damals ſehr berühmt waren. Im Herzen aber waren ſie und ihr ganzes Geſchlecht, ſo lange Einer davon lebte, abgeſagte Feinde von Oeſterreich, und Sigmunds Leichtſinn verdarb Alles auf dem Concilium zu Conſtanz.

Johann Huß, ein Prediger zu Prag, war wegen Irrlehren angeklagt, und vor das Concilium gerufen. Da er ſeine Lehrſätze nicht widerrufen wollte, ward er zum Feuertode verurtheilt. Er und ſeine Freunde beriefen ſich auf das ſichere Geleit, das ihm der Kaiſer zugeſtanden, ehe er dem Ruf nach Conſtanz folgte; der Kaiſer ſchlug es in den Wind, und ließ Huſſen am 6. Juli 1415 verbrennen. Welche ſchreckliche Folgen das hatte, werden wir bald ſehen.

Eben ſo wollte Papſt Johann ſich nicht in Perſon auf das Concilium begeben, bis auf des Kaiſers Geheiß, Friedrich Herzog von Oeſterreich und Graf von Tirol, dem nach ſeines Bruders Leopold III. Tod auch die habsburgiſchen Beſitzungen in Schwaben, Elſaß und der Schweiz zugefallen waren, ſein Fürſtenwort für deſſen Sicherheit verbürgte. Das Concilium hatte indeſſen beſchloſſen, alle drei Päpſte abzuſetzen, und durch eine neue völlig freie Wahl die Einheit in der Kirche herzuſtellen. Johann, entſchloſſen, ungezwungen nicht nachzugeben, ſorgte für ſeine Sicherheit, und mahnte den Herzog Friedrich an ſein Wort. Dieſer, der vom Anfang an durch ſeinen Aufwand alle anderen Für-

sten überglänzte, veranstaltete ein überaus prächtiges Turnier; während der allgemeinen gespannten Erwartung, in welcher Pracht er selbst auf dem Turnierplatze erscheinen werde, entführte er den Papst verkleidet in seine Stadt Schafhausen. Darüber nun, als es bekannt wurde, war die Versammlung verschiedener Meinung. Ein Theil lobte ihn, daß er sein Wort mit List gelöst, was er mit Gewalt nicht vermocht hätte, und erhob ihn über Sigmund, der sein Wort gegen Huß gebrochen, obwohl er die Macht hatte, es zu lösen; die Gegner schrien über ihn, als hätte Friedrich Kirche und Reich den Türken ausgeliefert. Mit diesen hielt es der Kaiser; erbittert gegen Friedrich, der ihn früher durch seine Pracht, jetzt durch Lösung seines Fürstenwortes so tief in Schatten gestellt, erklärte er ihn in die Reichsacht, und aller seiner Länder verlustig, stellte den Burggrafen von Nürnberg an die Spitze der Reichsexecution, und hetzte die Schweizer gegen Friedrich. Seine Freunde verließen ihn, die alten Feinde standen gegen ihn auf, die viel gerühmte Treue der Schweizer hielt nicht Stich. Obgleich sie erst kürzlich den Frieden auf 50 Jahre beschworen hatten, ergriffen sie die Gelegenheit; und fast alles alte habsburgische Stammgut an der Aar, Thur und Reuß, 60 Städte und die Habsburg selber gingen unwiderbringlich verloren. Friedrich flüchtete mit seinem Freunde von Mülinen nach Tirol, und man gab ihm jetzt den Beinamen von der leeren Tasche. Durch die Treue der Tiroler jedoch unter-

ſtützt, behauptete er nicht nur dieſes Land, ſondern ſtarb auch wieder als einer der reichſten Fürſten, der Geld genug zu dem goldnen Dach in Innsbruck hatte.

Inzwiſchen waren in Böhmen die Folgen des Leichtſinns, mit dem Sigmund gegen Huß gehandelt, zur Reife gelangt; ſeine Anhänger waren viel zahlreicher und weiter verbreitet, als man vermuthen konnte, der Huſſitenkrieg brach aus, und wurde mit ſolcher Grauſamkeit geführt, daß er nach mehr als 400 Jahren unter dem Volke noch nicht vergeſſen iſt. Johann Ziska von Trocznow, ein blinder Edelmann, der ſich ſelbſt die Geißel Gottes nannte, Prokop der Große, ein ſchwärmeriſcher Mönch, Prokop der Kleine, ein abtrünniger Prieſter, waren die Heerführer, welche ohne Kriegserfahrenheit, durch bloße wilde Wuth die geübteſten Heere in die Flucht ſchlugen. Der finſterſte religiöſe Fanatismus, in welchem ſie ſich berufen glaubten, Alles, was nicht dachte wie ſie, in Blut und Flammen auszutilgen, und ein politiſcher Fanatismus zugleich, in welchem der langverhaltene Groll der Slaven gegen die Deutſchen ſich ausließ, trugen die Waffen der Huſſiten nach Oeſterreich, Franken, Sachſen, Mähren. Die Männer erſchlugen, was Waffen tragen konnte, die mitziehenden Weiber erſchlugen dann oder peinigten und verſtümmelten die Greiſe, Weiber und Kinder. Daß man entgegen auch wider ſie grauſam verfuhr, iſt leicht zu erachten. Albrecht hatte allgemeine Landwehr aufgebo-

ten; nur Bürgermeiſter und Rath allein ſollte von wehrhaften Männern in Wien bleiben; von Prälaten und Städten forderte er ein Darlehen von 60,000 Gulden, auf jedes Pfund Weingarten legte er 20 Pfenninge Huſſitenſteuer, allen Verkauf von Waffen, von Bley, Kupfer, Zinn, Salniter und Schwefel verbot er ohne Unterſchied. So ſetzte er ſich gleich Anfangs in Verfaſſung, das Uebel von ſeinem Lande kräftig abzuhalten oder abzutreiben. Prokop der Große ſtreifte bis gegen Krems; Albrechts Vortrab, entſetzt von dem Anblick der Böhmen, ergriff die Flucht; Albrecht ließ alle Flüchtlinge gefangen ſetzen, griff mit dem Reſt die Huſſiten an, ſchlug ſie bei Swietlau, und drückte ſie nach Böhmen zurück. Zu Wien kamen 1425, während Albrecht im Felde war, alle Kurfürſten zuſammen, und beſchloſſen, eine Art von Kreuzzug zum Beiſtand der angegriffenen Länder aufzufordern. Wirklich ſah Wien ſogar Portugieſen als Hülfsvölker durchziehen, an ihrer Spitze Don Fernando, eben der, von welchem Calderons berühmtes Schauſpiel »der ſtandhafte Prinz« den Namen hat.

Wo Albrecht ſelbſt ſtritt, ſiegte er jederzeit; aber er konnte nicht überall ſein. Er hatte Prokop den Großen 1428 bei Brünn geſchlagen; dieſer eilte in wilder Wuth an die Donau, lagerte bei Jedelſee, beſchoß Nußdorf; mußte aber, als Albrecht nachrückte, ſeine Abſicht gegen Wien aufgeben und über Stockerau wieder abziehen. Noch einmal gelang es Prokop dem Kleinen und einem eben ſo ruchloſen

Anführer Welik 1430 in Oesterreich einzufallen; Albrecht brachte ihnen eine entschiedene Niederlage bei; Welik wurde erschlagen. Endlich als in der Schlacht bei Krzib und Lipan 1434 beide Prokope gefallen, und Ziska an der Pest gestorben war, hatte der greuelvolle Krieg ein Ende; die Hussiten konnten sich nicht mehr in freiem Felde halten; sie erkannten Sigmund als König, und zerstreuten sich.

Nachdem Sigmund in seinen letzten Jahren, nach so vielerlei Schicksalen, sich wieder im ruhigen Besitz seiner Kronen gesehen, und für das Erbrecht Albrechts und Elisabeths durch ein feierliches Testament gesorgt hatte, starb er zu Znaym am 9. December 1437. Albrecht hatte eben die Türken aus Siebenbirgen hinausgeschlagen, als er auf der Heimreise mit seiner Gemahlinn und der Leiche ihres Vaters zu Preßburg zusammentraf. Nach dem feierlichen Begräbniß wurde er noch am 19. desselben Monats als König von Ungarn, und am 29. des folgenden Monats als König von Böhmen gekrönt, nicht ganz zwei Monate später, am 20. März 1438 zum römischen Kaiser erwählt, und am 30. Mai als solcher gekrönt. Und von diesem Albrecht II. (als Kaiser) an kam durch 300 Jahre die Kaiserkrone nicht mehr von den Häuptern der Habsburger, so lange Einer lebte.

Es darf doch auch der Würdigste nicht dem Glücke trauen. Binnen einem halben Jahr waren drei große Kronen dem mächtigen Herzog von Oesterreich zugefallen; leider nur auf gar kurze Zeit.

Murad (Amurath), der Sultan der Türken hatte das griechiſche Kaiſerthum ſchon auf einem engen Raum beſchränkt, und richtete ſeine Waffen gegen Ungarn; ſo wie er zwei Jahre früher in Siebenbürgen eingefallen war, bedrängte er nun 1439 Servien. Albrecht eilte hinab. »Geſchwind gewinnt,« war ſein Kernſpruch; allein die Ungarn waren nicht geneigt, für die Erhaltung dieſer Provinz bei ihrer Krone zu ſtreiten. Das kränkte ihn und hielt ihn auf; die Lagerſeuche ergriff ihn, er mußte in beſſerer Luft Geneſung ſuchen; die Hitze des Fiebers zu dämpfen genoß er Melonen, das vermehrte das Uebel; er ſtarb auf der Reiſe zu Neßmühl bei Komorn am 27. October 1439, 42 Jahr alt.

Ganz Europa trauerte um ihn, denn er war von aller Welt hochgeachtet; ſelbſt ſein edler Feind, Sultan Murad, bedauerte ihn mit großen Lobſprüchen. Immer war er auf der Seite des Rechtes; ſein Wort war ſtets die That. Mit durchdringendem Verſtand zum Herrſchen verband er ſiegreiche Tapferkeit. Einfach in ſeiner Kleidung trug er immer ein prächtiges Schwert; ein Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten, genoß er die ewige Jugend edler Wißbegierde. Er redete alle Sprachen ſeiner Unterthanen, und war in ſeinen Sitten ſo rein, daß er, bei außerordentlicher körperlicher Kraft, nie ein Weib berührte, als ſeine herzlich geliebte Gemahlinn. Er iſt der einzige Herzog von Oeſterreich, deſſen Tod, als ein wahrer Unfall für die Stadt Wien, in ihrem Eiſenbuch eingetragen iſt. Er iſt der erſte, der

keinen Beinamen hat; wahrscheinlich fand man keinen würdig genug. Aber Niemand würde fragen »warum?« wenn man ihn, statt seinem Vater, das Wunder der Welt geheißen hätte.

Ladislaus, Posthumus genannt,

weil er nach des Vaters Tod geboren war.

Im vierten Monat nach Albrechts Tod gebar Elisabeth am 22. Februar 1440 zu Komorn einen Sohn, Ladislav genannt. Weil sie früher zwei Töchter geboren, hatte sie fest geglaubt, dieses dritte Kind werde auch eine Tochter sein; und gab es voreilig zu, daß die Ungarn eine Gesandtschaft nach Pohlen schickten, um dem 16jährigen König Wladislaus die Hand ihrer Königinn anzubieten. Sie folgte dabei vorzüglich dem Rath des berühmten Johann Hunniady.

Kaiser Siegmund hatte einst auf seinem Zuge nach der Wallachey mit einer reizenden Siebenbürgerinn ein Liebesabenteuer bestanden, und ihr beim Abschied einen köstlichen Ring zurückgelassen, um sie und das Pfand ihrer Liebe daran wieder zu erkennen. Als sie mit ihrem kleinen Johann und ihrem Bruder Kaspar nach Ofen heraufreiste, hielten sie Mittagsruhe auf einer Waldwiese; ein Rabe stahl den Ring, mit dem der Knabe spielte; erst mit dem zweiten Pfeilschuß gelang es dem Bruder, den Raben zu tödten, und der Schwester den Ring wieder zu gewinnen. Der Knabe wuchs heran, und ward

der große Johann Hunniady, von jenem Raben (Corvus) Corvinus genannt; den er auch im Wappen führte, mit dem Ring im Schnabel. Ein Mann von höchstem Ansehen und allgemeinen Zutrauen in ganz Ungarn. Diesem traute Elisabeth mit Recht, und um so mehr, da sie wußte, daß er ihres Vaters Sohn war. Wie sie nun aber einen Sohn geboren hatte, zerfiel Ungarn in Parteien. Ein Theil freute sich des eingebornen Königs, und bedauerte die voreilige Gesandtschaft nach Pohlen; der andre blieb dabei, die Vereinigung beider Königreiche durch Elisabeths Vermählung sei nothwendig, um den immer weiter um sich greifenden Türken Widerstand zu thun, und Constantinopel, die Vormauer der Christenheit, zu retten.

Den Wienern gereichte die Geburt eines Sohnes von ihrem geliebten Albrecht zu großer Freude. Es lebten damals außer dem neugebornen drei Prinzen von Oesterreich: Friedrich IV., ältester Sohn Ernst's des Eisernen, 25 Jahr alt, und schon 16 Jahr, seit seines Vaters Tod 1424 Herzog von Steyer, Kärnthen und Krain, Albrecht VI. sein Bruder, 22 Jahr alt, und Sigmund, ein Sohn des vor einigen Monaten verstorbenen Friedrichs mit der leeren Tasche, 12 Jahr alt. Der dritte Sohn Ernst's des Eisernen, auch Ernst genannt, starb unvermählt schon 1432. Niemals hatte es unähnlichere Brüder gegeben als Friedrich IV. und Albrecht VI., Friedrich war sanftmüthig, friedliebend, gutherzig, ein großer Freund der Wissenschaften und

Künste, von gewissenhafter Gerechtigkeit und reinen Sitten, gleichmüthig in Glück und Unglück, ein trefflicher Privatmann; aber für einen Herrscher hing er zu sehr am Kleinen, hatte zu wenig Energie und kein Zutrauen zu sich selbst. Albrecht dagegen war streitsüchtig, rauh, herrschbegierig, ein Freund von Spiel, Trinkgelagen, Liebesabenteuern, verwegen, raubsüchtig, Alles nur für sich benützend; daher von Jedermann benützt, und von Niemand geliebt. Nur Eines hatten sie mit einander gemein, Beide liebten das Geld; Friedrich um es zu sammeln, Albrecht um es zu verschwenden.

Diese Charaktere der Brüder waren von sehr bösen Folgen für Wien, Friedrich war durch die habsburgische Hausverfassung und durch das Testament Albrechts V. (II.) zum Vormund des jungen Ladislav berufen; allein sein Bruder Albrecht, der schon um die Vormundschaft Sigmunds mit ihm gestritten hatte, wollte nun auch hier sich eindrängen. Zum Unglück benahm Friedrichs bedächtliche Vorsicht, mit der er für die Kosten, die ihm Ladislav verursachen würde, voraus sichergestellt sein wollte, der Mutter alles Zutrauen zu ihm; während sie in der glänzenden Außenseite Albrechts jenen Rittergeist zu erblicken glaubte, der die Königswaise beschirmen würde; sie ernannte also ihrerseits Albrechten zum Vormund in Oesterreich. Auch den fröhlichen Wienern gefiel der lebenslustige Albrecht besser als der stille, ordnungsliebende Friedrich, und sie ließen es Diesem deutlich merken.

Anders dachten die Kurfürsten von Friedrich; schon am 2. Februar 1440, drei Monathe nach Albrechts II. Tod, ward er zum Kaiser erwählt. Er hatte sich nicht darum beworben; er besann sich vielmehr über zwei Monate, ehe er die Wahl annahm; indem er die Entbindung der Kaiserinn Witwe, und die Feststellung der Vormundschaft vorher abwarten wollte. Gegen die Wahl seines Bruders zum Mitvormund wendete er nichts ein; er verließ sich auf die Treue und Tapferkeit der Wiener, wenn der Mitvormund sein Amt mißbrauchen sollte; und nahm seine Residenz in Neustadt.

Bald fanden die reicheren Wiener Ursache genug ihre Vorliebe für Albrecht zu bereuen. Wenn er Geld brauchte, und das war oft und viel, griff er in ihre Taschen; und als man müde wurde, sie ihm zu öffnen, mußte ihm die Gerechtigkeit ihren Arm leihen. Angeber erdichteter Verschwörungen fanden sich gegen gute Belohnung genug; Verbannung, große Geldstrafen, gänzliche Vermögens-Confiscation reicher Bürger waren an der Tagesordnung. Dabei blieb Albrecht immer der Mann des gemeinen Volkes, und hatte unter denen, die von seiner Verschwendung unmittelbar Nutzen zogen, wenigstens so lange sie ihren Vortheil dabei sahen, zahlreichen Anhang.

Auch Elisabeth erkannte, wie sehr sie sich in ihm geirrt. Daher als der König von Pohlen sich bereits der Donau nahte, als man immer dringender darauf bestand, daß sie ihn als ihren Bräutigam zu

empfangen habe; der Getreuen Ladislavs in Ungarn immer weniger wurden, floh sie mit ihrem Söhnlein, und mit der, durch List in ihre Gewalt gebrachten, ungrischen Krone zu Kaiser Friedrich nach Neustadt. Er erklärte sich laut und entschieden für Ladislavs Recht. Die Böhmen boten ihm ihre Krone dringend an; er antwortete, sie gehöre Ladislav. Sie boten sie nun dem Herzog von Bayern an; er hielt ihn ab, sie anzunehmen. Er setzte Friedrich Ptarsko von Lippa einen Uttraquisten, der bald starb, und Meinhard von Neuhaus einen Katholiken als Statthalter des Reiches ein; doch Georg Podiebrad verstand es, sich an Ptarsko's Platz zu drängen, und Meinhard zum Austritt zu zwingen, dann gefangen zu nehmen, und 1448 zu vergiften.

Anders ging es in Ungarn; der Pohlenkönig Wladislaw war bereits in Ofen angekommen; Elisabeth war ohne Geld, bereits bei Friedrich so tief verschuldet, daß sie ihm all ihr Besitzthum und zuletzt die heilige Krone selbst verpfändet hatte. Man bewog sie, sich dem Pohlenkönig in die Arme zu werfen; sie hatte bereits persönliche Zusammenkünfte mit ihm, als sie am 24. December 1442, 35 Jahr alt, plötzlich starb.

Die Türkengefahr ward immer dringender, der Fall von Constantinopel täglich gewisser; da erscholl die Nachricht, daß Skanderbeg, dessen Vater und Brüder der Sultan hingerichtet, an einem Tag alle Türken in seinem Fürstenthum Epirus habe ermorden lassen. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Con-

ſtantinopel zu retten und Ungarn zu ſichern, wenn man gemeinſchaftlich mit den Pohlen den Sultan angriffe. So geſchah es, nicht aus Untreue gegen Ladislav, ſondern aus beſtgemeinten Abſichten, daß **Wladislaw** als König von Ungarn ausgerufen wurde. **Hunniad** erkämpfte unglaubliche Siege; da ſchloß Wladislaw voreilig Frieden zu Szegedin. Als er erkannte, wie übel er gethan, brach er den beſchwornen Frieden wieder auf unverzeihliche Weiſe. Es trug ihm böſe Früchte, er verlor Sieg und Leben am 10. November 1444 bei **Varna**. Hunniad ward nun Gubernator von Ungarn. Vom 17. bis 19. October 1448 ſiegte Murad wieder nach dreitägiger mörderiſcher Schlacht entſchieden. Nun war **Conſtantinopels Fall** nicht mehr aufzuhalten; die Türken eroberten es am 28. Mai 1452, und machten dem **griechiſchen Kaiſerthum ein Ende**, nachdem es beinahe 1000 Jahr länger beſtanden als das römiſche.

In Oeſterreich hatte ſich in den inzwiſchen verfloſſenen Jahren die Geſtalt der Dinge ſehr verändert. **Barbara**, Kaiſer Sigmunds Witwe, welche 70 Jahr alt wurde, und Oeſterreich immer haßte, hatte nicht ermangelt, durch ihren Bruder **Friedrich von Cilly** und deſſen Sohn **Ulrich** den Saamen der Zwietracht reichlich in Wien ausſtreuen, und die glühende Aſche zu hellen Flammen anfachen zu laſſen. Zu ihnen geſellte ſich ein ihrer würdiger Dritter, **Ulrich Eytzinger**. Erſt unter Albrecht V. arm aus Bayern gekommen, hatte er ſich durch ſeine Geſchmeidigkeit

und allen Umständen gewachsene Entschlossenheit zu einem bedeutenden Mann emporgewunden. Der übermüthige Albrecht VI. fing Krieg gegen seinen Bruder an; die Söldner wurden von beiden Seiten schlecht oder gar nicht bezahlt; sie zogen im Lande umher, und brachten durch Raub und Plünderung ihren Sold zehnfach herein. Die Ungarn forderten Ladislavs Auslieferung, Friedrich verweigerte sie; Hunniad streifte verwüstend bis Wien, berennte Neustadt, brandschatzte Mödling und Baden. Raubritter erstanden wieder von allen Seiten; die Wiener konnten selten ungestraft ihre Landhäuser und Weingärten besuchen. Sieben Jahr währte das Unwesen. Endlich stellte Friedrich die Ruhe her; nicht durch die Waffen, das war nicht seine Sache, sondern durch Geld. Er kam auch wieder einmal nach Wien, und legte mit großer Feierlichkeit den Grundstein zum zweiten Thurm an der Stephanskirche.

Aus derselben Zeit des wieder hergestellten Friedens haben wir eine Schilderung Wiens von Aeneas Sylvius Piccolomini, des Kaisers Minister, später Papst Pius II., in seiner Geschichte Friedrichs. Er schildert das Wien, wie es sich unter den Albrechten gestaltet, noch vor dem unseligen Bruderzwist. Vieles davon hat kein Interesse mehr; hier erlaubt der Raum nur dasjenige auszuheben, was uns zeigt, wie man vor 400 Jahren in Wien gelebt, und wie es ausgesehen. In Hormayrs Wien und seine Denkwürdigkeiten und in Pezzls Chronik ist sie weitläufiger angeführt.

»Am ganzen Donauſtrom iſt Wien die Königinn der Städte; volk- und geldreicher, anmuthiger iſt keine. Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritt, und ſie hat weitläufige Vorſtädte, die gleichfalls mit Graben und Wall eingeſchloſſen ſind. Die Bürgerhäuſer ſind hoch, gut und feſt gebaut, mit Geſchmack und Pracht verziert; meiſt von innen und außen bemahlt. Die Vögel ſingen in den geräumigen Stuben. Die Dächer leider mit Schindeln gedeckt, wenige mit Ziegeln. So du zu einem Bürger geheſt, meineſt du in eines Fürſten Haus zu treten. Die Keller ſind ſo tief und weit, daß man zu ſagen pflegt, Wien ſei nicht minder unter als ober der Erde gebaut. Die Gaſſen ſind mit hartem Geſtein gepflaſtert, das den Wagenrädern ſehr gut widerſteht. Auf der hieſigen Univerſität fließt eine große Zahl Studierender zuſammen aus Ungarn und dem geſammten Oberdeutſchland; die ſich übrigens mehr dem Eſſen und Trinken und den Liebſchaften als der Gelehrſamkeit ergeben; Tag und Nacht zuchtlos umherlaufen, und vielen Muthwillen an den Bürgern üben; meiſt von den Weibern verführt. In der Stadt rechnet man 50,000 Communicanten. Viele Wägen voll Eier, Krebſe, Brot, Fleiſch, Fiſche, Vögel ohne Zahl werden täglich in die Stadt geführt; ſchon vor der Veſperzeit iſt nichts mehr davon zu ſehen. Die Weinleſe dauert über fünf Wochen bis in den November hinein, und es ſind täglich an 1200 Pferde mit den Weinfuhren beſchäftiget. Tag und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen hal-

ten möchte; bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Handwerker, bald dieſe unter einander; ſelten läuft eine Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab; und Niemand iſt, der da abwehret. Faſt alle Bürger halten Tavernen, geben die Speiſe umſonſt, damit der Gaſt deſto mehr trinke. Was der Arbeiter durch die ganze Woche verdient, das wird am Sonntag verzehrt. Ueberhaupt iſt das Volk etwas unbändig und ausgelaſſen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen iſt ſehr groß, und auch die Bürgersfrauen nehmen Beſuche von den Rittern an. Alte Bürgerfamilien ſind ſehr ſelten, von wenigen ſind die Urältern bekannt; die alten Bürger heirathen gewöhnlich ihre jungen Mägde, und dieſe als Witwen wieder ihre geweſenen Liebhaber; ſo wechſeln immer Vermögen und Namen. Das Recht iſt ſehr käuflich; wer Geld hat, kann ungeſtraft thun was er will. Zu den vornehmſten Edelleuten gehören die Grafen von Schaumburg und die von Maidburg; noch reicher als ſie ſind die Waldſee, Lichtenſtein und Buchheim; keines geringen Namens ſind auch die von Stahremberg, Ebreichsdorf, Pottendorf, Volkersdorf, Eckardsau und Hohenberg. Die Eyzinger, obwohl erſt ganz neu aus dem Staub erhoben, übertreffen gleichwohl die meiſten an Reichthum und Anſehen. Salzburg, Paſſau, Regensburg, Freyſing haben großes Beſitzthum im Lande, und Häuſer zu Wien, ſind des Fürſten Räthe und ehren ſeine Hoheit. Es mag der Herzog von Oeſterreich in den Krieg ziehen oder Hof halten, er tritt mit ſeinen

Prälaten und Großen immer wie mit einem Gefolge von Königen einher.»

Während Friedrich, März 1452, in Rom von dem Papste gekrönt wurde, und in seinem 37. Jahr sich mit der schönen Eleonore von Portugall vermählte, hatten Cilly und Eyzing in Wien desto freieres Spiel. Den jungen König Ladislav aus des Kaisers in ihre Hände zu bringen, war ihre Absicht. Albrecht sah wohl, wie viel besser er in diesem Fall seinen Antheil an der Vormundschaft würde benutzen können, und unterstützte sie eifrig. Abgeordnete versuchten in Florenz, Rom, Neapel wohin sie den Kaiser begleiteten, den Prinzen mit List zu fangen. Als dieses nicht gelungen, als der Papst ihre gegen Friedrich angebrachte Klage abgewiesen hatte, beschlossen sie, Gewalt zu brauchen. Söldner wurden geworben, Kriegsgeräthe gesammelt, die Wiener zu den Waffen aufgerufen. Die angesehneren und reicheren unter den Bürgern so wie unter dem Landadel waren mit Albrechts und seiner Günstlinge Benehmen schon lange viel zu unzufrieden, um in ihre Absichten einzustimmen. Sie wendeten ein, Friedrich sei nach strengem Recht allein Ladislavs Vormund, er habe ihn von der Wiege an erzogen und beschützt, während die Böhmen seine Krone ausgeboten, die Ungarn wirklich einen andern König ausgerufen, und Albrecht wenigstens nicht das Geringste für ihn gethan. Daß Friedrich die Kosten, welche ihm die Vormundschaft über den König von Ungarn und Böhmen und Herzog von De-

ſterreich verurſacht, ſich wolle erſtatten laſſen, ſei nichts als billig und recht. Allein wir kennen ſchon den zahlreichen Anhang Albrechts; auch die erſt vor drei Jahren zur Ruhe gebrachten Räuber und Raubritter fanden ſich bald ein; mit 24,000 Mann zogen Cilly und Eytzing vor Neuſtadt; einige vom böhmiſchen Adel mit ihnen. Mit dem erſten Sturm drangen ſie in die Vorſtadt und gelangten auf die Brücke am Wienerthor. Der Haufen, der dieſe Brücke vertheidigen ſollte, ward immer dünner, zuletzt fochten nur mehr drei, endlich gar nur einer, der rieſengroße Ritter Andreas Baumkircher. Mit unglaublicher Kraft und Behendigkeit ſchlug er ſo lange um ſich, daß man Zeit gewann die Brücke hinter ihm abzubrechen, auf einem gelegten Baum ſprang er zurück, das Schutzgitter raſſelte nieder, das Thor wurde verrammelt, die Stadt war für dieſen Tag gerettet. Baumkircher blutete aus 13 Wunden, und ſeine ungeheure Heldenthat war, ſo wie die erſte auch die letzte dieſer Belagerung; man ſchritt zu Unterhandlungen. Friedrich ließ Niemanden in die Stadt, er ging ſelbſt wiederholt ins feindliche Lager hinaus, Markgraf Carl von Baden vermittelte den Vergleich, dem zufolge Ladislav am 10. September 1452 von Friedrich der Vormundſchaft entlaſſen, und beim Spinnen-Kreuz außer dem Wienerthor durch vier kaiſerliche Räthe dem Grafen von Cilly übergeben wurde. Dieſer eilte nun nach Wien, wo man den jungen König, den Sohn des edlen Albrechts mit den größten Ehren und Freudenbezeu-

gungen empfing. Der Jubel währte auf allen Gaſſen und Plätzen den ganzen ſehr heiteren und warmen Tag; aber eine Nacht des Grauens und Entſetzens folgte darauf. Wolkenbruch und Hagelſchlag, Blitz und Donner und Sturm wütheten durch einander, mehrere Häuſer gingen in Flammen auf; andere wurden abgedeckt oder ſonſt ſtark beſchädiget. Das wollte manchem Wiener ein böſes Vorzeichen bedünken.

Um die öffentlichen Angelegenheiten auf feſten Fuß zu ſtellen, wurde am 10. November 1452 ein Landtag gehalten, auf welchem Deputirte von Oeſterreich, Böhmen, Ungarn, einige Reichsfürſten und Biſchöfe und die Geſandten des Kaiſers erſchienen. Der Graf von Cilly feierte hier den Triumph ſeiner Verſchlagenheit, es geſchah Alles, was er wollte, und nicht mehr. Ladislav, obſchon noch nicht 13 Jahr alt, wurde als ſelbſtregierender Herr erklärt. Hunniad und Podiebrad als Statthalter von Ungarn und Böhmen beſtätiget, und ihm ſelbſt, dem Grafen von Cilly, die Landesverwaltung Oeſterreichs anvertraut. Damit ſah ſich Herzog Albrecht höchſt unerwartet zu einer überflüſſigen Perſon gemacht, er ſparte ſeinen Grimm auf kommende Zeiten, und begnügte ſich damit, Wien zu verlaſſen.

Der Anfang des folgenden Jahres iſt dadurch merkwürdig, daß Kaiſer Friedrich den, ſchon von Rudolph IV. geführten und wieder abgelegten, Ti-

tel Erzherzog für alle Herzoge von Oesterreich fest-
setzte.

Der Graf von Cilly hatte den jungen König nun ganz in seiner Hand, und sein erstes Bestreben ging dahin, ihm seine Anhänglichkeit an Friedrich zu benehmen; allein der, sonst willenlose Jüngling litt keinerlei Unbild noch Spott gegen seinen Kaiser und gewesenen Vormund. Ladislav war zu Mäßigung und Mäßigkeit, zu Ernst und Verwendung erzogen, Cilly sorgte dafür, daß Essen und Trinken, Tanz und Gesang, der Anblick schöner Frauen und schöner Gärten, Bankett und Ritterspiel unausgesetzt abwechselten; um seine Sinnlichkeit aufzuregen, und jedes höhere Gefühl in ihm abzustumpfen. Er ließ ihn niemals aus den Augen, und nahm zu diesem Ende seine Wohnung in einem festen Haus dicht neben der Burg, in der Folge der Cillerhof genannt. Wer durch Geist, Gemüth oder Vaterlandsliebe sich auszeichnete, der schien ihm gefährlich, und wurde sorgfältig von dem jungen König ferne gehalten. Dabei ließ er ihn täglich öffentlich die Messe hören, Jedermann Gehör geben, in der Stadt durch alle Straßen reiten; durch welche Publicität er auch bei den besseren Wienern, welchen an Friedrich vorzüglich seine unzugängliche Verschlossenheit mißfiel, Beifall gewann. Nunmehr glaubte er, sich Alles erlauben zu dürfen, er versteigerte alle Aemter und Würden, führte planmäßigen Krieg wider allen Reichthum, und wer eine schöne Frau oder Tochter hatte, mochte sich auf den schlimmsten

Gewaltſtreich verſehen. Das war endlich auch hier wie in ſo vielen anderen Fällen das Glück, daß das Reich der Böſen immer in ſich ſelbſt zerfällt. Eyzinger, Cilly's vieljähriger Freund und Helfer, wahrſcheinlich von dieſem, ſeit er Landeshauptmann geworden, vernachläſſiget; vielleicht auch unzufrieden über zu kleinen Antheil an dem Raube, benutzte eine Stunde, wo er mit dem jungen König allein war, um ihm zu zeigen, wie großen Nachtheil ihm und ſeinen Aeltern das Geſchlecht der Cilly bereitet hat; und bewog ihn leicht, dem Uebermüthigen und Läſtigen das Hoflager und das Land zu verbieten. Als Cilly am folgenden Morgen das Gemach des Königs wider Gewohnheit verſchloſſen fand, war er frech genug, die Thür mit einem Fußſtoß zu ſprengen; da trat ihm Eyzinger entgegen, ihm die Verbannung anzukündigen. Es würde ein, für den Hof ſehr unſchicklicher Auftritt erfolgt ſein, wäre nicht der König mit mehreren von Adel eingetreten, um ihm ſeinen Willen ſelbſt zu eröffnen, und ſich, ohne ein Wort anzuhören, wieder zurück zu ziehen. Fluchend und drohend verließ Cilly den Saal, unter lautem Schmähen über Ladislav's Undank und Eyzingers Untreue rannte er durch die Vorzimmer, und bald darauf ſprengte er zum Stadtthor hinaus. Aber auch Eyzinger ſtand mit einem langen Geſicht, als nicht er, wie er zuverſichtlich erwartete, ſondern der ſtrenge Wolf von Waldſee zum Landeshauptmann ernannt wurde. Indeſſen war er Mitglied des geheimen Rathes und durch ſeine Geſchmeidigkeit in

kurzer Zeit der beständige Begleiter des Königs. Das wußte er so gut zu seinem Vortheil, und zum Nachtheil derjenigen, die ihm nicht alles gaben, was er verlangte, zu benutzen, daß die Wiener fast anfingen, die Entfernung Cilly's zu bedauern. Dieser hatte inzwischen bei dem Kaiser, bei Venedig, selbst bei den Türken unterhandelt. Als Niemand mit ihm zu thun haben mochte, verließ er sich auf Ladislavs Schwäche und alte Gewohnheit, und kam insgeheim wieder in die Nähe von Wien, wo er noch auf einige Anhänger zählen konnte. Durch diese erfuhr er, wie sehr Eytzinger bereits verhaßt war, und durch sie ließ er den Haß gegen ihn schärfen. Als z. B. der, etwas gäh zufahrende Waldsee die Regierung und den Stadtrath plötzlich mit neuen Beisitzern besetzte; zu noch größerer Unzufriedenheit der Wiener die Wahl des Bürgermeisters Schwarz vernichtete, und einen Ritter Oswald Reicholf statt seiner ernannte, ließ Cilly verbreiten, beides sei ein Werk Eytzingers, und dem Waldsee befohlen worden. Ein kaltes Jahr verdarb den Weinstock, eine Feuersbrunst verzehrte an hundert Häuser 1455; das Mißvergnügen stieg auf das Höchste. Cilly, der den König zu beherrschen aber auch zu unterhalten wußte, während Eytzinger nur sich zu bereichern und zu schmeicheln verstand, wurde zurückgerufen; Eytzinger zog sich schweigend auf seine Güter.

Wenige Jahre früher war Johann von Capistran, ein Franziscaner, von dem Papst als Kreuzprediger wider die Hussiten und wider die Türken

nach Deutschland gesandt worden. Er war klein, äußerst hager, 65 Jahr alt; allein mit einer gewaltigen Stimme und hinreißenden Beredsamkeit begabt. Ein solcher Ruf von seinen Predigten und seiner Heiligkeit ging vor ihm her, daß ihn, wie er nach Neustadt kam, Kaiser Friedrich feierlich empfing; als er wieder Abschied nahm, persönlich bis ans Wienerthor begleitete. Wie er sich gegen Wien aufmachte, in seiner armseligen Kutte, bloßfüßig, ohne Begleiter, ohne Freund, ohne einen Pfenning Geldes, nur das Kreuz in der Hand, war Alles was in der Gegend lebte, auf seinem Weg. Wenn er am Stephansfreythof, wo seine Kanzel noch steht, predigte, versammelten sich täglich 20 bis 30 tausend Zuhörer. So eindringend waren seine im Juni 1451 durch vier Wochen fortgesetzten Predigten, daß Gelehrte und Jünglinge aus den ersten Häusern, einst 50 an einem Tag, in den Franziscaner Orden traten; leidenschaftliche Spieler Feuer auf der Straße machten und Karten und Würfel verbrannten; Uebelthäter ihre Verbrechen bekannten; ungerechtes Gut zurückgestellt wurde. Vergeblich war sein Versuch, in Böhmen einzudringen. Er kam wieder nach Wien, und predigte das Kreuz gegen den Erbfeind der Christenheit. Viele stellten sich unter seine Fahne; Wien unterstützte sie freigebig mit Geld, Lebensmitteln und Schiffen, und Capistran fuhr mit ihnen nach Ungarn ab.

Sultan Mohamed II., nachdem er Constantinopel erobert hatte, verkündete, so wie nur ein Gott

im Himmel, ſoll auch nur ein Herr auf Erden ſein; über Belgrads Trümmer hinweg wolle er binnen ſechs Wochen in der Burg der ungriſchen Könige ſchlafen. Mit 160,000 Mann und beinahe 400 Kanonen rückte er im Juli 1456 vor Belgrad, deſſen Beſatzung nur aus wenigen Ungarn, die ihren Helden Johann Hunniady aus perſönlicher Neigung nicht verließen, und aus etwann 3000 ſchlechtbewaffneten Kreuzfahrern unter Johann von Capiſtran beſtand. Die untere Stadt und die äußere Feſtung waren bald in den Händen der Türken, nur die finſtere Nacht hinderte ſie die obere Burg zu erſtürmen; aber ſie lagerten im Burggraben, um es mit der Morgenſonne zu unternehmen. Die Belagerten hatten dieſe letzte Friſt benützt; ein Regen von ſiedendem Waſſer, brennendem Pech, geſchmolzenem Blei ſtürzte die ſtürmenden Türken von den Leitern; viele kamen um. Angezündete Reiſigbündel wurden unaufhörlich in den Graben geworfen, Feuer und Rauch trieb die Türken hinaus: gedrängt in den ſchmalen Wegen wurden ſie von der Burgmauer herab niedergeſchoſſen. Verwirrung verbreitete ſich unter ihnen bis in ihr Lager; Capiſtran vor ſeiner begeiſterten Schaar, die Kreuzesfahne hoch in der Hand, Hunniad mit ſeinen wenigen Gefährten fielen unter allgemeinem Glockengeläute und Trompetengeſchmetter von verſchiedenen Seiten aus, die türkiſchen Schanzen wurden nach einander erſtiegen; gar vor das Zelt des Sultans gedrungen. Er erhielt einen Lanzenſtich und floh bis nach Sophia; 24000 Tür-

ken lagen todt; alles Gepäck, alles schwere Geschütz, das ganze Lager, eine unermeßliche Beute, war gewonnen. Der hochmüthige Eroberer von Constantinopel erlitt von einem abgelebten Franciscaner eine Niederlage, wie die Weltgeschichte keine aufzuweisen hat. Etwann 50 tapfere Ungarn und 3000 ungeübte Kreuzfahrer ohne eine Kanone schlugen 160000 sieggewohnte Türken mit 400 Kanonen.

Jetzt, schrieb Capistran an den Papst und an den Kaiser, jetzt möchten sie die äußerste Kraft verwenden; jetzt sei die Zuversicht des Sieges von den Türken gewichen; jetzt sei nicht nur Constantinopel wieder zu erobern, auch das heilige Land, das heilige Grab! — Nichts kam. Den großen Johann Hunniady ergriff die Lagerseuche; in den Armen Capistrans gab er am 14. August den Geist auf. Die Gleichgiltigkeit der Christen hat bald darauf am 25. October Capistrans erhabenes Herz gebrochen.

Hunniads Tod, von aller Welt bedauert, erfreute den Cilly, denn er haßte alles Große, und besonders Hunniady, von dem er immer besorgte, er möchte den König bestimmen, in Ungarn, wo er geboren war, zu residiren. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Cilly sei erschlagen, und mit ihm sein sündhaftes Geschlecht erloschen. Hunniads Söhne, Ladislav und Mathias warfen sich dem König zu Füßen, und gaben sich selbst als die Thäter an; demungeachtet, und wiewohl sie die Beweise vorlegten, daß Cilly Mörder gegen sie gedungen, und ihre That nur Nothwehr war, wurde Ladislav ent-

hauptet, Mathias, der erst 14 Jahr alt war, zu strenger Haft in Gutenstein verurtheilt.

Eine Gesandtschaft war bereits in Paris angekommen, um Magdalena, die Tochter Carls VII., den die Jungfrau von Orleans wieder in sein Reich eingesetzt, als Ladislavs Braut nach Prag zu führen. Er war dahin voraus gegangen; das Beilager sollte dort gefeiert werden; der in Gutenstein gefangene Mathias Corvinus wurde dahin gebracht, um an dem feierlichen Tag seine Freiheit zu erhalten; da starb Ladislaus am 23. November 1457 in seinem 18. Jahr gählings. Einige glauben, er habe den Utraquisten (wie man die Nachfolger der Hussiten nannte) mißfallen, und ihrem Oberhaupte, dem selbst nach der Krone strebenden Podiebrad zu lange gelebt; Andere wollen wissen, sein Tod sei das Werk einer Dame, die ihn leidenschaftlich geliebt, auf seine Hand gehofft, und ihn lieber todt als in den Armen einer Anderen habe sehen wollen.

Unter Ladislavs Regierung gab es keine Juden in Wien, aber sehr viele Bettler; in einer Verordnung 1412 gegen sie wird besonders das Aufbinden von Kissen um Schwangerschaft vorzuspiegeln, und das Ausleihen von Kindern bei schwerer Strafe verboten.

Friedrich III., als Kaiser der IV.

Mit Ladislav war die ältere, österreichische Linie des Hauses Habsburg, nämlich die Nachkommen

Albrechts III. ausgestorben, und der Besitz Oesterreichs ging auf die jüngere, steyrische Linie, die Nachkommen Leopolds II., deren Haupt Kaiser Friedrich war, über. Albrecht VI., sein Bruder, kam eilends noch vor dem Kaiser wieder nach Wien, verpfändete und verkaufte, was Cilly und Eytzinger von Ladislavs Schatze noch übrig gelassen hatten, um sich Anhang und Söldner zu verschaffen, und forderte von den Wienern die Huldigung. Desgleichen that Sigmund von Tirol, des Kaisers Vetter, der mit Albrecht kam, und von diesem ganz gewonnen war. Eben so forderte die Huldigung der endlich auch langsam nahende Friedrich schriftlich. Die Wiener hätten sie ihm leisten sollen, denn sie mußten wissen, daß er allein das Recht dazu hatte. Daß sie es nicht gethan, sondern allen drei Fürsten die Burg verschlossen, und ihnen in Bürgershäusern Wohnungen anwiesen, bis auf offenem Landtag das Nachfolgerecht ausgemacht sein würde, ist ihnen in der Folge theuer zu stehen gekommen; denn dadurch stellten sie das offenbare Recht in Zweifel, und belebten den Muth der unruhigen Prätendenten. Daß sie bald darauf die Burg allen Dreien öffneten, hat in der Hauptsache nichts gebessert.

Auf dem Landtag wurde nichts ausgemacht. Albrechts und Sigmunds Söldner drangen gegen das gegebne Wort mit Gewalt in die Stadt, Friedrich, mit Recht zürnend, ging nach Neustadt zurück. Eifrige Vermittlung brachte endlich doch im August 1458 einen Vergleich zu Stande. Der Ruhe liebende

de Friedrich begnügte sich mit Wien und Niederösterreich, und Albrecht, der auf nichts ein Recht hatte, konnte wohl sehr zufrieden sein, daß ihm das schöne Oberösterreich zu Theil wurde. Seinen Vetter Sigmund behandelte er bei dieser Gelegenheit wie alle seine Freunde, das heißt, da er seiner nicht mehr bedurfte, dachte er auch nicht mehr an ihn. Seinem alten Freund Eytzinger aber, der in Friedrichs Diensten doch für Albrecht gesprochen hatte, wäre er eine besondere Belohnung schuldig gewesen; um kurz davon abzukommen, nahm er ihn gefangen mit sich.

So ging es nach Ladislaw mit der Erbfolge in Oesterreich, nicht viel besser in Ungarn und Böhmen.

Wo das Erbrecht bei der Thronfolge nicht heilig gehalten wird, gibt es immer Parteiungen, und wenn die Wahl entschieden ist, Mißvergnügte. Friedrich hatte als Erbe Ladislaws und durch Erbverträge Ansprüche auf Ungarn, allein bei der drohenden Macht der Türken war der Friedfertige, unentschlossene Friedrich nicht der Mann für die Zeit; sie forderte einen Helden. Auf dem Landtag zu Pesth im Jänner 1458 erinnerte Szilagyi mit siegender Beredsamkeit an die Großthaten, an die außerordentlichen Verdienste seines Schwagers Johann Hunniady; die Nation könne sie nicht besser belohnen, als durch die Erhebung seines Sohnes auf den Thron; von diesem Jüngling sei gleicher Heldengeist zu erwarten. Georg Podiebrads Interesse stand auch Friedrichs Ansprüchen entgegen, seine zahlreichen

Freunde stimmten also ebenfalls für Mathias Hunniady. Szilagyi hatte 14000 Mann auf der gefrornen Donau aufgestellt; diesen wurde es zu kalt, sie riefen Vivat Mathias Corvinus, im Landtagssaal stimmte man bei. So wurde der kaum sechzehnjährige Jüngling, der noch gefangen in Prag war, am 24. Jänner 1458 zum König von Ungarn ausgerufen.

Auch auf Böhmen hatte Friedrich Ansprüche, und erwartete wenig Widerstand. Die Stände hatten ihm ja nach Albrechts II. Tod die Krone angeboten, und er sie nur als treuer Vormund Ladislaws ausgeschlagen. Allein, jetzt stand ihm Georg Podiebrad entgegen, der feinste Kopf, das gewissenloseste Herz seiner Zeit, geübt als Feldherr und Staatsmann. Ihm war daran gelegen, die Krone Böhmens auf sein eigenes Haupt zu bringen. Hätte Friedrich die Krone Ungarns behauptet, so würde er zu stark gewesen sein, um ihm die von Böhmen zu verweigern; daher unterstützte er auf dem ungrischen Landtag insgeheim die Partei des jungen Mathias, welchen er seit Ladislaws Tod als Statthalter in seinem Hause dem Namen nach gefangen hielt, wirklich aber auf das freundschaftlichste behandelte; ihm seine Schritte auf dem Landtag mittheilte, ihn mit seiner Tochter Katharina verlobte, ein Bündniß mit ihm schloß, und ihn, als er zum König ausgerufen war, bis an die Gränze begleitete.

Die Wahl des Mathias war indessen nicht ohne Widerstand vor sich gegangen. Der Palatin Gara suchte die Krone für sich; Friedrich hatte nicht weni-

ge Freunde; die zahlreichen Feinde, welche Johann Hunniady, wie jeder große Mann hatte, übertrugen ihre Feindschaft auch auf den Sohn; der Neid auf den wichtigen Einfluß, den Szilagyi und seine Freunde jetzt gewinnen mußten, vermehrte ihre Feinde. Alle diese zusammen bildeten eine bedeutende Anzahl von Mißvergnügten, welche Friedrich, der sich überdieß im Besitz der Reichskrone von Ungarn befand, zu unterstützen nicht versäumte. Ohne die Krone, ohne dieß Symbol der Macht, konnte Mathias nicht gekrönt werden. Er hätte sie gern an der Spitze eines Heeres zurückgefordert, doch er mußte die Mißvergnügten im Zaum halten, und die Gränze gegen die Türken stark bewachen; er forderte die Krone also durch eine Gesandtschaft. Als aber Friedrich sie verweigerte, sammelte er ein Heer. Die Mißvergnügten riefen Friedrich zum König aus, und krönten ihn zu Neustadt. Mit seinen Söldnern vereinigt, rückten sie Mathias entgegen, es kam zur Schlacht. Mathias war mit 17 Jahren noch nicht der Feldherr, der in der Folge aus ihm geworden; er wurde geschlagen. Die Mißvergnügten hatten es in der Hand, sein ganzes Heer aufzureiben; allein sie bedachten, daß sie gegen Landsleute fochten, und ließen sie größtentheils entkommen. Friedrich äußerte unklug Mißtrauen darüber; das gebar Kälte, und so währte der Krieg zum Schaden beider Länder mit abwechselndem Glück, ohne bedeutendes Ereigniß in's fünfte Jahr. Da übernahm Papst Pius II. die Vermittlung. Er hatte sich Mathias zum Vorfechter

der Christen gegen die Türken ausersehen, und war als des Kaisers ehemaliger Minister noch immer sein Freund; er meinte es mit Beiden gut, und so kam auf seinen Vorschlag am 19. Juli 1463 zu Preßburg folgender Vertrag zu Stande.

»Kaiser Friedrich nimmt den König Mathias an Kindesstatt an, und liefert ihm die Krone gegen Erstattung des Pfandschillings aus. Friedrich behält den Titel eines Königs von Ungarn. Stirbt Mathias ohne eheliche Nachkommenschaft, so folgt ihm Friedrich oder dessen Sohn Maximilian.«

Georg Podiebrad ließ durch Rockyzana den Ständen von Böhmen vorstellen: wenn sie Friedrichs Ansprüche gelten ließen, würden sie nur dessen Kriege mit seinem Bruder und mit Mathias auszufechten haben; von dem durch Bruderzwist zerrissenen, durch Räuber geplünderten Oesterreich sei weder Schutz noch Hülfe im Fall der Noth zu erwarten. Mit Ungarn verbunden wäre Böhmen stark genug gegen jeden denkbaren Feind; Podiebrad sei Schwiegervater des jungen Königs von Ungarn, wenn man Ihn, der bereits durch vierzehn Jahre als Statthalter das Reich so trefflich regiert, zum König wählen würde, wäre das Bündniß mit Ungarn schon vorläufig geschlossen. Wer es mit dem Vaterlande ehrlich meint, müsse ihm seine Stimme geben! — Mit einhelligem Geschrei stimmte die, unter dem Namen Utraquisten, noch immer zahlreiche Partei der Hussiten, welche Podiebrad seit Langem als ihr Oberhaupt betrachtete, dieser Rede bei. Er

selbst stand mit großer bewaffneter Macht in der Stadt, der schwachen Gegenpartei fehlte es an einem Anführer; Podiebrad ward zum König von Böhmen ausgerufen.

Es war Friedrichs Pflicht, sein in Erbverträgen mit Ottokar und dem Hause Luxemburg, in seiner nächsten Verwandtschaft mit dem letztverstorbenen König Ladislaw gegründetes Recht auf die Krone Böhmens geltend zu machen. Er rüstete gegen Podiebrad, allein sein böser Bruder Albrecht hatte diesen schon für sich zur Hülfe herbeigerufen. Podiebrad kam dem Kaiser zuvor, und verheerte sein Land. Friedrich war nicht mehr im Stande, den Räubern, den Ungarn, seinem Bruder, und nun auch Podiebrad hinlängliche Macht entgegen zu stellen. Er hatte dem **Pancraz von Galiz**, der einen förmlichen Räuberstaat jenseits der Donau bildete, den Frieden mit Geld abgekauft; hatte die festen Plätze, welche der Räuberhauptmann **Ludwenko** im Marchfeld inne hatte, durch seine Söldner erstürmt, ihn und sein Raubgesindel gerechter Strafe unterzogen. Jetzt machte vollends **Fronauer** das Schloß **Ort**, dessen Vertheidigung ihm der Kaiser anvertraut hatte, zu seinem Eigenthum; versammelte alle Mißvergnügte, allen raublustigen Adel, alle entlaufenen Söldner um sich; verwandelte die benachbarten Kirchen in Waffenplätze, schrieb ringsum Steuern aus. Die Wiener machte er sich insbesondere zinsbar, indem er sich aller Ueberfahrten und Brücken über die Donau, bis über Krems hinauf

bemächtigte, und von jedem Schiff oder Wagen nach seinem Belieben erhöhte Abgaben einhob. Außerdem verwüstete er auch mit seinen Waffengefährten das Land von Enns bis Mödling und Baden. Zu dieser Landplage kam noch die schlechte Münze, ein höchst nachtheiliges Mittel, sich aus Geldverlegenheiten zu helfen. Friedrich genoß nicht einmal den augenblicklichen Vortheil davon; den Grafen von Pösing, und einigen andern, worunter auch Andreas Baumkircher, denen er Geld schuldig war, verlieh er das Münzrecht, so gelangten sie zu ihren Forderungen, und wurden reich. Die Münzen jedoch sanken auf den zwölften Theil ihres alten Werthes herab, wurden vom Volke Schinderlinge genannt, nicht mehr angenommen, selbst von Kindern auf der Gasse weggeworfen. Die gegen den Fronauer aufgebotenen kaiserlichen Söldner wurden in solcher Münze bezahlt, und traten, weil sie nichts dafür bekamen, selbst zu Fronauer über.

In dieser höchst bedrängten Zeit gebar die Kaiserinn Eleonore zu Neustadt am 22. März 1459 ihren einzigen Sohn Maximilian, welcher nachmals Oesterreichs Retter, und ein unvergeßlicher Kaiser wurde.

Albrecht hatte das Land ob der Enns bereits so ausgesaugt, daß er für seine unmäßige Verschwendung andere Quellen suchen mußte. Zuerst verfiel er auf nichts Geringeres, als sich auf den Kaiserthron zu schwingen, und wendete sich an die Kurfürsten, an die Könige von Ungarn und Böhmen,

an die Herzoge von Bayern und Sachſen. Als das wenig Erfolg hatte, fand er einen minder vornehmen, aber bereitwilligeren Herrn an dem Raubritter Fronauer, der ihm bis Melk entgegen ging, und dort die Huldigung leiſtete. Er forderte nun Abgeordnete von Wien, »denen er ſeine Willensmeinung eröffnen wolle;« die Wiener antworteten kurz und gut: »ſie hätten keinen Herrn als den Kaiſer.« An dieſen ſchickten ſie hingegen Abgeordnete nach Gratz, um ihm die vielfache Noth des Landes vorzuſtellen, um Abhülfe zu bitten, und ihn nach Wien einzuladen, damit ſeine Gegenwart den Muth der Getreuen ſtärke. Er antwortete im Juli 1461 mit einer Ermahnung zu fernerer Treue, und ſie möchten ſein Zutrauen zu ihnen daraus erkennen, daß er ſeine Gemahlinn und ſeinen einzigen Sohn ſchon ſo lange in Wien gelaſſen, verlieh ihnen zu wohlverdienter Auszeichnung ein neues Wappen, den gekrönten goldnen Doppeladler im ſchwarzen Felde, und den Vorzug, daß die Hofkanzlei ihnen den Titel »Ehrſame, weiſe, beſonders liebe, getreue« geben ſoll. Er konnte nicht wirkſam helfen, da er noch im Kriege mit Mathias war, und auch gegen Podiebrad ſein Recht vertheidigen wollte.

Albrecht dagegen verband ſich jetzt auch mit Mathias, hatte ſein Lager bei Lachſenburg aufgeſchlagen und rückte auf die Landſtraße ein; beſetzte das Nikolaikloſter daſelbſt, und drang plötzlich gegen das Stubenthor und den Biberthurm vor. Die Wiener ſäumten nicht, die Sturmglocken zu läuten;

sie rückten vor die Thore hinaus; drei Stunden währte der Kampf, endlich mußte Albrecht weichen, und sie verfolgten ihn bis außer die Vorstädte. Desto ärger wüthete er nun auf dem Lande mit Feuer und Schwert; Flecken und Dörfer wurden menschenleer; gleich den Türken verkauften seine Söldner geraubte Kinder.

Unter solchen Verhältnissen sah sich Friedrich in der unumgänglichen Nothwendigkeit, mit Podiebrad Frieden zu schließen, um nicht Oesterreich auch zu verlieren oder vollends verwüsten zu lassen. Er erkannte Podiebrad als König von Böhmen. Dieser zog sich zurück, aus Achtung für den Kaiser, wie er sagte, und bot sogar Hülfe für den Fall der Noth gegen seinen Schwiegersohn Mathias an. Es war überhaupt Podiebrads Politik, seine Hülfe immer nothwendig zu machen; daher nährte er den Bruderzwist in Oesterreich so gut er konnte, wiegelte die Unzufriednen auf, unterstützte die Räuber. Leistete seine Hülfe bald einem bald dem andern Bruder, jederzeit dem Schwächern, niemals vollständig; damit ja Keiner jemals zur vollen Macht gelangen konnte. Friedrich ließ nun die gegen Podiebrad geworbenen Söldner den Wienern zu Hülfe eilen. Sie erstürmten Albrechts Lager bei Lachsenburg; Er floh mit seiner kleingewordenen Schaar nach Oberösterreich.

Albrecht konnte nicht ruhen. Da er sah, daß er jetzt mit Gewalt nichts ausrichte, griff er zu dem

heillosen Mittel, das Volk gegen die Obrigkeit, die Armen gegen die Reichen aufzuwiegeln.

Sein bestes Werkzeug hiezu war **Wolfgang Holzer**, eines Ochsenhändlers Sohn, der anfangs auch dieses Gewerb getrieben, und viel Geld damit gewonnen hatte. Da es ihm nicht an dem Geschick fehlte, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu seinem Vortheil zu benützen, und die Leute glauben zu machen was er wollte, war er einst Eytzingers vertrauter Diener; und wurde von ihm vorzüglich zum Sturz des Grafen Cilly gebraucht. Als Cilly nach Jahresfrist wieder zur alten Macht gelangte, nahm er grausame Rache an ihm; sein ganzes Vermögen nahm er ihm ab, ließ ihn in den Kerker werfen, foltern, und schenkte ihm nur aus Gnade das Leben. Als hingegen Cilly ermordet, und Eytzinger wieder empor gekommen war, konnte er den, zu jedem verwegenen Streich aufgelegten Holzer gut brauchen. Zum Lohn half er ihm, Rathsherr zu werden, dann Hubmeister, endlich Münzmeister; bei welchen Stellen er sein früher verlorenes Vermögen mit Wucher hereinbrachte. Als nach Ladislavs Tod Albrecht nach Wien gekommen war, hatte er an diesem Holzer so ganz seinen Mann gefunden, daß er der gewöhnliche Genosse seiner Trinkgelage wurde; an ihn wendete er sich auch jetzt, und nicht vergeblich.

Bürgermeister und Rath saßen auf dem Rathhause beisammen, da trat im August 1462 der Rathsherr und Arzt **Kirchheimer**, der vorzüglichste An-

hänger Holzers, geharnischt mit 60 Bewaffneten in die Versammlung; nahm sie gefangen und rief Wolfgang Holzer als obersten Viertelmeister und Beschützer der Stadt aus. Nun kam der Kaiser mit 4000 steirischen Söldnern heran; kaiserliche Räthe voraus. Holzer hatte die Frechheit, ihnen den Eingang zu verweigern; »wenn dem Kaiser nach seinem alten Bürgermeister und Rath gelüste,« sagte er, »werde man ihm ihre Köpfe entgegen schicken, ohne ihn in die Stadt einzulassen.« Drei Tage währten die Unhandlungen, ehe Wien seinen Kaiser und Landesfürsten einließ; obwohl die Geistlichkeit und ein Theil des Adels und die vermögliche Bürgerschaft sich alle Mühe dafür gaben; und Friedrich wiederhohlt versicherte, seine Begleiter seien der Frieden und die Gnade. Als endlich der Kaiser in der Stadt war, glaubte Holzer sein Ansehen, als Anführer des Pöbels, sei nicht befestiget genug; und trug selbst auf eine Bürgermeisterwahl an. Wider sein Erwarten fiel sie auf Sebastian Ziegelhauser, einen der reichsten und angesehensten Bürger. Holzer gab sein Spiel nicht auf; bald hörte man das Geschrei auf allen Gassen, die alte Ordnung, die Freiheit der Bürgerschaft seien bei dieser Wahl verletzt worden. Niemand zwar wußte zu sagen, worin und wodurch? aber man schrie so lange, bis Ziegelhauser abdankte, eine neue Wahl angeordnet, und Holzer erwählt wurde. Er legte Friedrichen den Eid der Treue ab, und schien jetzt eben so der Mann des Fürsten zu seyn wie vorhin der Mann des Volkes.

Friedrich, dadurch getäuscht, verabschiedete seine steirischen Söldner, bezahlte sie aber so wenig, als die, welche er Wien zu Hülfe geschickt hatte. Sie wurden Räuber, nahmen den Wienern die Fechsung aus den Scheunen, die Rinder aus den Ställen, ließen ihnen die Fässer ausrinnen, und mißhandelten sie persönlich. Die Wiener führten Klage bei dem Kaiser; er forderte 9000 Gulden von der Stadt, die Söldner zu bezahlen; die Kriegsläufe seit Ladislavs Tod hatten seinen Schatz gänzlich erschöpft. Inzwischen wurde ein solcher Freibeuter, der an einer ehrbaren Bürgersfrau Gewalt geübt hatte, gefangen, und sollte nun von dem Stadtrichter abgeurtheilt werden, da fiel es dem Kaiser ein, die Auslieferung des Verbrechens zu fordern, weil er als ein Fremder und sein gewesener Söldner nicht unter dem Stadtgericht stehen könne. Der Rath verweigerte sie; Friedrich, in unbedachtem Zorn, nahm der Stadt das uralte Recht der Criminalgerichtsbarkeit.

Das war der Funke, der die helle Flamme des Aufruhrs entzündete. Die Wiener sendeten ihm einen förmlichen Absagebrief; das Volk spannte sich vor die schwersten Stücke des Zeughauses, schleppte sie herbei und richtete sie gegen die Burg; einige Seitengebäude wurden der Erde gleich gemacht, und die Belagerung aus allen Kräften betrieben. Der Kaiserinn und dem Prinzen Maximilian boten sie freien Abzug an; Friedrich aber antwortete: »Er werde sie nicht von sich lassen, und mit ihnen entweder den Tod erleben, oder die Rache; die

Burg müsse entweder wirklich seine Burg oder sein Freithof sein.« Diese seltene, mit so viel Nachdruck geäußerte Entschlossenheit hatte ihren Grund darin, daß 200 Ritter und viele wackere Bürger sich mit dem Kaiser in die Burg eingeschlossen hatten. So gut das war gegen den äußeren Feind, so schlimm war es gegen den innern, den Hunger; man war auf keine Belagerung gefaßt; in wenigen Tagen war der Hof selbst auf trockenes Brot beschränkt. Einst bat der dreijährige Max seine Mutter doch einmal wenigstens um einen gebratenen Vogel; Eleonora antwortete mit Thränen: »Bitte Gott, liebes Kind, daß wir nur immer Brot genug haben.« Das wurde in der Stadt bekannt; der Hofschneider Kronberger kaufte, was er sich nur von Geflügel aufpacken konnte, gab Zeichen in die Burg, stahl sich bei Nacht in den Graben, und ließ sich an ein Fenster hinauf ziehen; die folgende Nacht that sein Sohn dasselbe. Als Maximilian zur Regierung kam, vergaß er der gebratenen Vögel nicht; der alte Kronberger war aber gestorben; den Sohn, der den geistlichen Stand gewählt, machte er zum reichen Domherrn.

Friedrich war auch von außen nicht ohne Beistand; österreichische und steirische Edelherrn, später der Vortrab des böhmischen Heeres unter dem Prinzen Victorin belagerten die Stadt, konnten aber den Wienern nichts anhaben.

Holzer, seines vor 4 Wochen geschwornen Eides vergessend, rief den Erzherzog Albrecht herbei;

um die Uebergabe der Burg schneller zu erzwingen, ließ dieser das Geschütz vorzüglich auf die Gemächer der kaiserlichen Familie richten, und Minen anlegen. Thomas, ein wackerer Artillerist aus Siebenbürgen, schoß die Warnung, um einen Pfeil gewickelt, in die Burg; die kaiserliche Familie flüchtete in die Keller; die Minen wurden durch Gegenminen zerstört.

Endlich erschien König **Podiebrad** mit dem böhmischen Hauptheere, welches die treuen Städte Krems und Stein nach äußersten Kräften unterstützten, zum Entsatz. In die dritte Woche wurde unterhandelt, zuletzt dahin Frieden geschlossen: Albrecht sollte Wien und das Land unter der Enns durch acht Jahre besitzen, dafür aber die eroberten Schlösser zurückstellen, und dem Kaiser jährlich 4000 Goldgulden zahlen. Diesen Frieden verkündete Albrecht selbst bei St. Stephan von der Kanzel. Zwei volle Monate hatte die Belagerung angehalten; am 4. December 1462 zog der Kaiser mit seiner Familie, seinem Hofstaat und seinen Freunden aus der Burg; Prinz Victorin deckte mit den Böhmen den Abzug gegen die Ungezogenheiten des Pöbels. Holzer plünderte die Häuser der Bürger, die mit dem Kaiser zogen.

Albrecht zahlte nichts und gab kein Schloß zurück, Friedrich hielt sich also auch an den Frieden nicht gebunden, und sprach die Acht über ihn und seine Anhänger. Papst Pius II. legte den Bannfluch auf ihn. Die Söldner beider Theile verwüsteten das

Land neuerdings; und Albrechts Erpreſſungen und Gewaltthaten wurden ſelbſt denjenigen unerträglich, die ihn erhoben hatten. Wo er Geld wußte, dort machte er Jagd darauf, es mochte Freund oder Feind ſein. Schlechte Menſchen hatte er in ſeinem Solde, die ſich in den Trinkſtuben einfanden, ſelbſt in die Häuſer der Reicheren drängten; den Schein Mißvergnügter annahmen, über ihn ſchimpften. Wenige Worte der Zuſtimmung waren genug, um in das Gefängniß geworfen zu werden; und glücklich ſchätzten ſich noch die, welche mit dem Verluſte ihres Vermögens ohne Folter, ohne abgehackte Finger oder Brandmal davon kamen.

Da ward dem Holzer endlich auch bange; und wie er im Grunde nie von einer andern Partei war als von der ſeines Geld- und Ehrgeitzes, ſo war es den heimlichen Freunden des Kaiſers jetzt nicht ſchwer, ihn zu gewinnen. Gegen 6000 Gulden übernahm er es, 400 in der Nähe befindliche Reiter des dem Kaiſer ergebenen Hrn. v. Grafenegg bei Nacht in die Stadt zu laſſen; mit ihrer Hülfe Albrechten aufzuheben und auszuliefern. So klug Holzers Anſtalten waren, mißlangen ſie doch. Von denen, welche nichts hatten, nahm Albrecht auch nichts; bei ihnen war der verſchwenderiſche Fürſt beliebt, und das war der größere Haufen. Am Charſamſtag 1463 Morgens zog Holzer zu Pferde vor den 400 Reitern durch die Stadt; Albrecht, gewarnt, ließ bei St. Michael Sturm läuten. Tauſende verſammelten ſich, griffen die Reiter am Hohenmarkt von rück-

wärts an, erſchlugen oder nahmen ſie gefangen; Holzer ſprengte zum Thor hinaus; ſein Haus wurde geplündert. Er ritt bis nach Melk, und ſetzte dort nach Weitenſtein über, welches Schloß ihm Albrecht geſchenkt hatte. Seine ungeheure Verwegenheit ließ ihn jedoch nicht ruhen; als Hauer verkleidet fuhr er die Donau nach Nußdorf herab. Die Fleiſchhauer erkannten den ehemaligen Ochſenhändler, ſetzten ihn gebunden auf ein Roß und brachten ihn am Oſtermontag in die Burg. Das zuſammengelaufene Volk, deſſen Abgott er noch vor wenigen Tagen geweſen, nannte ihn Judas, riß ihn bei Haar und Bart, und warf ihn mit Koth. Am Samſtag nach Oſtern erfolgte die Execution; der gefangene Hauptmann der Grafeneggeriſchen Reiter wurde am Hohenmarkt enthauptet; von 13 Bürgern, die Albrecht in Feſſeln legte, weil ſie es getreu mit Friedrich hielten, verurtheilte er 4 zum Rad, das Volk erbat ſo viel Begnadigung für ſie, daß ſie am Hof enthauptet wurden. Ueber Holzer lautete der Urtheilsſpruch: »Es ſoll ihm das falſche Herz aus dem Leibe geriſſen, und ſeine Viertel an den Straßen den Vögeln des Himmels zur Speiſe aufgeſteckt werden.« So geſchah ihm auch nach aller Strenge; die übrigen gefangenen Bürger mußten 24,000 Gulden Strafe zahlen.

Der Krieg und das Elend dauerten fort, obwohl die zu Wien lebende Markgräfinn von Baden, Friedrichs und Albrechts Schweſter, und die Kaiſe-

rinn Eleonore ſich alle Mühe gaben, die Brüder zu verſöhnen.

Am 2. December 1463 ſtarb endlich, nach einer Krankheit von 2 Tagen Albrecht unter heftigen Schmerzen, ſo daß man glaubte, er ſei vergiftet. Es iſt merkwürdig, daß in Gegenwart Kaiſer Maximilians, der jederzeit das Barret zog und ſich neigte, wenn Kaiſer Rudolph genannt wurde, Albrechts nicht erwähnt werden durfte, als ob dieſer ſein aus der Art geſchlagener Oheim nie gelebt hätte.

Das Land ob der Enns unterwarf ſich ſogleich ſeinem rechtmäßigen Landesfürſten; unter der Enns und vorzüglich zu Wien ging es länger her. Es waren zu Viele, die ſich mancher Vergehen gegen Friedrich bewußt, und denen bekannt war, daß die kaiſerlichen Räthe jetzt für ſtrenge Beſtrafung ſtimmten. Doch dießmal ließ der Kaiſer ſich von ſeinem eigenen Gefühle leiten, und als die Räthe auf endliche Erklärung ſeiner Willensmeinung über das Benehmen gegen Niederöſterreich und Wien drangen, ſprach er: »Liebe Freunde! Wir können Uns nicht verbergen, daß Wir ſelbſt viel Verwirrung über Land und Leute gebracht haben. Bei allen Empörungen ſind immer nur wenig Schuldige; von ihnen und von dem Drang der Umſtände wird die große Mehrzahl mit fortgeriſſen. Sollen Alle büßen, was Einige verbrochen? Auch ich bin ein Sünder, und flehe täglich zu Gott um Gnade nicht um Recht; ſo laßt mich denn auch gegen die Schuldigen zeigen, daß meine Macht von Gott ſtamme, und Gnade üben ſtatt des

strengen Rechtes.« — Die Rede des Kaisers kam in mehreren Briefen nach Wien; die Besseren siegten; 70 Bürger, an ihrer Spitze der Bürgermeister Ebner und jener verwegene Kirchheimer zogen nach Neustadt; leisteten Unterwerfung und Abbitte.

Am 6. März 1464 Morgens erscholl die große Glocke bei St. Stephan; Reich und Arm strömte in den Probsthof; dahin erhoben sich auch zwei päpstliche Legaten und die kaiserlichen Bevollmächtigten im vollen Staate. Acht und Bann wurden gelöst, der Eid der Treue feierlich geleistet, Vergessenheit des Geschehenen und Bestätigung der alten Freiheiten zugesichert. Unter dem Geläute aller Glocken hielt man einen großen Umgang mit allen Heiligthümern und darauf das Tedeum bei St. Stephan. Auf allen Plätzen brannten Abends Freudenfeuer Gott und dem Kaiser zu Ehren und zu Dank für das Ende der langen und schweren Trübsal, die sie durch Abweichung von Pflicht und Recht sich selbst bereitet hatten.

In der Stadt wurde nun bald vollkommen Frieden; aber auf dem Lande währte das Räuberwesen noch viele Jahre. Aus den Haufen herrenloser oder nicht bezahlter Söldner bildeten sich unter verwegenen Hauptleuten große Räuberbanden, die feste Schlösser im Besitz hatten. Dasselbe Handwerk trieben hier und da Edelleute auf ihren Burgen; selbst vertriebene Wienerbürger ergriffen es aus Rachsucht. Ein solcher war Thanhauser, dem der Johanniter Weneko sein Schloß Oberlaa versetzt hatte; von da aus verwüstete er die Güter und Weingärten der

Wiener und tödtete die Arbeiter in denselben. Die Wiener zogen vor Oberlaa und beschoßen das Schloß heftig; ihre großen Donnerbüchsen hatten die Außenwerke an mehreren Stellen in Schutt gelegt. Da begehrte die Besatzung zu capituliren, indem Thanhauser unter dem Vorwand Entsatz zu holen, entwichen war; die erbitterten Wiener aber stürmten den Zwinger, und die Belagerten mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Man führte sie gefangen nach Wien; 17 wurden als Räuber am Hohenmarkt enthauptet; die übrigen in den Kärnthnerthurm geworfen, und erst nach geraumer Zeit erledigt.

Die Kaiserin Eleonore gebrauchte im Sommer 1467 das Badner Bad. Das flache Land war so voll Räuber, daß sie zur Heimreise nach Neustadt den Weg über Heiligenkreuz einschlug; auch da fielen des Wilhelm von Puchheim Leute aus seinem Schloß Rauhenstein über ihr Gefolge und plünderten ihren Kammerwagen. Der Raub wurde ihnen zwar durch kaiserliche Reiter wieder abgejagt, und diese legten sich vor das Schloß; konnten jedoch nichts dagegen ausrichten. Als das die Wiener erfuhren, welche die Kaiserinn jederzeit hochgeehrt und geliebt hatten, rückten sie mit schwerem Geschütz vor Rauhenstein; und rächten die Unbild, indem sie das Schloß in Trümmer schossen. Wenige Wochen darnach am 3. September 1467 starb die milde Fürsprecherinn Eleonore, ein Vorbild der Liebe und Treue, weiblicher Anmuth und männlichen Muthes, zu Neustadt im 33. Jahre ihres Lebens, im 15. ihrer mit vielem

Kummer heimgesuchten Ehe. Sie hinterließ den achtjährigen Prinzen Maximilian, und eine zweijährige Tochter Kunigunde, die in der Folge gegen des Vaters Willen mit dem Herzog von Bayern vermählt wurde.

Es ist bereits erzählt worden, daß viel früher die Wiener auch das Schloß Rauheneck zerstört haben, es sind sonach heutzutage für Wiener, die das reizende Helenenthal besuchen, die beiden malerischen Ruinen, Denkmale der Tapferkeit ihrer Vorfahren sowohl, als einer Lebensweise, deren Verschwinden wir der gestiegenen Cultur verdanken.

Der kaiserliche Obrist Georg von Pottendorf zersprengte die einzelnen Haufen, eroberte ein Raubschloß nach dem anderen, deren Besitzer nach Ungarn flüchteten; drängte den Smikovsky, welcher das Oberhaupt aller Räuberhauptleute war, in seinen letzten Schlupfwinkel, das Schloß zu Bertholdsdorf; wo ihn, als er einst höhnend auf dem Wall erschien, eine Stuckkugel zerriß. Nachdem Mathias den Friedensvertrag mit dem Kaiser abgeschlossen hatte, wendete auch er sich gegen die Räuber, deren mehrere Tausend unter ihren flüchtigen Hauptleuten ein verschanztes Lager in Oberungarn hatten; von wo aus sie viel Raub und Mord in Ungarn und Oesterreich verübten. Mathias und Pottendorf stießen zusammen, erstürmten ihre Schanzen, nur wenige entwischten, die meisten wurden niedergemetzelt; über 2000 gefangen und aufgehängt; ihr zahlreiches Weibsvolk ersäuft. Den Swolli, an

Snikovkys Stelle Oberhaupt der Räuber, sah man von weitem auf einem ungeheuer hohen Galgen hangen, zwei andere Anführer neben ihm. Damit wurde endlich Ruhe für einige Jahr in Oesterreich und zu Wien.

Friedrich benützte die Zeit der Ruhe zu seiner zweiten Reise nach Rom, die er im Jahr 1468 in dreifacher Absicht unternahm. Erstens als eine angelobte Wallfahrt, um dem Allerhöchsten für seine Befreiung aus der Gefangenschaft in der Burg zu Wien, wo ihm der Hunger schon das äußerste drohte, Dank zu sagen. Ein zweiter Zweck seiner Reise war die Heiligsprechung Leopold IV. Markgrafen von Oesterreich, welcher seither als unser Landespatron verehrt wird. Seine dritte Absicht endlich war, die Errichtung des Bisthums Wien, oder besser zu sagen die Wiederherstellung dieses Bisthums, welches, wie im ersten Bande erzählt worden, schon in uralten Zeiten bestanden hat. Er bewirkte auch dieses, wofür einige seiner Vorfahren sich vergeblich bemüht hatten.

Die Freundschaft zwischen Podiebrad und Mathias Corvinus war von kurzer Dauer; beide höchst ehrsüchtige Männer wurden immer nur von ihrem nächsten Vortheil geleitet. Ueberdieß war Corvinus ein eifriger Katholik, Podiebrad ein Hussit. Papst Pius II. erkannte ihn nicht als König von Böhmen, sprach vielmehr den Kirchenbann gegen ihn aus. Sein Nachfolger Paulus II. 1464 ging noch weiter;

er forderte Mathias auf, in Böhmen einzufallen, und ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen. Kurz vorher bedrohte Podiebrad den Kaiſer mit Krieg, wenn er ihm nicht die Koſten erſetzte, die er zu deſſen Befreiung aus der Burg zu Wien aufgewendet habe; und ſchlug dieſe Rüſtungskoſten zu einer übermäßigen Summe an. Friedrich, darüber entrüſtet, ließ den Mathias gewähren, als er in Böhmen einfiel, und reiſte nach Rom.

Bald darauf ergab ſich die Enthauptung des Andreas Baumkircher; ein Ereigniß, das bis auf den heutigen Tag Aufſehen in der Welt gemacht hat. Darin kommen alle bewährten Geſchichtſchreiber überein, daß er dem Kaiſer abtrünnig geworden, mit andern Edelleuten in die Dienſte des Mathias Corvinus getreten ſei, und die Waffen gegen den Kaiſer geführt habe; daß er nach einigen Jahren wieder ſeine Unterwerfung angeboten und freies Geleit nach Gratz verlangt habe, um ſich zu verantworten und ſeine Anſprüche zu rechtfertigen; daß ihm das freie Geleit vom Früh-Gebetläuten bis zum Abend-Gebetläuten zugeſtanden wurde; daß Baumkircher gekommen, es aber nur mit den kaiſerlichen Räthen zu thun gehabt, und Friedrich nicht in Gratz geweſen ſei. Nun aber ſagt man einerſeits, daß Baumkircher keineswegs eine Verantwortung, ſondern nur neue Forderungen an den Kaiſer vorgetragen, und dabei das Abend-Gebetläuten verſäumt habe. Wonach man ihm als gefangenen Rebellen den Kopf abgeſchlagen. Nach andern zogen die kaiſerlichen Räthe die Ver-

handlung abſichtlich in die Länge; Baumkircher, als er bemerkte, daß die Abendſtunde nahe ſei, warf ſich auf's Pferd, und ſprengte davon. Das innere und äußere Muhrthor waren noch offen. Wie er ſich dem äußern näherte, ſchlug es plötzlich vor ihm zu; er wendete das Pferd, um einen andern Ausweg zu ſuchen; da war auch das innere verſchloſſen. Jetzt erklang das Abendgebetläuten; Prieſter und Scharfrichter kamen aus den Ecken hervor. Obſchon er alle ſeine Schlößer und ſchweres Geld für ſein Leben bot, wurde er auf derſelben Stelle hingerichtet.

Der letzteren Erzählung mißt die große Mehrzahl Glauben bei; ja, man hat ſie ſchon als Stoff einer Tragödie verbraucht. Alles wohl erwogen, kann man nur an die erſtere ſich halten; denn erſtens war Friedrich während ſeiner ganzen langen Regierung immer nur zu Milde und Nachſicht geneigt; zweitens war Treuloſigkeit dem Charakter Friedrichs ſo ganz entgegengeſetzt, daß ſeine Räthe nicht wohl gewagt haben können, eine ſo ſchreiende zu begehen; drittens iſt es ganz unglaublich, daß Jemand der aus der Burg zu Gratz davon ſprengt, um aus der Stadt zu entkommen, ſeine Richtung auf das Muhrthor nehmen ſollte, wo er Gefahr läuft, die Sporergaſſe herab den Hals abzuſtürzen; während er ohne Gefahr das nähere Paulusthor (das Burgthor beſtand noch nicht) erreichen konnte. Hiezu kommt noch, daß das Paulusthor auf die Straße nach Ungarn führt, wo Baumkircher Güter beſaß, und des Schutzes ge-

wiß war; beim Muhrthor hinaus dagegen kam er in die Mitte des Landes.

Kaiser Friedrich sah, daß Mathias Corvinus sein großes Feldherrntalent nicht sowohl zum Schutze seines Königreiches Ungarn gegen die Türken, als zu Eroberung des Königreichs Böhmen verwendete; er trug also den auf dem Reichstag zu Regensburg zahlreich versammelten Reichsfürsten vor, wie höchst nöthig es sei ein bedeutendes Heer schleunig aufzustellen, um dem Vordringen der Türken gegen Deutschland zu widerstehen. Versprechungen von Wenigen war Alles, was er bewirkte, und selbst damit war es nicht Ernst. Die Reichsfürsten hatten mit ihren eigenen Zwistigkeiten zu thun genug; und so lange das große Königreich Ungarn zwischen ihnen und den Türken lag, waren sie ohne Sorgen.

Friedrich dachte an die ältere Zeit zurück, wo die Tempelherrn, die deutschen Herrn, die Hospitaliter tapfer und glorreich in Palästina gegen die Ungläubigen kämpften. Solches Kämpfen that jetzt wieder im höchsten Grade Noth. Er stiftete zu diesem Ende den St. Georgen Orden, und dotirte ihn reichlich. Die Ritter sollten im Vortrab des ungrischen Heeres fechten, die Türken von den Gränzen dieses Reiches, aus dem christlichen Griechenland vertreiben, und, wenn möglich, Constantinopel wieder erobern. Papst Paul II. bestätigte diese Stiftung; der Georgen Orden, ehe er noch das geringste Verdienst sich erworben, wurde dem Deutschen Orden an Rang, Privilegien und Rechten ganz gleich gestellt; der jewei-

lige Großmeiſter hatte den Rang eines Fürſten; die Ritter wählten ihren Großmeiſter ſelbſt, nur die erſte Ernennung behielt ſich der Kaiſer bevor. Sie führten eine Krone über dem Wappen, und nannten ſich gekrönte Ritter von St. Georgen. Ihre Kleidung war weiß mit einem rothen Kreuz auf der linken Schulter, darüber ein grüner Mantel mit großem rothen Kreuz auf der linken Seite. Zur Reſidenz ward dem Großmeiſter das alte Benedictiner Kloſter Millſtadt in Kärnthen angewieſen. Hier, und auf allen Comthureien, nnd wo ſie immer wohnten, mußten eben ſo viel Prieſter als Ritter, und immer ein Prieſter zwiſchen zwei Rittern wohnen. Die Prieſter waren ebenfalls Ordensmitglieder; dagegen hatten die Ritter kein anderes Gelübde, als das des Gehorſams abzulegen. Der Kaiſer wählte dieſe Einrichtung vorzüglich aus dem Grunde, um bei der Dotirung des Ordens mit geiſtlichen Gütern deſto weniger Anſtand zu finden. Zum erſten Großmeiſter und Fürſten ernannte er einen Wienerbürger Johann Siebenhirter. Man ſieht noch in Millſtadt ein großes Gemälde, welches ſeine Inſtallation vorſtellt. Auch mit dieſem Unternehmen war Friedrich nicht glücklich. Ritter-Kleidung und Titel gaben noch nicht Rittergeiſt, in beiläufig 80 Jahren war der Orden in ſeiner eigenen Unthätigkeit verſunken, nachdem er nur drei Großmeiſter gehabt hatte. Siebenhirter ſtarb 1511, Johann Geymann 1532, Wolfgang Prandtner 1547. So wie der Bau des zweiten Thurms an der Stephanskirche zu Wien, wozu Fried-

rich IV. den Grund gelegt, 1579 aufgegeben, und der Rumpf mit Kupfer bedeckt wurde, starb auch in demselben Jahre der letzte Georgenordens-Priester.

Um die Zeit der Stiftung dieses Ordens standen Friedrich und Mathias Corvinus in so gutem Vernehmen, daß Mathias, nachdem seine Gemahlinn Katharina, Podiebrads Tochter, gestorben war, um des Kaisers einzige Tochter Kunigunde anhielt; sie wurde ihm abgeschlagen. Er hielt darauf um Hedwig, Tochter König Casimirs von Polen an, auch diese erhielt er nicht. Er fand sich dadurch beleidiget, und würde Beiden den Krieg angekündiget haben, wenn nicht seine Gegenwart in Ungarn höchst nöthig gewesen wäre.

Inzwischen starb 1471 Georg Podiebrad 51 Jahr alt. Friedrich hatte offenbares Recht auf diese Krone, Mathias machte als Schwiegersohn Anspruch darauf, und wollte diesen Anspruch mit Gewalt der Waffen durchsetzen. Eben deßwegen aber, und weil er schon seit einigen Jahren als König von Böhmen gelten wollte, das Land feindlich behandelte, und ihm viel Schaden zufügte, waren ihm die böhmischen Stände abgeneigt. Mehr geneigt würden sie für Friedrich gewesen sein, allein es war offenbar, daß er das Reich gegen die Macht des Corvinus zu beschützen nicht im Stande sei. Sie wollten auch die Söhne Georgs Podiebrad nicht; das Land war unter seiner Regierung ganz und gar nicht glücklich; er selbst schrieb an seinen Vertrauten Rockyzana, als er ihn von sich entfernte: »Hätte ich deinen Anschlägen nicht

Gehör gegeben, so wäre ich ein ruhmvoll herrschender König, und meine Unterthanen stürben nicht aus Hunger.« Die Stände wählten also Wladislav, Kronprinzen von Pohlen; er war durch seine Mutter des vortrefflichen Albrechts II. Enkel, des um Böhmen hochverdienten Carls IV. Urenkel, er stand bereits den Böhmen gegen Mathias Corvinus tapfer und glücklich bei, und es war zu erwarten, daß dem Kaiser dieser am wenigsten mißfällig sein würde. Wirklich sah auch Friedrich ein, daß er die Macht nicht habe, seine gerechten Ansprüche auf die böhmische Krone gegen Pohlen, Böhmen und Ungarn zugleich durchzusetzen, und daß nach ihm das Erbrecht für Wladislav spreche; er erkannte also auf dem Reichstag zu Regensburg Wladislav als König von Böhmen.

Darüber entbrannte Mathias in den heftigsten Zorn; machte Waffenstillstand mit Böhmen, und warf sich mit aller Macht auf Oesterreich. Schnell hatte er alle nahen Orte um Wien herum von Trautmannsdorf bis Klosterneuburg in seiner Gewalt, und die Donau mit Kriegsschiffen besetzt, womit er der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt. Friedrich flüchtete nach Krems, und vollends nach Steyer. Eines Morgens im August 1477 stand das ganze Heer auf einmal vor Mazelsdorf (damals noch fern von der Vorstadt); eiserne und steinerne Kugeln flogen in die Vorstädte. Jetzt zeigten die Wiener, was standhafte Treue vermag, und machten die Fehler vollkommen wieder gut, welche sie vor

Jahren gegen Friedrich begangen hatten. Geistlich und weltlich, jung und alt, Mann und Weib wetteiferten in der öffentlichen Arbeit; die Studenten zeichneten sich besonders aus; was Waffen tragen konnte, stand auf den Wällen. Umsonst waren alle Verführungskünste, die Mathias versuchte, umsonst die fürchterlichsten Drohungen; umsonst war selbst der schrecklichste Feind, der Hunger, bereits eingerissen. Ueber 4 Monate hatte sich Wien gegen des gewaltigen Ungarn Königs Macht gehalten; und durch solches Beispiel angeeifert, auch Krems und Stein. Die Standhaftigkeit der Wiener führte endlich den Frieden herbei. Mathias räumte Oesterreich gegen Anerkennung als König und Kurfürst von Böhmen, und 100,000 Gulden, wovon ihm Friedrich einen großen Theil sogleich zahlen mußte.

Während die Belagerung Wiens das Haus Habsburg mit dem Verluste von Oesterreich und Steier bedrohte, vergrößerte es sich auf einer andern Seite. Der ritterliche Prinz Maximilian vermählte sich am 20. August 1477 mit der Erbtochter von Burgund und den Niederlanden, deren Vater nicht lange vorher in der Schlacht bei Nancy geblieben war. Das war der Wendepunct für die nachmalige Größe dieses früher so ruhmvollen, unter Friedrich sehr gesunkenen Hauses.

Friedrich war trotz seines Bestrebens Geld zu sammeln, arm geworden. Seine zweite Reise nach Rom, die Heiligsprechung Leopolds IV., die Errichtung des Wiener Bisthums und die Stiftung des

St. Georgen Ordens hatten seinen Schatz erschöpft; der Frieden mit Mathias ihn vollends dahin gebracht, daß er von der Stadt Steier 90 Ducaten, von dem Abte zu Zwettel 60 Gulden borgte. Das machte ihn mißmuthig, das Alter eigensinnig, die Heirath seines Sohnes anmaßend. Das Domkapitel zu Passau mußte durchaus einen seiner Lieblinge zum Fürstbischof wählen; den Erzbischof von Salzburg wollte er zwingen, das Erzbisthum einem andern Lieblinge abzutreten. Weil der Bischof von Seckau dem von Salzburg rieth, nicht abzutreten, nahm er Beider Eigenthum in Beschlag, zerstörte ihre Schlösser, führte ihre Unterthanen gefangen hinweg. Dieser Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt machte ihm viele Feinde; die Bischöfe suchten Schutz bei Mathias, dem eine Veranlassung Oesterreich abermals zu plündern, willkommen war; auch hatte er noch an den im Frieden versprochenen 100,000 Gulden zu fordern.

Schon mit Anfang des Jahres 1481 schwärmten ungrische Reiterhaufen in Oesterreich herum, und zugleich brachen die Räuber aus ihren Schlupfwinkeln hervor; am 27. April verließ der Kaiser Wien, das er nicht wieder sah, und flüchtete nach Gratz. Mit Mathias schloß er einen Waffenstillstand bis Ende Juni, der ihn gerne einging, indem er mit den Türken so sehr beschäftiget war, daß er nur eine kleine Macht in Oesterreich lassen konnte. Die Räuber hatten sich indessen durch ihre täglich wachsende Zahl und durch ihre Wildheit so furcht-

bar gemacht, daß die Städte und Schlöſſer des flachen Landes es noch vorzogen, eben die Ungarn als Beſatzung aufzunehmen. Der ungriſche Feldherr benutzte dieſen Umſtand, Wien allmälig zu umzingeln, und die Zufuhr der Lebensmittel zu erſchweren. Im Jahre 1483 zahlte die Stadt den Ungarn 3000 Gulden für einen Waffenſtillſtand von 7 Monaten, um ihre Weingärten zu pflegen und die Leſe einzubringen. Im folgenden Jahre ſchloß Mathias einen fünfjährigen Waffenſtillſtand mit den Türken, und wendete nun ſeine ganze Stärke wider Friedrich; enge Einſchließung Wiens war der erſte Vorbote ſeines Annäherns. Die Wiener konnten ihre Gründe und Weingärten nicht mehr pflegen, die Theurung ſtieg von Tag zu Tag, ein Brot, das ſonſt 3 Pfenninge galt, koſtete bereits 20. Die wackeren Städte Krems und Stein, in Vereinigung mit einigen oberöſterreichiſchen Baronen, beſonders mit Prüeſchenk, dem Ahnherrn der heutigen Grafen von Hardeck, bauten ſechzehn große Kriegsſchiffe; rüſteten ſie aus, füllten ſie mit jedem Bedürfniß der nothleidenden Stadt; und feſt entſchloſſen ihr Hülfe zu leiſten, wenn auch einige Schiffe dabei zu Grunde gingen, fuhren ſie in Gottes Namen die Donau herab. Zwiſchen Stockerau und Korneuburg mußten ſie durch das Feuer der feindlichen Batterien auf dem linken Ufer; weiter herab ſtand auch ein Blockhaus auf einer Inſel mitten im Strom. Doch wurde nur ein Schiff, eben das größte ſtark verletzt, und 14 Mann darauf getödtet, die Ladungen kamen aber glücklich

über Nußdorf herab in den Werd; wohin Alles jubelnd zu ihrem Empfang entgegen ſtrömte. Kurz vorher hatten die Wiener, da Briefe nichts vermochten, Deputirte an den Kaiſer geſchickt; ihm die ſchreckliche Theurung und drohende Hungersnoth vorzuſtellen und um Hülfe zu bitten. Er war nicht im Stande zu helfen, und daher deſto mürriſcher, klagte über ſeine Söldner, die er ihnen doch zur Hülfe gelaſſen; und ſehr zur Unzeit ſich an ſeine Gefangenſchaft erinnernd, ſetzte er hinzu: »die Wiener ſollen nur auch einmal fühlen, wie wehe der Hunger thut, den ſie mich in der belagerten Burg haben leiden laſſen.« Dieſe in übler Laune entfahrene Aeußerung war gerade jetzt von ſehr nachtheiliger Wirkung; viele Gemüther wendeten ſich von Friedrich ab, und ſeine alten Feinde erhoben das Haupt wieder.

Zu Anfang des Jahres 1485 hatte Mathias die Stadt Wien auf das engſte eingeſchloſſen; es war unmöglich, ihr mit irgend etwas zu Hülfe zu kommen, es ſei denn mit einem zahlreichen Heereszug zum Entſatz. Daran war jedoch gar nicht zu gedenken, und der Kaiſer vollends bis Innsbruck geflüchtet. Fünf Monate hielten die Wiener entſchloſſen aus, ſchlugen tapfer jeden Anlauf ab, wagten faſt täglich Ausfälle, widerſtanden jeder Lockung zur Uebergabe. Allein, nun waren endlich doch die Vorſtädte verloren, es flogen die Kugeln bereits mitten in die Stadt, in den Fleiſchbänken gab es nur mehr Pferdefleiſch für theures Geld; um Hunde, Katzen, Mäuſe u. d. gl. raufte das ärmere Volk. Die Ausfälle hatten viele

Muthige dahin gerafft, die Freunde der Uebergabe wurden immer zahlreicher und lauter; und da durchaus kein Entſatz zu hoffen war, traten die Prälaten, die Univerſität und die Bürgerſchaft zuſammen, und brachten eine Unterhandlung mit Mathias zur Sprache. Acht Tage vergingen, ehe ſie ſich dazu entſchließen konnten. Am 20. Mai, als von der Verzweiflung des Volkes bereits das Aeußerſte zu beſorgen war, begab ſich eine Deputation aus allen Ständen in das feindliche Lager; und in der folgenden Nacht kam die Capitulation zu Stande: — »käme bis Ende des Monats kein Entſatz, ſo ſollte die Stadt dem König offen ſtehen, die kaiſerliche Beſatzung mit Hab und Gut und Waffen freien Abzug haben, die Bürger bei ihren Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten erhalten werden. Nicht die Waffen hatten die Stadt Wien bezwungen, ſondern der Hunger.

Am 1. Juni 1485 zog Mathias in großer Pracht und unter Siegesjauchzen in Wien ein; heftiger Sturm bedeckte den glänzenden Zug mit Staub, und Erdbeben ſchien anzudeuten, daß der Boden dem fremden Beſitzer widerſtrebe. Er bezog nicht die Burg, ſondern bewohnte das der Weihburggaſſe gegenüberſtehende, jetzt Heßiſche Haus in der Kärnthnerſtraße, das damals ringsum frei ſtand, und in der Folge von darauf gemahlten Jagdſtücken das Haſenhaus genannt wurde. Sein Oberfeldherr Stephan Zapolya bewohnte das Carmeliterhaus in der Salvatorgaſſe.

Die Wiener fühlten bald den Unterſchied zwi-

schen dem angestammten Landesfürsten und dem fremden Eroberer, und daß die glänzendste Regierung nicht immer die glücklichste sei. Sie sahen, daß Saat und Weinstock nur gediehen, damit der fremden Krieger Uebermuth mehr noch davon verderbe als genieße; und daß die Mütter ihre Söhne nur für seinen Ehrgeitz geboren hatten. Stadt und Land seufzten über die vervielfältigten unerschwinglichen Abgaben und über die grausamen Erpressungen einzelner Befehlshaber. Mathias selbst, um das Vermögen der reicheren Wiener Bürger kennen zu lernen, und sich großentheils zuzueignen, bediente sich folgender List: Er berief bald nach seinem Einzug die angesehensten Bürger, so wie auch jene, die ihm von seinen geheimen Anhängern als reich bezeichnet waren, zu sich, und trug ihnen vor, er sei Willens den Rath und alle obrigkeitlichen Aemter neu zu besetzen, indem die bisher üblichen Wahlen ganz zweckwidrig seien. Diejenigen müßten an die Spitze der Bürgerschaft gestellt werden, welche bei Aufruhr oder gewaltsamer Umwälzung am meisten zu verlieren hätten. Es sollte also Jeder sein Vermögen aufrichtig angeben; wer das geringste verschweige, um sich dem Dienst der Stadt zu entziehen, dessen ganzes Vermögen sei verfallen, und er habe für den Betrug noch körperliche Strafe zu gewärtigen. Einige von der Drohung erschreckt, Andere von der Lust zu herrschen verlockt, stellten ihr Vermögen prunkend zur Schau; ja Manche machten sich reicher als sie waren. Mit freudigem Erstaunen übersah Mathias den gro-

ßen Reichthum der Wiener Bürger, und nun änderte er den Ton. »Wie soll ich, der Fremde und der Feind, Zutrauen zu euch haben; da ihr an eurem gebornen Herrn untreu gehandelt, ihm den Beistand eures Geldes und Gutes verschwiegen und entzogen habt? Mit solchen Schätzen hättet ihr mich bis Ofen hinab drücken können. Nimmermehr soll Einer von euch zu einem öffentlichen Amte gelangen. Seid froh, daß mich nach eurem armen Leben nicht gelüstet, und zahlt zur Strafe, was mir euch aufzulegen belieben wird.« So kam er zu dem größten Theil ihres Vermögens.

Fünf Jahre lebte er noch fast ununterbrochen in Wien, hielt einen glänzenden Hof, gab Turniere und Ritterspiele, war jedoch für seine Person nichts weniger als glücklich. Das Podagra plagte ihn, noch mehr die beständige Furcht vor einem Aufruhr, einer sicilianischen Vesper in Wien; eine Furcht, von dem Bewußtsein seiner Behandlung der Wiener erzeugt. Einst meldete ein, der deutschen Sprache unkundiger Hauptmann, Aufruhr sei ausgebrochen, das Volk versammle sich in dem Stadtgraben, die Schottner seien die Aufwiegler, ihr Hofrichter stehe mitten in dem Haufen und schreie überlaut. Mathias gerieth darüber in rasenden Zorn, befahl dem Zapolya, den Abt und Prior der Schottner gebunden zu bringen; bald wieder, sie ins Wasser zu werfen, alle Truppen durch Trommel und Trompete zusammen zu rufen, und dem unruhigen Volk das unvergeßliche Schreckensbeispiel eines Blutbades zu geben.

Doch bevor einer dieſer Befehle befolgt werden konnte, meldete ein anderer Bote mit Lächeln, Alles habe ſich ſchon wieder zerſtreut; der Schottner Hofrichter habe ſtädtiſche Kühe gepfändet, darüber ſei Zank entſtanden, und jetzt zu Marktzeit viel Volk zuſammen gelaufen.

In dergleichen Zorn verfiel Mathias immer öfter, ſeine Schwäche nahm dabei täglich zu; ſein ſtarker ſchwerfälliger Körper konnte ſich kaum mehr bewegen, und nur die Gichtſchmerzen erinnerten ihn an das Leben. Bei einem neuen Anfall von heftigem Zorn über ſchlechte Feigen, die man ihm gebracht, rührte ihn der Schlag; er lag noch drei Tage brüllend wie ein verwundeter Löwe, ohne ein vernehmbares Wort hervorbringen zu können, und verſchied am Dinſtag in der Charwoche, 5. April 1490, im 48. Jahre ſeines Alters.

Ein gewaltiger Kriegesheld war er, der zwar mit Recht und Gerechtigkeit nach Willkühr verfuhr, aber doch der Mann des Volkes war; weil er viele Niedrige erhöhte, und vorzüglich, weil er viele Hohe erniedrigte.

Mathias Corvinus und Georg Podiebrad, zwei gleichzeitige Herrſcher hatten viel Aehnliches mit einander. Beide gelangten ohne rechtlichen Anſpruch durch Uebermacht ihrer Partei zu Thronen, die erblich waren; derowegen nennt die Geſchichte ſie auch nicht Mathias I. und Georg I., ſondern ſetzt ihren Taufnamen die Familiennamen bei. Beide waren undankbar gegen Diejenigen, denen ſie vorzüg-

lich den Thron zu verdanken hatten; Mathias verbannte seinen Oheim Szilagyi, Georg den Rockyzana. Beide machten sich als Feldherrn großen Namen in der Geschichte, doch litten dabei ihre Länder große Noth; Podiebrad, wie oben angeführt worden, gestand selbst, daß seine Unterthanen Hungers starben, von Mathias schreibt Ladislaus Tejerkövi: »Die glänzende Herrschaft des Königs Mathias war nicht segenbringend; unter dem Schatten seiner, über christliche Nachbarfürsten errungenen, Siegeskränze welkte die Blüthe des innern Wohlstandes im Vaterland dahin; das Königsschloß strotzte von Marmor und goldener Pracht, aber des Landmanns Hütte fiel in Trümmer, er mußte Vieh und Ackergeräthe verkaufen. Vergebens forderten die Stände Linderung der Lasten, und es entstanden Empörungen gegen die angemaßte Gewalt.« Ein vorzügliches Instrument seiner Siege und die verhaßteste Landplage war seine sogenannte schwarze Bände, eine, aus Ueberläufern, Räubern und Mördern zusammengesetzte, mit dem edlen ungarischen Krieger niemals vermischte Abtheilung seines Heeres zu Roß und zu Fuß. Von dieser schwarzen Bande schreibt obengenannter Tejerkövi und einstimmend Istvanfi: »Sie lagen nach Mathias Tode in Oberungarn, und erlaubten sich unerträgliche Bedrückungen und Räubereien, weßhalb sie nach Szegedin verlegt wurden, um unter den Befehlen des Temeschwarer Grafen Paul Kinizfi die Einfälle der Türken zurückzutreiben. Sie ließen aber ihre alte Gewohnheit nicht, und als end-

lich eine, bis aufs Hemd ausgeplünderte Edelfrau vor dem Heerführer weinend Klage führte, und bald darauf ein Pfarrer wegen Beraubung der Kirche, Schändung und gewaltsamer Wegnahme der dem Gottesdienst geweihten Gegenstände sich beschwerte, versammelte sie Kinizsi unter dem Vorwand drohender Türkengefahr; ließ sie sodann durch auserlesene ungarische Schaaren und das aufgereitzte Landvolk überfallen, entwaffnen und niederhauen.« Beide Usurpatoren waren bei ihrer Nation nicht beliebt; die Söhne Podiebrads, obgleich von erprobter Tapferkeit, wurden übergangen, als es sich um seinen Nachfolger handelte, und des Mathias unehelicher geliebter Sohn Johannes wurde vollends nach seines Vaters Tod gewaltsam vom Landtag vertrieben. Beide haben, von unedlen Leidenschaften, von Habsucht und Rachsucht getrieben, unabläßig ihre Nachbarn, ja einander selbst bekriegt. Hätten sie dagegen mit redlichem Eifer gemeinschaftlich ihre Waffen gegen die Türken gewendet, wozu sie eigentlich berufen, wozu ihnen Macht und Talent verliehen waren; so würde nicht Ungarn durch anderthalb Jahrhunderte, das christliche Griechenland durch bald vier Jahrhunderte unter der Willkühr der Türken geschmachtet haben.

Friedrich überlebte den Mathias noch um drei Jahre, er brachte seine letzten Tage fast Jedermann unzugänglich mit Andachtsübungen, Sterndeuterei und Alchimie auf dem Linzer Schlosse zu. So kraftvoll war sein Körper, daß nur eine Beschädigung,

in Folge deren man ihm den rechten Fuß abnahm, wozu ſich noch ein Fieber geſellte, ſeinen Tod beſchleunigte; nachdem er 78 Jahr gelebt, Inneröſterreich 69, das Reich 54, Oeſterreich 48 Jahr regiert hatte. Kein Fürſt von Oeſterreich vor und nach ihm bis in unſere Tage hat ſo lange gelebt, und ſo lange regiert als gerade dieſer, deſſen Regierung durchaus nicht heilbringend war.

Indeſſen iſt doch der Begriff, den ſich viele Menſchen von dieſem Kaiſer machen, ſeiner unwürdig. Er war keineswegs ein Schwächling. In der Burg zu Gratz, wo er gerne lebte, befindet ſich ein in Erz gegoſſenes Profil von ihm, welches die Züge eines höchſt kraftvollen Mannes darſtellt. Jedes Zimmer dieſer Burg, ſoweit er ſie gebaut, iſt ein Saal. Er hat den Grund zum zweiten Thurm an der Stephanskirche zu Wien gelegt, und unter den ungünſtigſten Umſtänden den Bau viel weiter gebracht, als ſeine Nachfolger in hundert Jahren. Solche Bauführungen, und die Stiftung eines Ritterordens zeigen von grandioſen Ideen, die kein Schwächling hat. Er hat die Kaiſerkrone nicht angeſucht; man hat ſie ihm angeboten, und er hat ſich beſonnen, ob er ſie annehmen will. Sein Sohn Maximilian I. war kein Heuchler; er würde nicht eine für jene Zeiten ſehr große Summe aufgewendet haben, um das Andenken eines Schwächlings zu verewigen.

Um die Regierung Friedrichs IV. mit Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß unter dem heilloſen Einfluß der Cillyer und des Eytzinger

Oesterreich beinahe ganz verwildert war, daß Friedrich es bei schwacher Macht mit dem argliſtigen Podiebrad, mit dem gewaltigen leidenſchaftlichen Corvin, und an Albrecht mit einem Bruder zu thun hatte, der ihm mehr geſchadet, als alle Feinde; daß aller Gemeinſinn unter den Deutſchen ſchon ganz erſtorben, ſelbſt von dem Feuereifer ſeines glorreichen Sohnes nicht mehr zu erwecken war; daß unter ſolchen Umſtänden alle ſeine Bemühungen gegen die damals erſt für Deutſchland fürchterlich gewordenen Türken vergeblich ſein mußten. Man wirft ihm vor, daß er Geld geſammelt; warum erkennt man nicht, daß er es edel verwendet hat? Der ehrliche Mann, der milde Regent zeigt ſich in jeder ſeiner Handlungen. Liebenswürdige Treuherzigkeit ſpricht aus verſchiedenen ſeiner Aeußerungen.

Nach dem Tod des Mathias Corvinus zum Beiſpiel ſagte er: »So habe ich denn zwar keinen meiner Feinde überwunden, jedoch alle überlebt.« Einigen Wienerbürgern, die ihn in Linz beſuchten, und ihm berichteten, daß ſelbſt ſeine ehemaligen Feinde ihn ſehnlich zurück wünſchen, weil Mathias mit allen gleich ſehr hart verfahre, antwortete er: »So iſt es auch den Fröſchen gegangen, ſie haben den guten Stock nicht wollen, und haben dafür den Storch zum König bekommen.« Als er erfuhr, daß Aeneas Sylvius ſeine Lebensgeſchichte verfaſſe, ſchrieb er ihm: »Setzet doch treulich alle meine Fehler hinein, damit ſie, ſoviel ſie mir und meinen Landen geſchadet, doch der Nachwelt nützen mögen.« Sein

Wahlspruch waren die fünf Selbstlauter A, E, I, O, U, sie befinden sich auf Allem, was einst sein war; er hat nie geäußert, was sie bedeuten sollen.

Maximilian I.

Ihm folgte als Kaiser sein einziger Sohn Maximilian I., der schon sechs Jahre früher zum römischen König erwählt wurde. Auch war es Maximilian, den gleich nach Mathias Tod die Wiener herbeiriefen. Er kam; Zapolya warf eine Besatzung von 400 Mann in die Burg, und zog sich nach Ebenfurt. Max wurde am rothen Thurm von dem Bürgermeister und dem gesammten Rath, von der Clerisei, der Universität, und einer zahllosen Menge freudenvoll empfangen, und zum Tedeum nach St. Stephan begleitet. Sogleich griff er die Burg an; am andern Tag leisteten ihm auf einem am Hohenmarkt errichteten Gerüste der Rath und die Gemeinde den Eid der Treue; während das Geschütz gegen die ungrische Besatzung in der Burg donnerte. Neun Tage wehrte sich diese tapfer, und schlug wiederholte Stürme ab, bei deren letzteren Max selbst verwundet wurde. Zapolya, da er Ungarn in Parteien getrennt wußte, zog sich zurück; die Besatzung der Wienerburg, welche keinen Entsatz zu hoffen hatte, begehrte und erhielt freien Abzug.

Maximilian, der durch Erbverträge, und durch den Vertrag mit Mathias vom 19. Juli 1463 Anspruch auf die ungrische Krone hatte, rückte den Un-

garn nach; das westliche Land von der Donau bis zum Plattensee fiel in seine Hand, und selbst in Ofen und Stuhlweißenburg fing man an zu flüchten. Da entstand ein schändlicher Streit zwischen seinem Kriegsvolk über die Theilung der Beute, der ihn zwang am 7. November 1491 Frieden zu schließen. In diesem Frieden wurde ihm der Titel eines Königs von Ungarn zugestanden; wenn Wladislav, der neu erwählte König ohne männliche Erben sterben sollte, die Nachfolge zugesichert; und alle Eroberungen des Mathias sogleich zurück gegeben. Wogegen Max auch seine ungrischen Eroberungen abtrat.

Das Leichenbegängniß seines Vaters hielt er höchst prächtig, und verwendete auf dessen Grabmahl bei St. Stephan 60,000 Ducaten. Am 16. März 1494 feierte er, der schon 12 Jahre Witwer von der geliebten burgundischen Maria und 38 Jahr alt war, seine zweite Vermählung mit der schönen und strengen Blanka von Mailand zu Wien.

Seine außerordentliche Thätigkeit ließ ihn an keinem Orte lange verweilen; insbesondere scheint der Eindruck der, in seiner Kindheit mit der geliebten Mutter Eleonore in der hiesigen Burg ausgestandenen Belagerung nie ganz aus seiner Seele gewichen, und die Ursache zu sein, warum er nur äußerst selten, und nur auf wenige Wochen nach Wien kam.

Doch hatte er für das Regiment in seiner Abwesenheit gesorgt. Die Regierung, bestehend aus einem Obristhauptmann, einem Statthalter und 10 Räthen, besorgte die Militär- und politischen Geschäf-

te, und hatte die erſten 14 Jahre ihren Sitz in Linz, weil Wien, das durch ſeine Erlittenheiten in den 55 Jahren ſeit Albrechts II. Tod ſich ſelbſt nicht mehr gleich ſah, und Mangel an öffentlichen Gebäuden hatte. Mit dem Jahr 1509 kann jedoch die Regierung nach Wien. Die Hofkammer, welche die Staatseinkünfte verwaltete, wurde gleich in Wien errichtet, ein Kammer- und Hofgericht für die Juſtiz mit 12 Räthen in Neuſtadt. Auch dieſes kam nach Wien, und ward mit der Regierung vereinigt. Ueber dieſe Stellen ward ein Hofrath, (in der Folge Staatsrath genannt) aus 18 Räthen beſtehend, geſetzt. Von den 18 Räthen waren 5 aus dem Adel- und Doctoren-Stand, 5 Oeſterreicher, 2 aus jeder andern Provinz. Dieſer Hofrath führte die Controlle aller übrigen Behörden, beſorgte auch die Geſchäfte des Kaiſers im deutſchen Reiche, und berichtete unmittelbar an ihn.

Maximilian vereinigte wieder alle Erbländer des Hauſes Habsburg, nachdem ihm Erzherzog Sigmund Tirol und Vorderöſterreich noch bei Lebzeiten abgetreten hat. Zugleich beſaß er das große burgundiſche Reich, das ſeine Gegenwart oft erforderte. Er führte durch vierzig Jahre beinahe ununterbrochen Krieg. Endlich war er nach Karl dem Großen der thätigſte Kaiſer, um Ruhe, Ordnung, Wohlſtand und Macht im deutſchen Reiche zu begründen. Nur ein ſo ganz außerordentlicher Mann konnte für alle dieſe Dinge Zeit finden. Doch ward aus Deutſchland nicht, was er wünſchte; er war in manchem Kriege

unglücklich; viele seiner großen Plane mußten aufgegeben werden; insbesondere vermochte er nicht, so sehr es ihm am Herzen lag, die Türken zurückzudrängen. Daran war Schuld, daß er den uneinigen, selbstsüchtigen Deutschen seinen Geist nicht einhauchen konnte; daß er trotz aller seiner persönlichen Tapferkeit und seiner trefflichen Kriegsmacht allein nicht ausreichte, wenn der Krieg in Folge beschworner Bündnisse unternommen wurde, und die Verbündeten ihn plötzlich verließen; daß er, der Treuherzige, überall getäuscht und hintergangen wurde; daß das herrliche Ungarn in voller Verwirrung sich befand.

Zwei Brüder stritten um die Herrschaft des türkischen Reiches. Da der altgewordene König Wladislav, unthätig, diesen für Ungarn günstigen Umstand nicht benutzte, erwirkte sich der Cardinal Primas von Rom eine Bulle, den Kreuzzug gegen die Türken zu predigen. Er predigte so eifrig und eindringlich in vielen Kirchen, daß eine sehr große Menge Menschen sich in Pesth versammelte, bereit gegen die Türken zu ziehen. Der Cardinal gab ihnen Georg Dosa zum Anführer, groß von Leibesgestalt, berühmt von seinem Muthe. Dosa führte seine Kreuzfahrer, Kurutzen genannt, jedoch nicht gegen die Türken, sondern er fand es bequemer und einträglicher, die Schlösser des Adels zu plündern. Das vermehrte den Zulauf zu seinen Schaaren; es entstand eine Art Bauernkrieg, der, wie alle dergleichen Kriege, mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wur-

de. Was von Geistlichkeit und Adel den Kurutzen in die Hände fiel, endigte sein Leben unter Martern. Dosa ließ sich zum König ausrufen; Schrecken verbreitete sich über ganz Ungarn, und noch nach mehr als 300 Jahren ist der Namen Kurutzen nicht dem Gedächtniß des Volkes entschwunden. Johann Zapolya endlich, ein Sohn des gewesenen Statthalters von Wien Stephan Zapolya, eilte mit einem gerüsteten Heere aus Siebenbürgen herbei, schlug und erschlug oder zerstreute die Kurutzen, bekam den Dosa und neun der vorzüglichsten Empörer gefangen. Ein schreckliches barbarisches Gericht ließ er über sie ergehen. Dosa wurde auf einen glühenden eisernen Thron gekettet, eine glühende eiserne Krone ihm auf das Haupt gesetzt; die gefangenen neun vorzüglichen Empörer mußten viele Tage hungern, dann warf man ihnen das halbgebratne Fleisch ihres Anführers vor. Die Nation jubelte ihrem Befreier auf jedem Schritte entgegen; der ehrgeizige Jüngling ward übermüthig, und ging darauf aus, sich zum König von Ungarn und Böhmen zu machen. Wladislav fürchtete Gewaltthat an seinen Kindern; einverständlich mit seinem Bruder Sigmund glaubte er, sich durch ein Bündniß mit Maximilian sicher zu stellen. Er machte den Antrag zu einem Congreß in Ofen. Der Kaiser schickte den berühmten Cuspinianus (eigentlich Spießhammer), welcher, wie sein Grabmal bei St. Stephan neben der Kreuzcapelle sagt, Minister, Arzt, Geschichtschreiber, Dichter und Musiker war, als seinen Gesandten dahin. Am 10.

Mai 1515 waren die Abgesandten der drei Monarchen übereinkommen; der Hauptpunct des Vertrages war eine Doppelheirath zwischen den Kindern Wladislavs und den Enkeln des Kaisers. Maximilian hatte seinen einzigen Sohn Philipp, am 21. October 1496 mit Johanna, Tochter Ferdinands von Arragonien und Isabellens von Castilien, vermählt, welche nach ihrer Aeltern Tod die ganze spanische Monarchie erbte. Philipp jedoch starb am 25. September, 1506 noch vor seinen Schwiegeraltern, und ehe er das 28. Jahr erreicht hatte. Er, der Sohn der burgundischen Maria, war von solcher Schönheit und Liebenswürdigkeit, daß Johanna über seinen Tod den Verstand verlor, und seinen Leichnam im wohlverschlossenen Sarg zeitlebens, selbst auf Reisen, nicht von ihrer Seite ließ; immer erwartend, er werde, er müsse noch wieder auferstehen zum irdischen Leben. Dieser Zustand der Tochter erzeugte in dem Herzen ihrer Aeltern eine entschiedene Abneigung gegen die unschuldigen Kinder Philipps; desto sorgfältiger behielt Maximilian seine Enkeln im Auge.

Zur Zeit des Vertrages von 1515, wovon hier die Rede ist, waren drei Töchter Philipps schon an die Könige von Frankreich, von Schweden und von Portugall vermählt; seine Söhne Carl, 15 Jahr alt, Ferdinand, 12 Jahr, und eine Tochter Maria, 8 Jahr, waren noch unvermählt. Es wurde beschlossen, daß einer dieser Prinzen mit Wladislavs Tochter Anna, 12 Jahr alt, und desselben Sohn Ludwig, 9 Jahr, mit Philipps Tochter Maria ver-

mählt werden, und, wenn Ludwig unbeerbt ſtürbe, Anna und ihrem Gemahl die Nachfolge in den Königreichen Ungarn und Böhmen bleiben ſollte. Ein höchſt wichtiger Vertrag, durch welchen Ungarn und Böhmen bleibend an das Haus Habsburg gelangten.

Das Ceremoniel der Vermählung iſt merkwürdig genug. Maximilian, durch Geſchäfte des deutſchen Reiches aufgehalten, konnte erſt am 10. Juli nach Wien kommen; am 15. erhob er ſich gleichſam beiden Königen, die ſchon Ende Juni in Preßburg zuſammen gekommen waren, entgegen nach Hacking, und übernachtete dort. An demſelben Tag kam Sigmund nach Heinburg und Wladislav nach Bruck an der Leitha, wo ſie die Nacht zubrachten. Ein überaus hoher Baum auf der Ebene bei Trautmannsdorf war der verabredete Punct der Zuſammenkunft für den folgenden Tag. Zuerſt kam der alte Wladislav in einer Sänfte getragen; mit ihm ſeine zwölfjährige Tochter, Prinzeſſin Anna in einem prächtig verzierten, mit 4 Schimmeln beſpannten Staatswagen; die Großen aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Schleſien und viel tapferes Volk auf trefflichen Pferden. Dann kam der Pohlenkönig ganz in Scharlach gekleidet, ein ſtattlicher Herr von 48 Jahren, neben ihm auf einem, mit Gold, Perlen und Edelgeſtein reich geſchmückten Schimmel ſein Neffe Ludwig, der neunjährige Kronprinz von Ungarn und Böhmen; ſeine Reichsräthe, Biſchöfe, Woiwoden, Palatine, meiſt himmelblau

gekleidet; dann zu Roß und zu Fuß pohlnisches, tatarisches und moskowitisches Volk. Unter freudiger Kriegsmusik hatten diese fremden Völker die Ebene von zwei Seiten umgeben, als von dem Waldhügel herab der Kaiser kam; umgeben von den Gesandten von Spanien und England, von den Herzogen aus Bayern, Würtemberg und Mecklenburg, von vielen Fürsten, Grafen und Herren aus dem Reich und einem zahlreichen Adel aus allen österreichischen Landen. An 5000 Pferde, Alles in blanker Rüstung, welche vor dem dunkeln Waldschatten, der Morgensonne gegenüber blendenden Glanz verbreitete. Herrlich und furchtbar war der Zug anzuschauen; also zwar, daß einige Mißtrauen und den Zweifel äußerten, ob das nicht auf einen Ueberfall abgesehen, und besser wäre zu fliehen. Da sprach der König von Pohlen: »Wer Arges fürchtet, mag umkehren und heimziehen, ich traue dem stets redlichen Max, sonst wäre ich so weit nicht hergekommen.« Der Kaiser war nun bei dem Baume abgestiegen, und indem er mit seiner hellen Stimme die biblischen Worte im Latein rief: »Dieß ist der Tag, den Gott gegeben; lasset uns fröhlich und freudig sein!« bot er den Königen und den Kindern die Hand. Die Fürsten umarmten einander, Jubelruf verbreitete sich durch die Völker. Freundliches Gespräch unter dem Baum, dann eine Jagd, ein kurzes Mahl im Walde beschlossen diesen Tag. Der Kaiser begab sich nach Laxenburg ins Nachtlager; Wladislav mit den Kindern nach Trautmanns-

dorf; Sigmund nach Enzersdorf. Am früheſten Morgen des 17. brach der Kaiſer auf, um die Könige an der Schwechat zu erwarten.

Außer kleinen Kindern, Greiſen und Kranken blieb Niemand in Wien; wie ein fernes Meer wogte und brauste es von St. Marx und von Erdberg heraus. Ueber 1500 der reichſten Bürger und Bürgersſöhne in Scharlach zu Pferd, vor ihnen ſechs mit ritterlicher Würde geſchmückte Rathsherrn in ſilbernem Harniſch, bewillkommten die Fürſten im Namen der Stadt Wien mit Gruß und Geſchenken im freien Feld. Hinter ihnen zogen 600, auf Koſten der Stadt im Reich geworbene Lanzenknechte mit Spießen und langen Handröhren, alle gleich und ſchön gekleidet. An der ſteinernen Brücke vor dem Stubenthor ſtand Bürgermeiſter und Rath, die Cleriſei, die Univerſität, die Schulknaben, jeder der letzeren mit einem Fähnlein, worauf die Wappenſchilder Ungarns, Pohlens und Oeſterreichs gemahlt waren; die Zünfte und Handwerker, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Einzug in die Stadt eröffnete die fremde Reiterei mit Feldmuſik, ſo verſchieden als ihre Sprachen; darauf die Edelleute, dann 200 Trompeter und Paucker; hinter ihnen ritten Sigmund und Ludwig, Max und Wladislav wurden in Sänften getragen; der erſte Adel ihrer Reiche ſchritt neben ihnen zu Fuß. Darauf kam der goldne Wagen der Prinzeſſin Anna und die Kutſchen ihrer Hofdamen; 400 deutſche Reiter, wohl gerüſtet und prächtig geſchmückt ſchloſſen den Zug, hinter

welchem Reiter, Kutschen und Menschen die ganze Breite der Wollzeil ausfüllten. Der Kaiser mit dem ungrischen Hof zogen in die Burg, der König von Pohlen bewohnte das Haus des Mathias Corvinus. Mehrere Tage vergingen mit der Besichtigung der Stadt, der nahen Lustschlösser, und mancherlei Kurzweil in der Burg und auf allen Straßen und Plätzen. Der 22. Juli 1515 war der Tag der feierlichen Vermählung.

Der Zug erhob sich um 9 Uhr aus der Burg nach St. Stephan; der Kaiser befand sich besonders wohl, und ritt zwischen Sigmund und Ludwig; jede der beiden Prinzessinnen hatte einen besondern, von Gold strotzenden, Wagen, in welchem sie von allen Seiten gesehen werden konnten, und ein Gefolge von Hofdamen. Die Kirche war auf das prächtigste verziert; die Monarchen mit dem Kronprinzen in Goldstoff nahmen rechts im Presbyterio Platz; die Bräute in der Mitte; links der Nuncius, der Cardinal Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Bischöfe und viele Prälaten. Nach der Messe kleidete sich Max am Grabmahl seines Vaters in seinen auf eine Million Gulden geschätzten, von den Fuggern gelieferten, Kaiserornat; und wurde im Namen eines seiner Enkel von dem Primas von Ungarn mit Anna, dann der Kronprinz Ludwig mit Maria getraut. Der König von Spanien konnte gegen diese Vermählung nichts einwenden, entließ jedoch die Prinzen, die auch seine Enkeln waren, nicht nach Deutschland. Die Prinzessin Anna gab ihrem kaiser-

lichen Bräutigam einen kunstreichen Blumenstrauß, er setzte ihr eine goldene Krone auf das Haupt, und nannte sie eine Königinn. Von dem Kaiser, den Königen und dem Kronprinzen wurden über 200 Jünglinge des ersten Adels zu Rittern geschlagen. Nach der Tafel war auf dem neuen Markt, der in einen Wald verwandelt schien, Turnier und Ritterspiel; alle Fenster, alle Dächer waren mit Zuschauern besetzt.

Abends feierte der Kaiser die Vermählung seines würdigen Lieblings **Sigmund von Dietrichstein** mit der schönen Barbara, Tochter des Landmarschalls Georg von Rottal. Er und Wladislav führten die Braut zum Altar; zwischen ihnen saß sie an der Tafel; auf welcher 300 Speisen standen; wo nebst den Königen und ihren Kindern die Königinn von Dänemark, die Herzoge aus Baiern, Braunschweig und Mecklenburg, ein Markgraf von Brandenburg, zwei Cardinäle, 16 Fürsten, 13 Bischöfe, viele Grafen, Herrn und Rittersleute zugegen waren, und ein Füllhorn von Gold, Silber und Edelsteinen ausgegossen schien. Auf dem Schlosse zu Nikolsburg, welches der Sohn dieser Ehe, der ebenfalls hochverdiente **Adam von Dietrichstein** von dem verschwenderischen Christoph von Lichtenstein kaufte, befinden sich zwei Gemählde von jener Tafel und den Tags darauf gehaltenen Ritterspielen.

Maximilian begleitete die Könige bis Neustadt, Prinzessinn Anna blieb zu Wien, bis nach des Kaisers Tod die Empörung ausbrach, wo sie nach Linz flüchtete.

Wladislav überlebte dieſen Tag nur ſieben Monate; ſein Sohn folgte ihm als Ludwig II. Auch Maximilian ſtarb drei Jahre darauf am 12. Jänner 1519 auf der Reiſe zu Wels, und liegt unterm Hochaltar der Burgcapelle zu Neuſtadt begraben; neben ihm Sigmund von Dietrichſtein.

Die Regierung Maximilians wird als der Uebergang aus der Zeit des Mittelalters in die neue betrachtet. Was kurz vor derſelben ſich begeben, was Maximilian ſelbſt bewirkt, iſt von großen Folgen bis auf den heutigen Tag; zum Theil für ganz Europa, großentheils für ganz Deutſchland, alſo nothwendig auch für Wien; und darf nicht ganz übergangen werden.

Wir überlaſſen die Feuersbrünſte und Ueberſchwemmungen, die Seuchen und theuren Jahre der Chronik, und bemerken nur im Vorübergehen die ungeheure Fruchtbarkeit des Weinſtockes im Jahre 1499; alle Fäſſer und Bindergeſchirre wurden zu wenig; man verfertigte Weinſtuben aus zuſammengefügten Pfoſten; durch das ganze folgende Jahr koſtete die Maß Landwein einen Pfenning; Vielen aber das Leben.

Die Buchdruckerkunſt, zwar 50 Jahr früher erfunden, bereicherte anfangs ihre Erfinder und die erſten Buchdrucker dadurch, daß ſie nirgends Anfangsbuchſtaben druckten, ſondern dieſe hinein mahlen ließen, und ſo die gedruckten Bücher als Manuſcripte verkauften. So kam auch Fauſt zu dem Ruf, ſich der Hölle verſchrieben zu haben. Unter Maximilian

jedoch erfüllte die edle Kunst schon ihren Beruf, Kenntnisse unter alle Menschen zu verbreiten. Vor 1482 ist kein Buch in Wien gedruckt; bei Maximilians Tod bestanden hier fünf Buchdrucker.

Amerika war entdeckt, Gold, Silber und Edelsteine strömten aus dieser neuen Welt nach Europa herüber; dem es wohl besser gewesen wäre, wenn die Kartoffeln allein herüber gekommen wären.

Man hat lange geglaubt, daß die verderbende Krankheit der neuen Zeit auch mitgekommen sei; jetzt ist es wahrscheinlicher, daß dieses Gift durch den portugiesischen Handel aus Afrika nach Italien, und von da, kurz vor Maximilian nach Deutschland, zuerst nach Wien, gebracht worden ist.

Die Mauren, welche durch 800 Jahr den größten Theil Spaniens besaßen, wurden aus ihrem letzten Sitz, Granada, und damit für immer aus Europa vertrieben.

In Deutschland machte dieser kraftvolle Kaiser durch Verkündigung des allgemeinen Landfriedens, den er mit Strenge aufrecht erhielt, dem schändlichen und verderblichen Faustrecht ein Ende. Er hob die Vehmgerichte auf; führte das Reichskammergericht, den Reichshofrath und die Posten ein; theilte das Reich in 10 Kreise; gab der erste die Verordnung, daß kein Arzt geduldet werden soll, der nicht Mitglied einer Universität ist; und ließ sich angelegen sein, die Begräbnißplätze aus den Städten auf freie äußere Plätze zu verlegen. Auch die ersten Zeitungen erschienen damals; nicht regelmä-

ßig, ſondern nur von Zeit zu Zeit bei merkwürdigen Begebenheiten.

Durch die Entdeckung von Amerika, und von dem Wege um das Vorgebirg der guten Hoffnung ſteigerte der plötzliche Zufluß von Gold und Silber die Preiſe aller Dinge; man hatte ſie bis dahin zu Wien im täglichen Verkehr nach Pfenningen ausgeſprochen, nun fing man an nach Kreuzern zu rechnen.

Dieſe Entdeckungen gaben aber auch dem Seehandel eine ganz andere Geſtalt; er war in den Händen der italieniſchen Republiken geweſen, jetzt hatten ihn Portugall, Spanien und die Niederlanden. So wie die Wiener Kaufleute, als ſie den directen Handel mit Conſtantinopel verloren, ſich ſogleich an Venedig anſchloſſen, ſo betrieben ſie nun deſto eifriger den alten Handelsweg über Breßlau nach Kiow und Nowogrod, und Maximilian ſchloß zu deſſen Schutz und Beförderung ein Bündniß und einen Handelsvertrag mit dem großen Zar Iwan Waſſiliewitſch.

Was das damals ſchon in uneinige Trümmer zerſplitterte Deutſchland einſt Großes geweſen, das ſollte am Schluſſe der alten Zeit noch einmal in einem Bilde auferſtehen, und dieſes Bild war Maximilian. Er war tapfer bis zur äußerſten Kühnheit; nicht nur verſtieg er ſich als Jüngling ganz allein auf der Martinswand, gab ſchon ſein Leben auf, und wurde nur wunderbar gerettet; dergleichen Gefahren beſtand er öfters. Niemand wollte es mehr

wagen, eine lang geladene ungeheure Kanone abzu feuern, er feuerte sie ab. Sie zersprang, und verletzte ihn. Das schreckte ihn nicht ab; wozu keiner Muth hatte, dazu hatte er ihn. Wilden Steinböcken stellte er sich auf schmalem Felsenrand entgegen, und bemeisterte sie; mit reißenden Thieren kämpfte er glücklich. In Turnieren war er meistens Sieger, in Zweikämpfen immer. In 14 Feldschlachten ward er verwundet.

So tapfer er war, so fromm war er auch, daher immer heiteren Sinnes. Es kränkte ihn zu sehen, daß in gleichem Verhältniß Ueppigkeit bei dem hohen Clerus gestiegen war, Zucht in den Klöstern abgenommen hatte; es war nur Feuereifer für die dadurch verletzte Würde der Religion, und sein immer nur das Ziel scharf ins Auge fassender, den Weg und die Mittel wenig beachtender Geist, was ihn zu dem Wunsch und Bestreben anspornte, Papst zu werden.

Ungeachtet seines etwas abenteuerlichen Geistes war er ein großer Staatsmann. Er erkannte schnell, was vor Allem Noth that. In dem seit Albrecht II. verwilderten Oesterreich führte er Ordnung ein, in welcher die Würde und Consequenz österreichischer Geschäftsführung noch heute ihren Ursprung erkennt. In Deutschland herrschten Faustrecht und innerer Krieg, kein Richter war mehr als die entartete Vehme, er traf Einrichtungen, die erst nach 300 Jahren mit dem Reiche selbst untergingen. Er wollte mehr thun. Oefters, und noch wenige Monate vor

seinem Tode auf dem Reichstag zu Augsburg predigte er mit der ihm eigenen Gluth der Begeisterung den Reichsfürsten Einigkeit, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, mit vereinter Macht den Türken entgegen zu gehen. Leider vergeblich! Oft ward er von seinen Verbündeten verlassen, selbst verrathen, immer fand sein Geist Mittel, durch neue, unerwartete Bündnisse sich fest zu stellen. Kein Dorf hat er trotz allen seinen Feinden verloren. In den letzten Jahren seines Vaters, als Mathias Corvinus in Wien residirte, stand es in dessen Willkür, sich zum Herrn aller Habsburgischen Besitzungen zu machen. Maximilian vereinigte sie alle unter sein Zepter, erwarb durch seine Ritterlichkeit das große Burgundische Reich mit der schönsten Frau, hatte seinem ältern Enkel den Thron von Spanien gesichert, und durfte nicht zweifeln, daß die Kronen von Ungarn und Böhmen dem jüngern zu Theil werden, da Wladislavs Sohn ein Schwächling war, der kein langes Leben versprach. Maximilian war es, der das Haus Habsburg zum mächtigsten in Europa machte.

Neben aller seiner Thätigkeit für Religion und Staat und Krieg und Jagd war er ein so eifriger Freund von Künsten und Wissenschaften, als ob er sich niemals mit etwas Anderem beschäftiget hätte. Er stiftete eine gelehrte Gesellschaft, gründete die Hofbibliothek zu Wien und das Hausarchiv. Gelehrsamkeit und Kunst schlossen unter ihm die schönsten Blüthen auf, er selbst war Gelehrter und Künst-

ler. Die Hofbibliothek verwahrt 24 Manuscripte von ihm, nebst vielen Handzeichnungen und Memorienbüchern, worin neben wichtigen Staatsplanen oft kleine Handgriffe und Vortheile im Kriegs- und Jagdwesen, und jedes Bruchstück von alten Geschichten und Heldenliedern sich befinden. Seine eigenhändigen Titeln der 24 Manuscripte sind: 1. Grab, 2. Ehrenporten, 3. Triumphwagen, 4. Der Stamm, 5. Stammchronik, 6. die Heiligen, 7. Weißkhunig, (seine Geschichte als Regent) 8. Theuerdank, (seine Abenteuer) 9. Der Freudal (seine Turniere und großen Feste) 10. Artalrei, (Artillerie) 11. Baumeisterei, 12. u. 13. Gartnerei und die sieben Lustgezirk, 14. Jägerei, 15. Valknerei, 16. Fischerei, 17. Wapenbuech, 18. Stallbuech, 19. Platnerei, (Harnischmacherei) 20. u. 21. Kücherei und Kellnerei, 22. St. Jörgenorden, 23. Moralität, 24. Andacht.

Es zeigen diese Manuscripte, wie er Jägerei, Falknerei, Fischerei aus dem Grunde verstand. In allen Waffenübungen der alten Zeit, mit Harnisch und Lanze zu Pferd, mit Armbrust und Schwert zu Fuß war er unübertroffen. Mit seinem Freunde Georg von Freundsberg führte er die Picqueniere und Lanzenknechte ein, gab damit der Kriegskunst eine neue Gestalt, und gründete die Uebermacht der Infanterie. Er war ohne Zweifel der wackerste Artillerist seiner Zeit, und da er bei seinen Kriegen in den Niederlanden und in Italien der Schiffe bedurfte, lernte er auch den Matrosendienst.

Kaum begreift man, wie Maximilian, der große Freund von Jagden und Abenteuern, alles dieses lernen, üben, und leisten konnte. Noch seltsamer klingt es zu hören, daß man ihn im Knabenalter für blödsinnig hielt, und sich nichts von ihm versprach. Es besteht ein Kupferstich, der ihn als Knaben darstellt; es ist nicht das kraftvolle Gesicht des Vaters in der Burg zu Gratz. Er hatte wahrscheinlich die Züge der Mutter; sie sind angenehm, und mehr schwärmerisch als geistreich. Jedoch in mehreren gleichzeitigen Porträten Maximilians im hohen Mannsalter, besonders in dem mit dem Granatapfel in der Hand, sind diese Züge noch erkennbar, nur geistreich und kraftvoll entwickelt durch Anstrengungen aller Art vom Jünglingsalter bis zum Tode.

Und dieser Mann, der gleichsam die alte und die neue Zeit in beiden Händen hielt, war dabei redlich und treuherzig wie der alte Friedrich. Durch den Trotz eines jungen Edelmanns, der sich empörte, war er so erbittert, daß er schwor: »Kriege ich ihn gefangen, und es wagt Jemand eine Fürbitte für ihn, der soll, wer es auch sei, bei meiner höchsten Ehre eine Maulschelle zum Bescheid haben. Der Trotzige wurde bezwungen, lebendig gefangen, und es sollte ihm sogleich das Haupt abgeschlagen werden. Da erbarmte dem Herzog von Braunschweig des Jünglings schöne Heldengestalt, und er wagte, für sein Leben zu bitten. Der Kaiser, der viel auf den Herzog hielt, sah ihn freundlich an: »Wort muß ich halten,« sagte er, indem er ihm einen Backen-

streich gab, »aber sein Leben ist dir geschenkt.« Er behandelte seine nächste Umgebung, seine Räthe und Hauptleute nicht wie Untergebene und Diener, sondern wie Brüder und Söhne. Einem Gelehrten seines Hofstaates, der mit des Kaisers Lebensbeschreibung beschäftiget war, schrieb er ins Manuscript: »Laß das, bis ich todt bin.« Als er in der zweiten Woche des Jänners 1519 zu Wels den nahen Tod fühlte, sagte er den Gegenwärtigen: »Warum weint ihr? Was ist es denn Großes, daß ein Mensch stirbt?«

Ferdinand I.

Das Testament Maximilians verordnete für jede Provinz eine Regentschaft bis zur Ankunft seines älteren Enkels Carl, überall unterwarf man sich derselben, nur in Oesterreich reizten einige unruhige Köpfe zur Widersetzlichkeit. An ihrer Spitze stand Hanns von **Puchheim**, den es kränkte, daß nicht er, sondern Rottal Landshauptmann und Präsident der Regentschaft geworden; ferners Michael **Eytzinger**, ein Enkel desjenigen, der schon unter Albrecht, Ladislav und Friedrich viel Unheil gestiftet, und Martin **Capin** aus Hermannstadt, ein sehr gelehrter Doctor der Rechte, insgemein **Doctor Siebenbirger** genannt. Carl, in den Niederlanden erzogen, war 19 Jahr alt, Ferdinand, in Spanien erzogen, 16 Jahr; von diesen Umständen nahmen die Ruhestörer Veranlassung, sich eine Partei zu gewinnen. Erst leise unter ihren Freunden, dann

immer lauter ſagten ſie: »Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt! Die armen jungen Herren werden wohl ſchwerlich je hieher kommen, da ihr mütterlicher Großvater, der König von Spanien, ſie haßt, und ihnen zu Trotz eine junge Frau genommen, der Vater längſt geſtorben, die Mutter wahnſinnig geworden iſt. Und wenn ſie auch kommen, ſo werden wir wieder Bruderzwiſt wie zwiſchen Ernſt und Leopold, zwiſchen Friedrich und Albrecht mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen erleben. Fremdlingsherrſchaft thut überhaupt niemals gut. Die Kaiſerkrone wird ohne Zweifel der König von England oder der von Frankreich erhalten, und Wien wieder freie Reichsſtadt ſein.«

Mit ſolchen und ähnlichen Reden verwirrten ſie die ſchwachen Köpfe, und entzündeten die unruhigen. Bald hatten ſie großen Anhang auf dem Lande und in der Stadt, ſowohl unter dem gemeinen Volk als unter den Handwerkern; der Rath, die reicheren Bürger mußten ſchweigen. Sie führten eine eigene Landesverwaltung ein, die vom Kaiſer eingeſetzte Regentſchaft mußte nach Neuſtadt entfliehen.

Jetzt forderte die eingedrungene Landesregierung den Eid der Treue, plünderte die Schatzkammer, zog die Regalien an ſich, bemächtigte ſich aller Kriegsvorräthe, ſchlug Münzen, benahm ſich blutdürſtig und räuberiſch gegen die Freunde der alten Ordnung, verſchwenderiſch und nachſichtsvoll gegen ihren eigenen verbrecheriſchen Anhang. So trieben ſie es in das dritte Jahr; es half nichts, daß Carl ſchon am

28. Juni 1519 zum Kaiser erwählt worden, und sie wiederholt ermahnte, zur Ordnung zurückzukehren, daß der König von Spanien kinderlos starb, und Carl Spanien, Neapel und Sicilien, Indien, die Niederlande und Burgund erbte; daß er durch feierliche Verträge seinem Bruder Ferdinand Oesterreich, Steyer, Kärnthen, Krain, das Küstenland, die Vorlande, Elsaß überließ, und ihn mit den heimgefallenen Reichslehen des Herzogthums Würtemberg belehnte. Die Empörer befanden sich zu wohl beim Mißbrauch ihrer Macht, um die Stimme der Vernunft, und die neuerlich erfolgte Warnung ihres rechtmäßigen Landesfürsten zu hören.

Am 27. Mai 1522 kam endlich der nun neunzehnjährige Infant von Spanien und Erzherzog von Oesterreich Ferdinand nach Linz, und vollzog mit großer Pracht das Beilager mit des verstorbenen Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen Tochter Anna, welche ihm schon durch seinen Großvater vermählt war.

Er war ein schöner und edler aber rascher Jüngling; in Vielem seinem Ahnherrn Maximilian ähnlich, besonders in der rastlosen Thätigkeit; der deutschen, spanischen, flammändischen und französischen Sprache ganz mächtig, der lateinischen und italienischen nicht unkundig; im Anhören höchst geduldig, in Geschäften wohlerfahren und arbeitsam; prachtliebend, offenherzig, aber heftig und nicht sehr nachsichtig.

Er begab sich, ohne Wien zu berühren, nach Neustadt, und beschied beide Regentschaften nebst

dem Rath von Wien vor sich um sie gegen einander zu hören. Am 8. Juli hielt er auf dem Platz zu Neustadt öffentliches Gericht; er saß auf einer erhöhten purpurbedeckten Bühne, unter dem Baldachin, im goldnen Armstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit vor sich; neben ihm der Oberstkanzler Bonomo, Bischof zu Triest, der Propst von Preßburg, einige Spanier und Burgunder, und die geheimen Räthe mehrerer Reichsfürsten, die er mit sich gebracht, um jeden Schein von Befangenheit zu vermeiden. Zuerst sprachen die verordneten Regenten durch den Kanzler Schneidbeck, dann die eingedrungenen durch den Wiener Stadtschreiber Dr. Gamp.

Nach mehreren Audienzen, und nach Untersuchung der Acten wurde mit gleicher Oeffentlichkeit das Urtheil verlesen. Buchheim, Eyzinger, und Dr. Siebenbirger, dann der aufgeworfene Bürgermeister Hanns Rinner, ein Gärber, und fünf andere Bürger wurden zum Tod durch Henkersschwert, der Stadtschreiber zur Landesverweisung auf drei Jahre verdammt. 200 andere, schwerbeschuldigte Bürger und das verführte Volk wurden begnadigt. Nachdem das Urtheil verlesen war, blieb Ferdinand eine Weile sitzen in der Erwartung, daß sie um Gnade bitten werden; sie schwiegen verstockt; da stand er rasch auf, und entfernte sich mit seinen Räthen. Am 9. August wurde auf der Stelle des Neustädter Platzes, die noch an einer Rundung von Pflastersteinen kenntlich ist, das Urtheil vollzogen.

Kaiser Maximilian sagte einst im Scherz und

Ernſt: »Andere Monarchen herrſchen über Unterthanen, welche thun was ihnen befohlen wird; ich aber bin ein wahrer Kaiſer, ich herrſche über Könige, denn meine Reichsfürſten thun nur, was ihnen gefällt.« Wirklich war das Band der Unterwerfung unter dem Kaiſer bereits ſo gut wie aufgelöſt, und dadurch Deutſchland von ſeiner Macht und Bedeutung herabgeſunken; das große Beiſpiel zog noch Auflöſungen anderer Bande nach ſich, die Ferdinands Thätigkeit dringend in Anſpruch nahmen.

Es iſt kein Wunder, daß ein junger, in Spanien erzogener, Prinz ſich Luthers Reformation eifrig entgegen ſetzte; das aber iſt zu verwundern, daß die erſten, welche vor das 1523 aufgeſtellte Glaubensgericht vorgefordert wurden, größtentheils Geiſtliche waren. Der Burgprediger entfloh, die übrigen leiſteten den verlangten Widerruf und kamen mit Kirchenbuße davon; Tauber aber, der neuerdings abfiel, wurde 1524 zu Erdberg verbrannt. Gleiche Strafe litten 1528 drei Wiedertäufer; eine fanatiſche Secte, die ſich für berufen hielt, das Reich Chriſti wieder herzuſtellen, und zu dieſem Ende alle damaligen Fürſten und Obrigkeiten erſchlagen wollte; wie ſie denn auch an manchen Orten Deutſchlands Tumulte und Blutvergießen erregte. Uns, die wir gelindere Strafgeſetze haben, erſcheint das Verbrennen hart und grauſam; zur Zeit Ferdinands hingegen war es die allgemeine Strafe auf Abfall vom Glauben und Irrlehre, von einem Ende Europa's zum andern.

So wie die Herren und die Geistlichen sich ihrer Verbindlichkeiten entledigten, so wollten es nun auch die Bauern; böses Beispiel wirkt schnell. Fast in ganz Deutschland wüthete bald der Bauernkrieg; grausam verfuhren die Bauern mit den Edelleuten; Hunderte von Schlössern und Städten gingen in Flammen auf; aber auch über 80,000 Bauern kamen um, ehe die Ruhe wieder hergestellt war. Ferdinands Thätigkeit und Strenge bewahrten Oesterreich und Wien vor diesen Greueln.

Der große und grausame Soliman (Suleiman), der schon bei seines Vaters Lebzeiten Persien, Syrien und Egypten besiegt hatte, war auf den Thron von Constantinopel gestiegen; Franz I. König von Frankreich hetzte ihn gegen Deutschland an, und schloß ein Bündniß mit ihm, während er selbst in Oberitalien vordrang. Er hatte eine unversöhnliche Feindschaft auf das Haus Habsburg geworfen, dem er in seiner Bewerbung um die Kaiserkrone nachstehen mußte.

Soliman griff Ungarn mit einem Heere von 200,000 Mann an. Eine von jeher so tapfere große Nation hätte auf eigenem Boden dieser Macht leicht widerstehen können, allein die Uneinigkeit war zu groß, die Parteisucht bis zur Verblendung leidenschaftlich. Belgrad, das 1464 der große Johann Hunniad und der begeisterte heilige Johann von Capistran mit einer Handvoll Leute gegen den Eroberer von Constantinopel siegreich vertheidiget hatten, eroberte Soliman am 29. August 1521, ohne daß es Jemand Ernst gewesen wäre, es zu vertheidigen.

König Ludwig II. war 15 Jahr alt; der ihm von Wladislav zum Vormund geſetzte Markgraf von Anſpach war der Nation ſchon als Ausländer unangenehm, und durch ſein ſchwelgeriſches Leben, wozu er auch den jungen König verleitete, vollends verhaßt. Ihm gegenüber ſtanden der Primas und Bornemiſtza, denen es ernſtlich darum zu thun war, daß aus dem jungen König ein kriegeriſcher Fürſt werde. Johann Zapolya, der es nicht vergeſſen konnte, daß ſein Beſtreben, ſich auf den Thron zu ſchwingen, vereitelt worden, fand neuerdings dadurch, daß bei der letzten Wahl eines Palatinus Bathory ihm vorgezogen worden, ſeinen Ehrgeiz aufs höchſte beleidigt. Er brütete verderbliche Plane, und verſchwendete die vom Vater geſammelten Schätze, um ſich Freunde zu gewinnen. Durch dieſes ſchlechte Mittel ward ſeine Partei zahlreich, und zeichnete ſich durch nichts aus als durch Haß gegen Bathory. Dieſer hingegen und ſeine Freunde voll aufrichtiger Anhänglichkeit an den König ließ Zapolyas Schritte nicht aus den Augen, und mußte auch gegen Andere, die ihm blos deßwegen Feind waren, weil er den höchſten Rang im Reiche hatte, auf ſeiner Hut ſein. So war das Reich unter ſeinem gar zu jungen König in vier Parteien zerriſſen, die ſich mehr beſchäftigten einander zu beobachten, zu untergraben, zu ſtürzen, als dem Feind mit geſammter Macht zu widerſtehen.

Als Belgrad gefallen war, begehrte man endlich Hülfsvölker von den verbrüderten Böhmen, und ſchickte Geſandte an alle Höfe um Beiſtand. Allein

die Pohlen waren anderwärts beschäftiget; Ferdinand war eben erst nach Oesterreich gekommen, und hatte Wien in Empörung gefunden; der Kaiser mußte seine Kräfte zusammen nehmen, um Franz I. in Italien zu widerstehen; Frankreich war selbst mit den Türken im Bündniß; nur Papst Clemens VII. schickte 50,000 Ducaten. Die halsstarrige Uneinigkeit und Schelsucht der Parteien zwang den König, den Oberbefehl über das Heer einem Ausländer, dem Grafen Niklas Salm, anzubieten. Dieser berühmte Kriegsheld sah ein, daß nur Einigkeit der Nation, rege Vaterlandsliebe zum Siege führen, daß das in Parteien gespaltene Ungarn der Uebermacht Solimans nicht widerstehen könne; er schlug das ehrenvolle Anerbieten aus, weil er ohne Hoffnung war, Ehre dabei einzulegen. Nach langen Streit und Widerstreit wurde endlich der Oberbefehl dem Erzbischof von Colocza Paul **Timori** anvertraut, der früher, von **Frangipan** Banus von Illyrien unterstützt, die Türken zweimal in kleineren Treffen besiegt hatte. **Zapolya** sah jetzt den Augenblick zur Rache an seinen Feinden und zu Befriedigung seines stäten Verlangens nach der Krone von Ungarn gekommen. Er bot sich an, mehrere tausend Mann auf eigene Kosten zu stellen, wenn man ihm unabhängigen Oberbefehl darüber zugestände. Bathory ahnete wohl Verrath, allein er wurde überstimmt.

Nachdem Soliman nun auch Peterwardein erobert, beschloß man, ihm mit vereinter Macht und getheilten Herzen entgegen zu gehen. Bei Mohacz mach-

te das Heer Halt; Zapolya nahm eine abgesonderte Stellung bei Szegedin. Die dem Hauptheer gegenüber stehenden Türken waren siebenmal stärker; doch Timori, der auf seine früheren Erfolge stolz war, und dem die Heldenthat Hunniads und Capistrans vorschwebte, gab das Zeichen zur Schlacht. Allein, Gottes Wunder lassen sich nicht herausfordern! Am 29. August 1526, gerade am fünften Jahrstag von Belgrads Eroberung, fiel die unglückliche Schlacht vor, noch heute das Verderben bei Mohacz genannt, in welcher der Primas und der Erzbischof von Colocza nebst 5 Bischöfen, die meisten Großwürdenträger des Reichs, fast alle ungrischen und böhmischen Anführer (unter letzteren ein Kollowrat, ein Schlick, ein Bubna) auf dem Platz blieben; der König auf der Flucht im Morast erstickte, und vom ganzen Heere nur 4000 Mann mit dem Palatin Bathory unter dem Schutz der einbrechenden Nacht sich retteten. Zapolya hatte sich während der ganzen Schlacht nicht gerührt. Soliman streifte bis gegen den Neusiedlersee herauf, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert; plötzliche Unruhen in Asien riefen ihn ab. Viel Gold und 300,000 Menschen führte er von dannen.

Als der Leichnam König Ludwigs II. mit Mühe wieder aufgefunden war, wurde er zu Stuhlweißenburg beerdiget. Zapolya erschien bei dem Begräbniß; aber nicht, um dem König die letzte Ehre zu erweisen, sondern um die anwesenden Großen mit

seinen geschonten Kriegern zu umgeben, und sich als König ausrufen zu lassen.

Ferdinand machte seine, auf die Erbverträge zwischen Friedrich und Mathias, zwischen Maximilian und Wladislav, und auf das Erbrecht seiner Gemahlinn gegründeten Ansprüche geltend, die bereits in Böhmen ohne Anstand anerkannt worden. Die Königinn Witwe Maria, Ferdinands Schwester, und der Palatinus Bathory verloren den Muth nicht; sie erklärten Zapolyas Wahl für erzwungen und ungültig; zu Preßburg wurde ein Reichstag gehalten. Auf diesem Reichstag stellte der Palatinus vor, wenn auch Ferdinand nicht ohnehin das volle Recht auf die Krone Ungarns hätte, so müßte man ihn doch zum König wählen; nur er als Herzog von Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, als Graf von Tirol, als Herr von Elsaß, Breisgau, Sundgau, Pfirt, damals auch noch als Herzog von Würtemberg, welches Carl VI. von dem schwäbischen Bund gekauft, und seinem Bruder abgetreten hatte; nur ein solch mächtiger, junger und muthiger Herr könne das Reich gegen die Türken schützen, und die verderblichen Factionen niederhalten. Am 26. December 1526 wurde Ferdinand auf diesem Reichstag von einer zahlreichen Majorität als König erkannt. Er zeigte bald, daß er sein Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen wisse. Als Zapolya billige und gütige Bedingnisse nicht anhörte, warfen ihn Niklas Salm und der Markgraf von Brandenburg über die Theiß; sie schlugen ihn von Ort zu Ort bis nach

Siebenbürgen; auch dort schlugen sie ihn, daß er nach Pohlen flüchtete. Erst nach diesen glänzenden Erfolgen wurde Ferdinand am 3. November 1527 zu Stuhlweißenburg gekrönt.

Zapolya fand in Pohlen nicht die Unterstützung, deren er nach dem Verlust so vieler Leute in den erlittenen Niederlagen, und nach Verschwendung seiner Schätze bedurfte. Nun trieb ihn unbändige Herrschsucht an, Verräther seines Vaterlandes zu werden. Nichts galten ihm die mehr als 20,000 in der Schlacht bei Mohacz sammt den König und 600 vom ersten Adel gebliebenen Ungarn, nichts die von Soliman geplünderten und verbrannten Städte und Schlösser, nichts die 300,000 von ihm in die Sclaverei geschleppten Landsleute. Die Krone von Ungarn wollte er haben; und sollte Ungarn selbst darüber zu Grunde gehen. Er rief Soliman wieder ins Land, versprach ihm den thätigsten Beistand, und versicherte ihn eines zahlreichen Anhangs. Leider war, vom blinden Parteihaß getrieben, dieser Anhang zum Unglück des Landes nur gar zu zahlreich.

Soliman kam wieder mit 300,000 Mann; Zapolya brach durch Siebenbürgen herein. Salm, zwischen zwei Feuer gestellt, bedurfte seines ganzen großen Feldherrntalentes, um seine Armee zu retten. Denn einerseits boten Zapolyas Anhänger dem Sultan willige Hände, andrerseits war der Schrecken von seiner Macht und Grausamkeit so groß, daß durch ganz Ungarn herauf selbst Männer von geprüfter Tapferkeit den Kopf verloren, und feste Plätze ohne

Gegenwehr übergaben; erst Bruck an der Leitha und Neustadt widersetzten sich mit Erfolg.

Wien war in schlechtem Vertheidigungsstand, seine einfachen Mauern mit Thürmen ober den Thoren waren hie und da eingefallen, kaum 2000 Mann in der Stadt. Ferdinand übertrug dem Grafen Niklas Salm, der aber noch mit seinem Heer tief in Ungarn stand, die Vertheidigung Wiens, und eilte nach Böhmen und ins deutsche Reich, um Hülfsvölker herbeizuführen.

Der tapfere Freiherr von Reischach warf noch zu rechter Zeit 3000 Fußknechte in die Stadt, so auch kam Hülfe aus Steyer, Kärnthen und Krain, ein ansehnlicher Heerhaufen von Böhmen und Mährern unter ihrem reichen und mächtigen Landeshauptmann Hanns von Pernstein; selbst Reichshülfe unter dem jungen Pfalzgrafen Philipp, der hier sein erstes Probestück ablegen sollte, war unerwartet schnell erschienen. Was man aber am sehnlichsten erwartete, war Graf Niklas von Salm mit seinen siegreichen Kriegern.

Dieser kluge und muthige Vertheidiger der wichtigsten und letzten Vormauer Deutschlandes ist wohl in höchstem Grade würdig näher gekannt zu sein. Aus einem erweislich bis in die Zeit der Merowinger hinauf reichendem Geschlecht, das darum allein den Titel Altgraf führt, versuchte er sich schon mit 17 Jahren in der ersten Schlacht; unter Erzherzog Sigmunds Söldnern focht er, den Schweizern helfend, siegreich gegen die Burgunder bei Granson

und Murten; half den Tirolern bei Callian die Venetianer unter dem kühnen San Severin in die Etsch stürzen; stritt im Aufruhr der Flammänder neben Maximilian so tapfer, daß er aus seiner Hand das goldne Vließ empfing; schiffte mit seinem Zögling Wilhelm von Rogendorf und mit Wolf Fürstenberg nach Spanien über, um Philipp und Johanna wider des eigenen Vaters List und Gewalt zu beschirmen. Im Krieg Maximilians gegen die Venetianer eroberte er das Land zwischen der Etsch und dem Isonzo; entschied in der Schlacht bei Pavia 1525 die Gefangennehmung des Königs Franz I., dessen Roß er tödtete, ihn verwundete, und von ihm verwundet wurde; stillte in demselben Jahr den wüthenden Bauernkrieg; trieb 1527 und 28 Zapolya aus ganz Ungarn. Nun 1529 nach Wien gerufen, vermied er klug alles Zusammentreffen mit Soliman, um sich nicht fruchtlos zu schwächen, und erreichte über Tirnau und Preßburg und durch das Marchfeld die Stadt. Gleich einer Erscheinung aus der Patriarchenwelt zog er ein; ein Greis von 71 Jahren, noch von riesenmäßiger Kraft und Gestalt. Er war auch ein Bürger von Wien, sein Haus ward in der Folge das königliche Kloster, später der Pallast des Grafen Fries.

Salm ließ dem Pfalzgrafen den Vortritt und das Ceremonielle des Obercommando, in der Wirklichkeit aber behielt er es mit dessen Zustimmung selbst. Was an den Stadtmauern und Thürmen schadhaft war, wurde nun mit aller Eile hergestellt. Vom

Stubenthor bis zum Kärnthnerthor die zu nahe an der Stadtmauer gestandenen Häuser abgebrochen; hinter der Mauer ein zweiter Graben mit einem Wall hergestellt; die hölzernen Dächer abgetragen, das Pflaster aufgerissen, das viele Holzwerk zu doppelter und dreifacher Pallisadirung verarbeitet; die schwachen Stellen gegen die Donau stark befestiget. Alles was sich auf viele Meilen herum an Lebensmitteln, Vieh und Wein befand, und die flüchtenden Bewohner des flachen Landes nicht mitnehmen konnten, in die Stadt geschafft; unnütze Zehrer so viel möglich entfernt.

Eine Kriegssteuer nach Classen wurde ausgeschrieben, zu der ein Graf oder Prälat 4 Gulden, ein Adeliger, Pfarrer oder vermögliche Bürger 1 Gulden, und so abwärts bis der Taglöhner 10 Pfenninge zu zahlen hatte. Am 16. September fing man an, die Vorstädte auszuleeren, und ihre Gebäude zu zerstören: und am 20. wurden sie rund herum auf der Landseite in Brand gesteckt; wobei viele Kirchen, Klöster, Spitäler und schöne Gebäude für immer zu Grunde gingen. In diesen sämmtlichen Vorstädten waren gegen 800 Häuser gestanden.

Am 21., noch während des Brandes, zeigten sich schon türkische Vorposten bei St. Marx, deren Ankunft die in Flammen aufgehenden Dörfer verkündiget hatten. Von der Reichshülfe, die Ferdinand herbeiführte, konnten nur noch zwei Fähnlein (Compagnien) Nürnberger und Augsburger in die Stadt kommen; die übrigen blieben, Verstärkung erwar-

tend, von Korneuburg bis Krems am linken Donauufer stehen; Ferdinand in Linz. Denn schnell hatten sich die leichten türkischen Truppen unter dem Befehl des blutgierigen Michal Oglu auf dem rechten Ufer über das ganze Land bis an die Enns und die steirischen Gränzen ergossen; auch bei Heimburg über die Donau gesetzt, und das dem Grafen Salm gehörige Schloß Ort verbrannt. Das Letztere bekam ihnen übel; Salm überfiel sie, hieb sie nieder, kehrte zurück, warf die Brücken hinter sich ab, und sperrte die Stadt auch von dieser Seite.

Zwei edle Jünglinge von den in Korneuburg stehenden Reichstruppen, Wolf Graf von Oettingen, und Rupert Graf von Manderscheid schwammen über die Donau, und ließen sich neben dem Fischerthor an der Mauer aufziehen, um auch noch bei der Vertheidigung Wiens mitzustreiten.

Das flache Land litt inzwischen schrecklich; selbst an Orten, wo die Einwohner entflohen waren oder sich schweigend ergaben, hausten die Türken mit wilder Grausamkeit; ja sie suchten die Flüchtlinge in entfernten Wäldern und Gebirgen auf, um sie zu ermorden oder zu Sclaven zu machen. Mit Wehmuth erzählt man es gleichzeitigen Schriftstellern nach, daß damals zwei Drittel der Bewohner Oesterreichs diesseits der Donau, worunter viele Flüchtlinge aus Wien, zu Grunde gegangen.

Am 23. September schwärmten feindliche Reiter bis auf die Landstraße und den Rennweg; die deutschen Reiter machten einen Ausfall, wobei einige

blieben, und andere mit dem Cornet von Zedlitz, dessen Roß stürzte, gefangen wurden. Da den Türken der Gebliebenen zu wenig waren, hieben sie mehreren Kranken zu St. Marx die Köpfe ab, und schickten sie dem von Heimburg heranziehenden Sultan entgegen. Am 26. September breitete sich die ganze feindliche Hauptmacht in einem großen Bogen von Nußdorf bis über die Schwechat aus; eine türkische Flotte landete am Tabor. Das Lager glich einer unabsehbaren Stadt von Zelten; über alle schimmerte Solimans Gezelt hoch und herrlich. Die Lage, Gestalt und Ausdehnung zeigt das von Kaiser Rudolph II. an derselben Stelle errichtete Neugebäude bei Simmering. Oben herum war es mit goldenen Knöpfen geziert; inwendig der Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände eitel Sammt und Gold, die Sitzpolster von Goldbrokat, reich und zierlich mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Auf zwei, von dem Sultan voraus geschickte Aufforderungen hatte Wien keine Antwort gegeben. Nun ließ er ausrücken, Wolken von Pfeilen erhoben sich, die auf Augenblicke die Sonne verfinsterten, wie Hagel in die Stadt niederfielen, und Mehrere selbst hinter den Mauern verwundeten. Damit glaubte Soliman die Wiener geschreckt zu haben, und schickte vier Gefangene, mit Gold und Kleidern reich beschenkt, in die Stadt zurück mit dem Versprechen, wenn sie ihm ihre Schlüssel zu Füßen lege, habe sie die günstigste Capitulation zu erwarten, es soll sogar kein Türke die Stadt betreten, er wolle nur sei-

nen Zug vorbei in das Reich nehmen; widrigenfalls aber würde er keines Alters und Geschlechtes verschonen, die Stadt der Erde gleich machen, und Salz auf den Platz streuen, wo einst Wien gewesen. Die Wiener ließen sich weder mit Worten noch mit Pfeilen schrecken; sie kochten mit diesen letzteren ihr Mittagsmahl, kleideten ebenfalls vier von den beim ersten Ausfall gefangenen Türken ganz neu, und schickten sie wohl beschenkt ins Lager hinaus ohne ein Wort weiter. Nun griff der Sultan alles Ernstes an. Ein Glück war es für die Stadt, daß er sich einbildete, sie mit einem Handstreich wegzunehmen, und sein schweres Geschütz in Ungarn zurück ließ. Anhaltende Regen hatten die Straßen so verdorben, daß es zu Lande nicht nachgebracht werden konnte; beim Versuch zu Wasser schoß der Commandant von Preßburg die Schiffe in den Grund; die Kanonen vom leichten Kaliber thaten den Mauern Wiens wenig Schaden. Die Türken betrieben also vorzüglich Mienenkrieg und Stürmen mit höchster Anstrengung; ihr Hauptangriff erstreckte sich vom Stubenthor bis über die Augustiner; in diesem Zwischenraum hatten sie über 40 Mienengänge angelegt. Der alte Salm stieg oft auf den Stephansthurm, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, gewöhnlich aber hielt er sich zu diesem Ende auf den Kärnthnerthurm auf; wohin er eine schwere Kanone bringen ließ, die dem Feind vielen Schaden zufügte, dafür aber auch dessen Feuer auf den Thurm zog.

So fleißig und geschickt man größtentheils den Minen entgegen arbeitete, gelangen doch einige, und wie eine größere oder kleinere Bresche dadurch bewirkt war, stürmten die Türken. Sie schleppten ganze Wälder herbei, füllten den Stadtgraben aus und kletterten auf die Mauern. Neunzehnmal stürmten sie während dieser Belagerung, erreichten mehrmals das Parapet, pflanzten zweimal ihre Roßschweife schon auf den Wall; wurden aber jedesmal wieder in den Graben zurückgeworfen. Soldaten verschiedener Nationen und Wienerbürger, die allein zwei Regimenter bildeten, fochten mit gleicher Kühnheit und Tapferkeit. Sie waren des Stürmens und Abschlagens endlich so gewohnt, daß oben auf der Bresche ein Deutscher und ein Portugiese im Streit über den Vorzug ihrer Nationen mit einander duellirten; als aber eben ein neuer Anlauf geschah, von einander abließen, und gleichmäßig bemüht waren, die Ungläubigen in den Graben zurück zu schleudern. Endlich bekam der Deutsche einen Hieb in den linken Arm, daß er sammt dem Schilde herab hing; der Portugiese durchbohrte den Türken, ward aber durch einen Pfeil in den rechten Arm verwundet, daß er den Degen in die Linke nehmen mußte; ein Janitschar drang auf ihn ein, er wäre verloren gewesen, hätte der Deutsche nicht den Janitscharen niedergehauen. So stritten Beide brüderlich mit verstümmelten Gliedern fort, bis sie an vielen Wunden verblutend noch im Tode einander umarmten und bedeckten.

Nach jedem abgeschlagenen Sturm ertönten Trompeten und Pauken von allen Thürmen; was zwar den Sultan immer mehr erbitterte, seinen Truppen aber desto mehr den Muth nahm, so daß sie zu den letzteren Stürmen mit Säbelhieben gepeitscht werden mußten. In der Stadt dagegen hatte der sichtbare Erfolg der klugen Anstalten und der Heldenmuth, mit welchem Salm der Greis und der junge Pfalzgraf, Hektor von Reischach und Kazianer der Steirer, Niklas und Georg Thurn aus Krain und Greisenegger, Erbkämmerer von Kärnthen, der die Bürger anführte, nebst Andern, zwischen Kugeln und Pfeilen standen, als wären sie unverletzlich, die ganze Bevölkerung mit Muth und Eifer erfüllt. Jung und Alt ohne Unterschied des Standes, auch das weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, wetteiferte, selbst während des Sturms die Verwundeten zu verbinden oder weg zu tragen; große Balken herbeizuschleppen und Sandsäcke zu füllen, um die entstandene Bresche wieder herzustellen, oder ein nahes Haus abzubrechen, um hinter der eingestürzten Stadtmauer eine zweite aufzuführen.

Salm hatte durch einen kühnen und glücklichen Boten die Nachricht erhalten, daß Ferdinand mit einem Reichsheer im Anzug sei; und erkannte am 13. October aus dem Benehmen des Feindes, daß er den Entsatz in seiner bisherigen Stellung nicht abwarten wolle. Es wurde also in der Stadt bekannt gemacht, Morgen sei der letzte, aber auch der heftigste Angriff zu erwarten; mit freudiger Entschlos-

senheit bereitete man sich, ihn zu empfangen. Am 14. Morgens um 8 Uhr rückte der Kern der Janitscharen in drei Treffen, zwischen welchen Abtheilungen von Reiterei, in großer Breite heran; rechts und links vom Kärnthnerthor lag die Mauer fast ganz im Schutt, dahin richtete der Feind seinen Angriff. Zahlreicher und muthiger als je standen Soldaten und Bürger auf den Schutthaufen; Tags vorher und noch in der Nacht hatten geistlich und weltlich, Mann und Weib, Knaben und Greis Pflastersteine und Mauertrümmer zusammengeschleppt, um damit eine Art Parapet aufzuhäufen. Mit großem Geschrei kamen die Türken auf Schußweite; da empfing sie ein so wohlgezieltes Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten. Was nun in den Graben drang, wurde mit den Steinen, die als Parapet dienten, erschlagen; und was endlich über diese Leichen noch den Schutt herauf stürmte, mit Helebarden durchstochen und zurückgeworfen; während das schwere Geschütz der Stadt die Reiterei in Unordnung, und die feindlichen Kanonen zum Schweigen brachte. Erschreckt kehrten die Türken plötzlich um, und rannten lieber in die Säbel ihrer Officiere und in die Spieße ihrer Reiter, als noch einmal gegen die tapfern Wiener.

Gegen Mittag gewahrte Salm, daß der Feind frische Kanonen in die Batterien führte, und es im Lager laut wurde; schnell ließ er verkünden, daß man sich auf noch einen Sturm gefaßt zu machen habe. Soldaten und Bürger voll Muth griffen zu

den Waffen, wie Muſiker zu ihren Inſtrumenten beim letzten hurtigen Stück einer langen Symphonie. Um 2 Uhr rannten die Türken, durch Opium in Raſerei verſetzt, zu einem Generalſturm heran; litten aber in blinder Wuth nur deſto größeren Verluſt, und kehrten ſo ſchnell um als des Morgens. Eine Stunde darnach zog der Sultan gegen den Wienerberg ab, der Großvezier blieb noch, den Rückzug zu decken.

Wünſchenswerther iſt nichts für einen Helden, der ſein Leben in Krieg und Sieg zugebracht, als es auch in einem wichtigen Siege zu enden. Dieſes würdige Loos traf den edlen Salm. Bei jedem Sturm ſtand er auf der Mauer, gewöhnlich am gefährlichſten Ort; beim letzten neben dem Kärnthnerthor, wo ein Stück der viel beſchoſſenen Mauer den Einſturz drohte; es ſtürzte, und ein abſpringender ſchwerer Stein zerſchmetterte ihm den Schenkel. Auf den Tod verwundet, ruhte ſein Heldengeiſt nicht; er ſchickte **Kazianer**, **Weichſelberg** und den tapfern Servier **Bakics** den Türken auf dem rechten Ufer nach; er ſelbſt, auf einer Sänfte von Pferden getragen, ſetzte mit der meiſten Reiterei und mit den leichten Truppen gleich am 15. auf das linke über, in der Abſicht, einverſtändlich mit dem Commandanten von Preßburg und vielen getreuen Ungarn, Gran, vielleicht auch Ofen vor den Türken zu erreichen. Die in Wien ſtehenden Reichstruppen und das täglich zu erwartende Reichsheer ſollten ſie im Rücken verfolgen. Allein, Salms Laufbahn war am Ende; der

Zustand seiner Wunden wurde so bedenklich, die Schmerzen so unleidlich, daß er kaum auf sein Schloß Marcheck gebracht werden konnte, wo er noch mehrere Monate litt, und am 4. Mai 1530 starb. Der Leichnam wurde nach Wien gebracht und in der Dorotheer Kirche begraben, wo ihm Carl V. und Ferdinand I. ein herrliches Denkmal errichteten, das bei Entweihung dieser Kirche auf die Salmische Herrschaft Raitz gebracht wurde. Ein zweites Hinderniß war die Empörung der Reichstruppen in Wien, welche fünffachen Sold forderten, oder mit Plünderung der Stadt drohten; und von dem nach 2 Tagen mit einem nicht sehr zahlreichen Reichsheer eingetroffenen Pfalzgrafen Friedrich kaum beruhiget werden konnten. So war denn eine Anzahl Türken, die Kazianer erschlug oder gefangen nahm, und eine ansehnliche Menge christlicher Gefangener, die er befreite, die ganze Frucht von Salms trefflichem Plane, der dem Sultan höchst verderblich hätte werden müssen. Er hatte vor Wien gegen 20,000 Mann an Seuchen, und eine noch größere Anzahl unter den Mauern verloren; durch der Türken eigene Verwüstung waren Pferde und Kamehle aus Mangel an Futter zu Grunde gegangen; die Truppen waren ohne Muth, und hielten sich bei eingetretener Kälte nicht mehr verpflichtet zu fechten. Soliman und sein Vezier zogen so schnell durch Ungarn hinab, daß der Zeitpunct zur Verfolgung verloren war.

Während der Belagerung wurden in der Stadt

getödtet oder starben an ihren Wunden gegen 1500 Soldaten und gegen 700 Bürger. Trotz dem kann man sich den Jubel der Wiener am Abend des 14. Octobers 1529 vorstellen; ihr Zuströmen zum Tedeum bei St. Stephan; das Abfeuern des Geschützes rings um die Stadt, und mit welchem freudigen Herzen sie nach diesem heißen, gefährlichen und siegreichen Tag, wo sie schwerlich viel genossen hatten, ein reichliches Abendmal unter wechselseitigen Umarmungen und vielen ausgebrachten Gesundheiten eingenommen haben mögen.

Von dieser Belagerung haben sich einige Unwahrheiten bis in unsere Tage fortgepflanzt. Man sagt, das Thor, das die Kärthner vertheidigten, habe wegen ihrer Tapferkeit den Namen von ihnen erhalten; die Geschichtschreiber sagen aber nur, »das wenige Volk aus Kärnthen hielt sich so tapfer, daß es nach der Befreiung unter allgemeinem Zuruf einen feierlichen Auszug gehabt;« das Kärthnerthor hat, wie wir wissen, schon unter den Babenbergern porta Carinthiaca geheißen. Man sagt: es sei ein Halbmond auf den Stephanthurm gesetzt worden, damit die Türken nicht darauf schießen sollten; wir wissen aber aus dem Bericht über den Bau der Stephanskirche, daß der Halbmond mit dem Stern, eine nicht ungewöhnliche Thurmzierde, aus andern Ursachen aufgesetzt wurde. Man sagt, das Haus zum Heidenschuß habe seinen Namen, weil dort Bäcker bei Nacht die Türken miniren hörten; aber schon vor der Belagerung hieß dieses Haus, »wo der Haid

schießt,« und gehörte seit mehreren Jahrhunderten der Familie Haiden.

Nach dem Abzug der Türken wurden Münzen geschlagen mit der Aufschrift: »Türk blegert Wien 1529.«

Noch waren nicht dritthalb Jahre verflossen, als es schon wieder auf eine Belagerung Wiens anzukommen schien; Soliman war im Frühjahre 1532 dazu entschlossen, und schon in Steiermark; dießmal aber waren die Verhältnisse anders. Ferdinand war inzwischen 1531 zum römischen König erwählt worden, und hatte den zu Regensburg versammelten Reichsfürsten begreiflich gemacht, wie nothwendig es sei Wien zu vertheidigen, und die Türken aus Ungarn zu vertreiben; wenn nicht ganz Deutschland verheert werden sollte. Kaiser Carl V., der 1529 in einem schweren Krieg mit Frankreich verflochten war, befand sich jetzt selbst in Regensburg, und kam mit einem Heere von 250,000 Mann nach Wien herab. Als der Sultan davon Nachricht bekam, zog er sich mit einer Eile zurück, die man eine Flucht nennen konnte. Von der 15,000 Mann starken Heeresabtheilung aber, die er unter dem Wüthrich Mihal Oglu nach Oesterreich voraus geschickt hatte, kam kein Mann davon. Sie brachen eben aus den Thälern der Piesting und Triesting hervor; da ging ihnen Pfalzgraf Friedrich mit einem Theil des jenseits der Donau gelagerten Reichsheeres über Ebersdorf und Lachsenburg entgegen. Den Schärtlin von Burkenbach, der mit den Nürnbergern und

Augsburgern vor drei Jahren Wien vertheidigen geholfen, schickte er ihnen über Baden, Gainfahrn und Pottenstein in den Rücken. Zwischen Loibersdorf und Enzersfeld am 19. September 1532 geriethen sie theils in des Pfalzgrafen Geschütz, theils in den Schönauer Morast, und wurden niedergemetzelt. Auch Oglu, der wie ein Löwe gefochten, wurde erschlagen, und sein von Edelsteinen blitzender Turban mit großen goldenen Geierflügeln dem König Ferdinand geschickt. Was noch entrinnen konnte, fiel dem durch das heftige Feuern von Neunkirchen herbeigezogenen Kazianer, und der Reiterei des Grafen Ludwig Lodron in die Hände. Einige, die sich in das Thal der Schwarza retten wollten, wurden von den Bauern erschlagen, oder über den Sebensteiner Burgfelsen heruntergestürzt, der noch hiervon der Türkensturz heißt.

Merkwürdig ist in diesem Feldzug die Vertheidung von Güns durch Niklas Jurichich. Mit 80 Soldaten und 700 Bauern widerstand der entschloßne Edelmann dem großen Sultan und schlug mehrere Stürme ab. Es ist ein Charakterzug Solimans, wie er, weil er sich nicht länger vor diesem Städtchen aufhalten, und nicht noch mehr Leute aufopfern wollte, die Belagerung mit einigem Anstand aufhob. Er ließ den tapfern Vertheidiger unter freiem Geleit in das Lager kommen, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, schenkte ihm Stadt und Schloß sammt Allem was darin, unter dem Bedingnisse, daß 10 Janitscharen auf eine Stunde in die Stadt kommen,

und die türkiſche Fahne auf die Mauer pflanzen durften.

Wien hatte ſtatt einer Belagerung nur einen kurzen Soldatenaufruhr zu überſtehen. Als der Kaiſer kam, und viele Fürſten und Herrn mit ihm, wies der Stadtcommandant Roggendorf, Salms geliebter Zögling, die Spanier und die deutſchen Lanzknechte, um Platz zu gewinnen, aus der Stadt hinaus ins Lager. Das verdroß ſie, ſie rotteten ſich bei St. Stephan zuſammen, und zogen ſich gegen den rothen Thurm; ihre Commandanten wendeten Bitten und Drohungen vergeblich an; ſie mußten ſich in die benachbarten Häuſer flüchten. Roggendorf aber gab nicht viele gute Worte, ſchwang ſich zu Pferde, ließ die Bürgerſchaft unter die Waffen treten, das Geſchütz gegen die Empörer aufführen, und vor ihren Augen mit Kettenkugeln laden; zum letzten Mal both er ihnen Gnade, wenn ſie augenblicklich das Gewehr ſtreckten, — und ſie ſtreckten es.

Ein neu ausgebrochener Krieg forderte den Kaiſer mit dem größten Theil ſeines Heeres nach Italien; dadurch wurden die Türken und Zapolyas Partey wieder übermächtig; und nach einem noch durch 9 Jahre mit abwechſelndem Glück gegen ſie geführten Kriege ward der größte Theil von Ungarn ein türkiſches Sangiakat, Ofen die dritte Stadt des osmaniſchen Reiches, und blieb es 145 Jahre (von 1541 bis 1686). Dahin hatte es die Uneinigkeit der Ungarn gebracht.

Trotz der durch die neuerliche Religionsſpaltung

vermehrten alten Zwietracht der Deutſchen, erkannte man doch auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 die Nothwendigkeit, daß das geſammte Reich beitrage, um Wien mit ſtarken und regelmäßigen Feſtungswerken zu umgeben. Reichliche Beiträge kamen ſelbſt von proteſtantiſchen Reichsſtänden; und mit Hülfe der im Inlande eingeleiteten Sammlungen, und aus Oeſtreich, Mähren und Ungarn beigezogenen Hand- und Zugroboten ward Wien von 1541 bis 1558 zu einer Feſtung, deren Gleichen damals in ganz Europa wenige waren. Die Oberleitung dieſes Unternehmens hatte der General Leonard von Fels (Völs), der während der türkiſchen Belagerung in der Burg commandirte; die Ausführung war dem Stadtingenieur Hirsvogel aus Nürnberg anvertraut; der auch den noch im Stadtarchiv befindlichen Plan dazu entwarf. Doch wurde nicht ſein ganzer Vorſchlag ausgeführt, wie denn auch die meiſten Thore und einige Baſtionen erſt nachfolgende Landesfürſten in ihrem gegenwärtigen Zuſtand herſtellten. Die neuen Feſtungswerke wurden durchaus jenſeits der alten Mauern, (die man ſammt ihren Thürmen bis auf wenige nächſt der Donau abgebrochen) aufgeführt, kaſamattirt, mit einem breiten Graben, bedeckten Wege und Palliſaden verſehen; und unbedeutende ſpätere Veränderungen abgerechnet, gewann die Stadt Wien damals ihren ganzen heutigen Umfang. Das Werderthor, welches am Ende des tiefen Grabens ſtand, und das Salzthor der Fiſcherſtiege gegenüber, wurden vermauert, und zwiſchen ihnen 1558 das

Neuthor gebaut. Um Wien auch von der Wasserseite zu vertheidigen, erbaute man einen Hafen (im untern Arsenal), eine Donauflotille und sogar bewaffnete Galeeren. Durch solche Befestigungen, und durch die 45 jährige Regierung Ferdinand I., der in Spanien gebildet war, und viele Spanier mit sich ins Land brachte, veränderte sich sowohl die Gestalt Wiens, als seine Sitten und Einrichtungen. Die allergrößte Veränderung ergab sich jedoch in seinen politischen Verhältnissen. Im Jahre 1490 residirte und herrschte ein fremder Fürst, Mathias Corvinus, in dem eroberten Wien und konnte den Tag bestimmen, an welchem es ihm belieben würde, sich zum Herrn der alten Besitzungen des Hauses Habsburg zu machen; der eingeborne Landesfürst (Friedrich IV.) war flüchtig, und hatte kaum zu leben. Nur 32 Jahre später 1522 ging die Sonne in den Reichen der zwei habsburgischen Brüder, Carl und Ferdinand, nicht unter; und Wien war die Residenz des Königs von Ungarn und Böhmen, Erzherzogs von Oesterreich, Herzogs von Steier, von Kärnthen, von Krain, von Schlesien, von Würtemberg, von Elsaß, Markgrafen von Mähren, Grafen von Tirol, Herrn der Lausitz und großer Besitzungen in Schwaben. Der Zeitpunct eines so außerordentlichen Umschwungs ist wichtig genug, um Wien, wie **Ferdinand I. es gefunden, und wie er es verlassen, zu betrachten.**

Die Burg, der jetzige Schweizerhof, schon 300 Jahr alt, hatte, als die Wiener Friedrich IV., und

ſpäter, als Maximilian die ungriſche Beſatzung darin belagerte, viel gelitten; war auch bei der türkiſchen Belagerung beſchädiget, und in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Ferdinand ſtellte ſie wieder her, verſchönerte und vergrößerte ſie. Er legte für ſeine geliebte Gemahlin Anna einen Luſtgarten an, der ſich über einen Theil des heutigen Michaelerplatzes, das Theater, die Reitſchule, die Redoutenſäle und den Joſephsplatz (Auguſtiner Freithof) erſtreckte. Er baute einen neuen Tract zur Burg, der ſich von dem Eckthurm des Schweitzerhofes bis über die Burgwache ausdehnte. Von da ſchloß ſich die Stadtmauer an das alte Haus der Grafen v. Cilly, welches das Zeughaus war, und die Stelle des Amalienhofes und eines Theiles vom Burgplatz einnahm. Der übrige Theil des Burgplatzes war mit verſchiedenen Kramläden beſetzt. Das Zeughaus brannte 1528 ab; Ferdinand ſtellte das Gebäude zum Theil wieder her, kaufte den Salzburgerhof, und erbaute dort mit Beiziehung eines Theils vom Schottnergarten das gegenwärtige obere Zeughaus. Wo heute die Reichskanzlei ſteht, ſtanden Häuſer der Schaufellucken (Schauflergaſſe); Ferdinand kaufte davon das nächſte, und baute ſeine Hofkanzlei. Die Stallburg, alſo genannt, weil da früher der Hofſtall war, baute er vom Grund aus neu für ſeinen Sohn Maximilian II. Am Ballhausplatz hatten Leopold Weinberger, ein reicher Grinzinger Hauer, und Didaco de Sarava, ein Spanier, ein Spital geſtiftet; Ferdinand vergrößerte es; ſeitdem ward es das

Kaiserspital genannt, und hatte die, zu den Minoriten gehörige, Katharinacapelle zur Spitalkirche.

Alle Spitäler, Kirchen und Klöster in den Vorstädten lagen in Schutt und Trümmern, und selbst die von Herzog Rudolphs II. Gemahlin Blanka v. Frankreich gestifteten Clarisserinnen in der Stadt neben dem Kärnthnerthor waren nach Kärnthen geflüchtet. Ferdinand räumte ihr verlassenes Kloster sammt der Kirche dem dieß- und jenseits der Wien bestandenen H. Geistspital und Bürgerspital ein, woraus durch Schenkung, Ankauf und Zubau das große Bürgerspital entstand. Die Nonnen der Vorstädte, insoferne sie nicht die Gelegenheit ergriffen, zu entspringen, wurden in Stadtklöstern untergebracht. Die Franciscaner von St. Theobald außer dem Burgthor kamen zuerst nach St. Ruprecht, dann auf kurze Zeit nach St. Nikola in der Singerstraße, was zu einer Studentenstiftung geworden war; und wurden dann in das gänzlich ausgestorbene Kloster der Büßerinnen bei St. Hieronymus untergebracht, wo sie noch sind. Das Dominikanerkloster war von den Türken so zerschossen, daß Ferdinand es meist neu wieder herstellte.

Unter den bei der türkischen Belagerung in den Vorstädten Wiens zu Schutt und Trümmer zerstörten Kirchen, Klöstern und Spitälern werden auch zwei Heiligengeistspitäler dieß- und jenseits der Wien angeführt. Das Spital dießseits lag unmittelbar vor dem Kärnthnerthor und war das eigentliche Bürgerspital, klein und mit geringen Einkünften. Das Spi-

tal jenseits der Wien lag mit der dazu gehörigen Kirche St. Anton und einem Freithof bei derselben am Ende der damaligen Vorstadt, ungefähr auf dem freien Platze neben der Carlskirche. Dieses Spital war ein von Leopold dem Glorreichen und seinem Caplan Gerard gestiftetes und von 1208 bis 1211 erbautes Haus des H. Geistordens, auch Hospitaliterorden genannt. Da dieser Orden uralt, und in Deutschland erst anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts bei der durch Säcularisation erlittenen Umstaltung gänzlich erloschen ist, werden einige Nachrichten von dieser einst weit verbreiteten, jetzt verschwundenen Erscheinung nicht unwillkommen seyn.

Die Jahrhunderte des Mittelalters waren die Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten. Die Wallfahrten zum Grabe Christi in Jerusalem, zum Grabe der Apostel Peter und Paul in Rom, Jakob zu Compostella in Spanien und zu sehr vielen andern Gnadenörtern wurden immer häufiger; also zwar, daß der vortreffliche Thomas v. Kempis, der erst 1472 starb, noch vor Uebermaß und Mißbrauch warnt. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters waren die Ebenen selbst noch größtentheils mit Wald bedeckt, wenig bewohnt, die Herbergen Tagereisenweit aus einander; Räuber und reißende Thiere machten die Wallfahrten gefahrvoll. In jedem civilisirten Menschen, den nicht falsche Cultur verbildet, wohnt der Trieb zu helfen oder doch zu trösten; und so wie später Heinrich Jasomirgott Kirche und Kloster der Schotten zur Andachtsübung, Pflege und Erquickung

der Pilger ins heilige Land baute und stiftete, so stifteten gute Menschen im ganzen Süden von Europa schon lange vorher für ermüdete, kranke, verwundete, verfolgte Pilger Spitäler, oder bauten ihnen wenigstens Capellen an dem Wege. Männer und Frauen, Geistliche und Laien widmeten sich der Rettung, Labung, Pflege der Pilger, der Erhaltung der Gebäude. Daraus entstand schon früher ein über Frankreich, Italien, England und Deutschland verbreiteter, vom Heiligen Geist, dem Tröster und Helfer, genannter Orden. Daher hießen fast alle diese Spitäler zum Heiligen Geist, und die dem Bürgerspital zu Wien gehörige Apotheke heißt noch so. Am Ende des zwölften Jahrhunderts erneuerte Graf Guido von Montpellier diesen Orden; es wurde ein geistlicher Ritterorden daraus, unter dem Namen Hospitaliter, welche ein Haus in Jerusalem hatten, durch ihre tapfern Thaten gegen die Sarazenen weltberühmt, in der Folge Rhodiser, Johanniter, Maltheser genannt wurden.

In Oesterreich blieb der Orden rein geistlich, seine Kleidung war schwarz mit einem weißen Kreuze auf der linken Schulter und auf der Kapuze. Der Orden hatte zwei Häuser, Heiligengeist Spitäler genannt, eines zu Wien, das andere zu Pulgarn. Von der Stiftung des Hauses zu Wien bis zu dessen Zerstörung weiß man 25 Ordensmeister. Der letzte Jacob Nagel überlebte die türkische Belagerung; allein es gab so viel aufzubauen, daß man vorerst nur auf Unterbringen denken mußte. Durch die Vereini-

gung mit dem Bürgerspital war es von seiner ursprünglichen Bestimmung nicht abgekommen.

Das Haus zu Pulgarn war um 120 Jahr später, 1330 von den Herrn von Capellen gestiftet. Es zählte 21 Meister bis zum Jahr 1574. Der 20., Benedict Kain nahm ein Weib, verwendete die Einkünfte des Spitals für sie und ihre Kinder, und ward 1567 abgesetzt; aus gleicher Ursache auch sein Nachfolger Maximilian Lavantstein 1574. Von der Zeit an stand das Spital unter Administratoren, unter denen es immer weiter herabkam. Im Jahr 1609 wurde Pulgarn von Erzherzog Mathias den Jesuiten zu Linz übergeben.

Kaum war Wien und Oesterreich durch Wunder der Tapferkeit von der Furcht vor den Türken befreit, so wucherte das Unkraut der Glaubenstrennung wie mit frischen Kräften fort. Schon auf den Concilien zu Constanz und zu Basel rügten ehrwürdige Bischöfe mit aller Strenge den Verfall der Kirchenzucht unter der Mehrzahl der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Verabsäumung der Standespflichten. Diese Gebrechen waren es, welche Zwingli, Huß, Luther, Calvin zuerst angriffen, man konnte sie nicht läugnen. Was diese Männer nun ferners von Glaubensbegriffen vortrugen, hielt der große Haufen ohne weitere Untersuchung für eben so wahr. Als endlich die Lehre gepredigt wurde, daß der Glauben allein ohne alle gute Werke zur Seligkeit genüge, daß es überflüssig sei seine Sünden zu beichten, Fasttage zu halten, alle Sonn- und Feiertage

dem Gottesdienst abzuwarten, daß Priester und Nonnen heirathen dürfen, daß man sich einer Gemahlinn, deren man überdrüßig ist, entledigen könne, und dafür eine andere nehmen; — eine solche Lehre fand begreiflicherweise sehr viel Beifall und Anhang. Viele Pfründenbesitzer, und endlich sogar der Erzbischof und Kurfürst Truchseß von Waldburg fanden sich in Folge der neuen Lehre geneigt und befugt, eine Frau zu nehmen, und ihre Pfründe als erbliches Eigenthum zu betrachten. Auch weltliche Landesfürsten fanden ihre Rechnung dabei.

Hiezu kam noch, daß eben zu jener Zeit Cabbala, Alchymie, Astrologie, Magie unzählige Köpfe verwirrte, hie und da selbst öffentlich gelehrt wurde, und fast jedes große Haus seinen eigenen Zeichendeuter hielt. Eine Folge des Mangels an Wissenschaft bei der Geistlichkeit. Um diesen Uebeln allen zu begegnen, ersuchte Ferdinand den Papst, ihm einige Jesuiten zu schicken. Seine Beweggründe zu diesem Schritt gibt er selbst folgendermaßen an: »Weil sie in Sprachen, Wissenschaften, Künsten, Philosophie und Theologie zu unterrichten im Stande wären, auch gute Sitten und Tugenden einführen und lehren würden; in Anbetracht, daß ohne gelehrte Leute weder der geistliche noch weltliche Stand und Regiment erhalten werden möge, und bei den Gotteshäusern nicht allein der gemeinen Ordensleute wenig vorhanden, sondern auch an vielen Orten taugliche Prälaten nicht zu bekommen sind.«

Es kam zuerst 1551 der berühmte und hochver-

diente Petrus Caniſius mit drei Gefährten, denen bald neun andre folgten. Petrus Caniſius, 1521 in den Niederlanden geboren, war ein Mann von auſſerordentlichen Gaben und Verdienſten. Er hatte Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit ſtudiert, als er mit 22 Jahren in die neugeſtiftete Geſellſchaft Jeſu trat, mit 26 Jahren hatte er ſich ſchon ſolchen Ruf als Theolog erworben, daß er zum Concilium nach Trient abgeordnet wurde; mit 30 Jahren kam er nach Wien und ward Ordensprovincial von Deutſchland, mit 32 Jahren ward ihm das Bisthum Wien angetragen, das er ausſchlug, mit 33 Jahren ſchrieb er ſeinen Inbegriff der chriſtlichen Lehre, in lateiniſcher Sprache, welcher in alle Sprachen überſetzt, unzähligemal gedruckt, bis in die neueren Zeiten der katholiſche Katechismus aller Welttheile war. Bei unermüdeter folgenreicher Thätigkeit erreichte er das 76. Jahr.

Nachdem die Jeſuiten Anfangs eine kurze Zeit bei den Dominicanern gewohnt, räumte ihnen Ferdinand die alte Burg Heinrichs Jaſomirgott am Hof ein, welche inzwiſchen Münzhaus, dann Carmelitenkloſter geweſen, und jetzt nur von einem einzigen blinden Prieſter bewohnt war. Die Jeſuiten ſtellten ihm vor, daß Härte weder überzeugt noch bewegt, daß Meinungen, im Innern des Menſchen wohnend, durch Todesſtrafen nicht geändert werden, daß man damit höchſtens Heuchler erzieht; daß ein Martirer für ſeine Meinung den Eifer aller übrigen Anhänger erhöht und ihre Zahl vergröſſert. Von dieſer Zeit

an ward kein Ketzer mehr verbrannt; die Heftigkeit von Ferdinands Jugend war dem Geist vermittelnder Mäßigung gewichen. Er war schon 1531 als römischer König gekrönt, und bestieg, nachdem sein Bruder Carl V. alle Kronen resignirt, 1556 den Kaiserthron. Katholiken und Protestanten mit einander auszusöhnen, die getrennte Christenheit wieder zu vereinigen, war als Kaiser sein wichtigstes Geschäft; dahin arbeitete er in Deutschland und auf dem Concilium zu Trient mit regem Eifer und größter Geduld, mit seinem ganzen Ansehen und äußerster Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich würde er bei längerem Leben seine heilbringende Absicht auch erreicht haben, hätte es sich nur noch um Lehrbegriffe und Kirchensatzungen, und nicht vielmehr um die eingezogenen Güter der katholischen Kirche gehandelt.

Ueber diese große Angelegenheit vergaß Er der kleineren nicht. Er erließ eine strenge Verordnung gegen Sterndeuter, Alchymisten und Schwarzkünstler. Fast wie bezaubernd war der Hang aller Stände zu diesen Leuten, die sie um Geld und Gut, oft um Ehre und guten Nahmen brachten. Von Ferdinand hat Wien eine vortreffliche Pestordnung und Vorschrift für die Apotheker, deren damals schon sechs bestanden, die erste Dienstbothenordnung und Straßenpolizey.

Die Jesuiten indessen verwendeten sich als Prediger und als Lehrer in Schulen, errichteten ein Seminarium von 50 Zöglingen, dienten den Kranken als Aerzte und als Krankenwärter, opferten sich

auf Missionen und in Pestzeiten. Aus fernen Ländern brachten sie neue Pflanzen, Steine und Kenntnisse; erweiterten die Naturlehre, legten Grund zur Naturgeschichte. Baumeister, Mahler und Bildhauer gab es unter ihnen. Als Muster leuchteten sie vor in Sitten und Sittlichkeit. Dadurch gewannen sie bald viele Freunde. Daß sie aber in der Folge sich so weit ausbreiteten, so viel Ansehen, so großen Besitz, so wichtigen Einfluß gewannen, das hatten sie den Protestanten zu danken. Protestanten aller Art, politische wie religiöse, äußerten bey jeder Gelegenheit entschiedenen Haß gegen die Jesuiten; katholische Landesfürsten schloßen daraus, da dieser Orden ihren Feinden so gefährlich, müsse er vorzüglich geeignet sein, geistliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten; sonach sey es ihr Vortheil und ihre Pflicht, den Orden der Jesuiten zu schützen, zu mehren und zu erheben.

Das that denn auch Kaiser Ferdinand I. bis er nach 45 jähriger Regierung 1564 nach einer langwierigen Krankheit 61 Jahre alt, am Jakobstag selig im Herrn entschlief; welchen Tag er schon zu Pfingsten als seinen Todestag vorhergesagt hatte. Er ist zu Prag neben seiner 1547 verstorbenen Gemahlinn begraben.

Ferdinand und seine Gemahlinn wurden mit einander vermählt, lange ehe sie sich gesehen hatten; es war ganz eine Ehe aus Convention; sie waren überdieß gleich an Jahren. Doch war es eine sehr

glückliche Ehe, einig in Gottesfurcht und Andacht. Anna gebar ihm 15 Kinder:

Elisabeth, (Königinn von Pohlen) 1526.
Maximilian, (nach dem Vater Kaiser) 1527.
Anna, (Herzoginn von Baiern) 1528.
Ferdinand, (in der Folge Herr von Tirol und den Vorlanden, Schöpfer der Ambraßer Sammlung) 1529.
Maria, (Herzoginn von Jülich und Cleve) 1531.
Magdalena, 1532.
Katharina, (Herzoginn von Mantua) 1533.
Eleonora, (Herzoginn von Mantua) 1534.
Margaretha, 1536.
Johann, 1538. (Starb einjährig.)
Barbara, (Herzoginn von Ferrara) 1339.
Karl, (nachmals Herzog von Steier, Kärnthen und Krain) 1540.
Ursula, 1541. (Starb zweijährig.)
Helena, 1543.
Johanna, (Großherzoginn von Toscana) 1547.

Ferdinand war erst 44 Jahr alt, als seine Gemahlinn starb; doch hatte er sie zu herzlich geliebt, um sich wieder zu vermählen. Das gottselige Leben seiner unvermählt hinterlassenen Töchter, welche es in ihrer Stiftung zu Hall unter Werken der Andacht und der christlichen Liebe beschlossen, hat Anton Passy, Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers unter dem Titel Ferdinand des I. gottgeweihte Töchter und Enkelinnen Innsbruck 1833 umständlich und erbaulich vorgetragen.

Eine ausführliche pragmatische Geschichte der Regierung Ferdinands I. wird Freiherr von Buchholz nächstens vollenden; ein Werk, das nur dem Zutritt zu Archiven, ausgebreiteten Kenntnissen und unübertrefflichem Fleiß möglich geworden.

Wien hat unter der langen Regierung Ferdinands seine Gestalt verändert, welche in dessen letzten Jahren Stätigkeit gewonnen. Es wird nicht unwillkommen sein, Einiges von den Straßen, Plätzen, Häusern, Vorstädten, wie es vor 300 Jahren war, zu vernehmen.

Die meisten Gassen hatten schon in jener Zeit ihren heutigen Namen; in älterer Zeit aber hieß die Annagasse (Pippingerstraße), die Himmelportgasse (Treibotenstraße), die Dorotheergasse (Färbergasse) und die Färbergasse (Hofgäßchen), die untere Bräunerstraße (große Rosengasse, auch Rathgasse); daher man glaubt, daß das Rathhaus eine Zeit lang in dem Eckhaus derselben gegen den Graben bestanden habe. Die Wallnerstraße hieß (Wallisch- oder Walchgasse), die vordere Schenkenstraße (Mentler- oder Wendlerstraße), die Teinfaltstraße soll eine verderbte Aussprache ihres alten Namens Domvogtstraße sein; es gibt aber eine viel natürlichere Ableitung, indem der Platz, den wir jetzt Freiung nennen, am Steinfeld, die Teinfaltstraße also wohl (Steinfeldstraße) hieß. Unter Freiung verstand man ursprünglich nur das Asylrecht der Schottner, den Umkreis um ihr, Anfangs neben dem Gasthaus zum römischen Kaiser gestandenes

Stift, in welchen Verbrecher sich retten konnten, und von dem Stadtgericht frei waren. Das Haus zum Strauß und das daneben in der Renngasse, so wie die linke Seite des tiefen Grabens bis zur hohen Brücke war leerer Platz und hieß (auf dem Mist). Die Anhöhe beim Haidenschuß gegen die Nagler- (Nadler) gasse hieß (auf dem Bühel, auf dem Kiel), der Hofplatz (Herzoghof). Der Judenplatz soll seinen Namen daher haben, daß man den Juden, die einst in Erdberg verbrannt wurden, hier das Urtheil verlesen. Zwischen der hohen Brücke und der Wipplinger- (Wildwerker) straße hieß es unter den Felbern, die Seitzergasse (bei der Hollerstauden, die Karpaunergasse), der Auwinkel (Sauwinkel), die rothe Thurmstraße (auf dem Steig), der Hafnersteig (alte Bürgermusterung). Auf den ersten Anblick scheint es ganz unmöglich, daß auf dem ziemlich steilen Hafnersteig Bürgermusterung vorgenommen worden sein könne; allein, wenn man bedenkt, daß von dem Haus zum Küßenpfenning bis über den rothen Apfel kein Haus gestanden, und daß in ältester Zeit das nachmalige Kloster zu St. Lorenz Bürgerliches Zeughaus war, findet man die Sache erklärlich. Das bürgerliche Zeughaus kam, als 1331 St. Lorenz gestiftet wurde, in das Haus zum schönen Brunn, unter Ferdinand war es schon an seiner heutigen Stelle am Hofplatz. Bei der Beschreibung des ältesten kleinen Umfangs von Wien ist bemerkt worden, daß zwischen der Fischerstiege und dem Ruprechtssteig ein dritter, nun verbauter,

Steig zur Donau hinabführte; dieser Steig hieß bei den sieben Schwibbogen, sonach möchte das später dort erbaute sogenannte Kloster der Siebenbüchnerinnen wohl eigentlich Siebenbögnerinnen geheißen haben. Es muß auffallen, daß viele Gassen Wiens ihre Namen von Gewerben haben, wenn gleich hier und da der Namen nicht mehr für sich selbst spricht; wie z. B. bei der Wipplinger (Wildwerker-Kirschner-) straße, bei der Bognergasse, wo die vor Erfindung des Schießpulvers wichtigen Pfeil- und Bogenschnitzer wohnten; weßwegen auch das Thor daneben Pfeilerthor hieß. Unter den Tuchlauben wohnten nicht Tuchhändler, die nach der Elle ausschnitten, sondern die Laubenherrn, die mit Gold- und Seidenstoffen und mit Tuch im Großen handelten; unter Ferdinand fing man schon an, sie Niederleger zu nennen. Daß die gleichen Gewerbe in einer Gasse beisammen wohnten, war ein uralter Brauch in Wien; eben so war auch jeder Feilschaft ihr eigener Marktplatz angewiesen, daher heißen so viele Wienerplätze Märkte. Der alte Fleischmarkt, Haarmarkt, Kienmarkt, Bauernmarkt, Kohlmarkt sprechen selbst aus, was sie waren; in ganz alter Zeit war der letztere auch Holzmarkt; nach Erbauung der Burg unter Leopold dem Glorreichen wurde dem Holz aus den nahen Wäldern der Platz vor dem Widmer (Holzthor) angewiesen, von welchem ein Viertel der Stadt noch den Namen hat. Das zu Wasser gebrachte Holz hatte von jeher seinen Platz an der Roßau. Der hohe Markt war der Fisch-

markt, die Trödler ſtanden auf dem Hof; der neue Markt war Getreidemarkt, der Stockameiſenplatz der alte Roßmarkt, der Burgerſpitalplatz der neue Roßmarkt, der Petersplatz der Milchmarkt, daher noch das Milchgäßchen. Die Schlachtbänke ſtanden an der Schlagbrücke. Der Stephansplatz hatte eine ganz andere Geſtalt, er war bis in die neueſte Zeit ringsherum zu verſchließen, und ward auch alle Abende verſchloſſen. In der Singerſtraße zog ſich eine Mauer von der Ecke des deutſchen Hauſes an das Kirchenmeiſteramt hinüber, mit einem Thore und einer Thür für Fußgänger; eine etwas kürzere dergleichen Mauer ſtand am Eingang der Schulerſtraße; neben dem Eckhaus des Stockameiſenplatzes ſtanden drei Häuſer, wobei die Wohnung des Regenschori von St. Stephan und der Singerknaben; daneben ein Thor, der Goldſchmidgaſſe gegenüber. An dieſes Thor ſchloß ſich eine Reihe Häuſer von nicht mehr als einem Stockwerk der Brandſtadt gegenüber, ſo daß die Gaſſe dazwiſchen ziemlich ſchmal war. In der Mitte dieſer niederen Häuſer war ein Schwibbogen auf die Brandſtadt hinüber geſpannt, welches Gebäude die Reliquien der Kirche enthielt, an beſtimmten Tagen dem Volke geöffnet wurde, und der Heiligthumſtuhl (Heilthumſtuhl) hieß. Zwiſchen dem Ende dieſer niederen Häuſer und den Biſchofhof ſtand ein gegen das Lugeck gerichtetes Thor. Der ſo ganz von geiſtlichen Gebäuden umſchloſſene Stephansfreythof war nicht eben, wie er jetzt iſt, ſondern hatte beſonders gegen die Domherrnhöfe hin eine beträcht-

liche Erhöhung, von der in älteren Zeiten manchmal die Landesfürsten zum Volke sprachen. Wo jetzt die Fiaker stehen, stand die Magdalenacapelle, und hinter dem deutschen Haus die Todtencapelle; zwischen den Strebepfeilern der Kirche waren hinter Vergitterung Todtengebeine aufgehäuft, die man ausgegraben, um neuen Leichen Platz zu machen.

Die seltsamen Namen mancher Häuser in Wien z. B. wo der Wolf den Gänsen predigt, wo die Kuh im Brett spielt, zum Esel in der Wiege, zur eisernen Birn, zur blauen Flasche ꝛc. ꝛc. bestanden schon unter Ferdinand, und schreiben sich von dem Gebrauche her, die Außenseiten der Häuser zu mahlen, und von der noch bestehenden Neigung der Wiener zum Scherz. Eben so seltsam waren manche alte Familiennamen, z. B. Schlagnitweit, Sparenkannst, Stoßinhimmel, Schabdenrießel, Küßdenpfenning ꝛc., die drei letzteren haben sich bis heute als Häusernahmen erhalten.

Von den Namen der Thore erklären sich Fischer-, Neu-, Schotten-, Burg- und Kärnthnerthor selbst; das Stubenthor, das weiter rechts am Ende der Schulerstraße gestanden, hatte nicht, wie Mehrere glauben, von den Studentenstuben (bursae), sondern von den gleich außer diesem Thor bestandenen Badstuben für Arme den Namen. Die Kreuzfahrer brachten aus dem Orient den Aussatz nach Wien, zugleich aber auch das Heilmittel mit, die warmen Bäder. Es gab deren zehn unter Ferdinand im Innern der Stadt, wovon nur noch der Namen Neu-

bad übrig ist. Vom rothen Thurm ist keine Spur mehr vorhanden, er stand noch bei älterer Menschen Gedenken links an dem sogenannten Müllerischen Cabinet; war von Maximilian I. gebaut, und bekam den Namen von seinem rothen Ziegeldach. Früher war er ein nicht fahrbarer Thurm, wie der am Müllerischen Cabinet rechts gestandene, unter M. Theresia abgebrochene Fachthurm, und der Krötenthurm, aus dem die Pforte beim rothen Apfel geworden ist. die Haupteinfahrt in die Stadt war vor Maximilian durch das Werderthor. In dem rothen Thurm hoch oben hing eine Speckseite; ihre wirkliche Bedeutung ist verloren gegangen; vielleicht eine verunglückte Beziehung auf die Juden, die zuerst die Leopoldstadt bevölkerten. Unter den scherzliebenden Wienern aber hat sich die Sage erhalten, die Speckseite sei schon bei Erbauung des Thurms für denjenigen Wienerbürger aufgehängt worden, der seine Frau nicht fürchtet; ein Einziger habe es einst prahlend unternommen, sei aber von halber Höhe wieder herabgestiegen, um ein Tuch vorzubinden, damit er nicht mit beschmutzter Kleidung nach Hause komme.

Von den Vorstädten ist billig zuerst die Leopoldstadt als die älteste und größte zu nennen. Unter Ferdinand floß die Donau schon lange nicht mehr, wie zu den Zeiten der Römer, an den Mauern Fabiana's; außerordentliche Ueberschwemmungen, besonders in den Jahren 1118, 1126, 1172, 1193, 1195 und 1210 hatten sie in mehrere Arme zersplittert, wovon nur einer an der Stadt blieb. Von die-

sen verheerenden Fluthen wurden viele früher bekannte Dörfer bis auf die letzte Spur hinweggerissen, Korneuburg von Klosterneuburg und die Roßau von der Leopoldstadt getrennt. Es ist unmöglich, genau anzugeben, was für Inseln zwischen Wien und dem Marchfeld vor 300 Jahren bestanden, wie sie geheißen, wie sie begränzt, und wessen Eigenthum sie gewesen. Das wissen wir aber gewiß, daß die Leopoldstadt und die Roßau zu diesen Inseln gehört, und damals noch keinen anderen Namen gehabt, als im untern Werd (Insel) und im obern Werd. Wolfgang Schmelzel, ein Leipziger Student, der nach Wien kam, um da sein Glück zu suchen, und Schulmeister bei den Schottnern wurde, gibt in seinem Lobgedicht auf die Stadt Wien 1563 die Länge der Donaubrücken folgendermassen an: die erste Brücke vom Marchfeld herein, damals die Wolfsbrücke genannt, hatte 13 Joch und war 260 Schritt lang; dann folgte bald eine zweite kleine Brücke mit 8 Joch und 160 Schritt lang; dann mehrere ganz kleine Brücken; darauf die dritte große Brücke mit 30 Joch, 500 Schritt lang; von dieser kam er erst auf den alten Tabor, wo er die Mauth zahlen mußte; endlich die vierte die Schlagbrücke mit 5 Joch und 96 Schritt lang. Zur vergleichenden Uebersicht, wie der Stromlauf sich seither geändert hat, folgen hier die gegenwärtigen Brückenlängen: die erste Brücke vom Marchfeld herein ist streng genommen die Brücke über die schwarze Lacke zu Jedelsee, 115 Schritt lang; die zweite ist jetzt die große

mit 26 Joch und 362 Schritt lang; die dritte mit 10 Joch ist 220 Schritt lang; eine vierte über das Fahnstangenwasser ist 212 Schritt lang, jetzt ein Damm und das Wasser ausgetrocknet; die Schlagbrücke ist jetzt die fünfte mit 1 Steinjoch und 90 Schritt lang. Man sieht hieraus, daß der Hauptstrom sich seit 300 Jahren um eine große Strecke dem weichen Boden des Marchfeldes genähert hat, also 1000 Jahre früher wohl ganz an der Hügelreihe von Nußdorf bis Erdberg geflossen ist. Im Mittelalter heißt diese Gegend die alte Donau, und durchaus findet man noch in der Tiefe von 3 bis 14 Fuß das alte Flußbett. Bei dieser Gelegenheit sind zwei Namen zu berichtigen. In dem Bestreben hochdeutsch zu sprechen hat man aus Eipeldau Leopoldau gemacht, es hat aber niemals so geheißen, sondern sein alter Namen ist Alpiltau; was in gemeiner österreichischer Mundart Eipeldau wird. Der Namen Tabor stammt aus dem Hussitenkrieg her, die daselbst eine Verschanzung hatten. Die Hussiten, wie die Puritaner in Schottland und England, hatten immer den Mordstahl und die Brandfackel in den Händen und Worte der heiligen Schrift im Munde; so nannten sie denn auch ihre festen Plätze überall Tabor.

Einst waren also die Roßau und die Leopoldstadt eine zusammenhängende mit Wald bedeckte Insel. Nachdem eine gewaltsame Veränderung des Flußbettes sie von einander getrennt, war die Roßau keine Insel mehr, behielt aber noch lange den Namen

im obern Werd, bis ſie, durch kein Waſſer mehr von der Stadt geſchieden, ſich zu einer Vorſtadt bildete; die ihren Namen erhielt, weil man ihren unmittelbaren Zuſammenhang mit der Stadt zuerſt zur Roßweide benutzte. Dieſe ganze alte Roßau iſt aber bei der erſten türkiſchen Belagerung verſchwunden, und nur die Leopoldſtadt allein ſteht auf der alten Stelle, wo ſie entſtand.

Schon in ganz alter Zeit ſtand die Schlagbrücke; jenſeits derſelben ſtanden längſt dem Ufer Hütten von Fiſchern und Schiffleuten. Ueber die Brücke trieben die Bürger ihr Vieh auf die Weide, und allmählig entſtanden Maierhöfe. In den goldnen Tagen Leopolds des glorreichen konnten ſich die Wiener ihrem Hang zum Vergnügen überlaſſen; neben den Maierhöfen bauten ſie ſich Häuſer mit Ausſichten in die ſchönen Auen und ihre mit hohen Bäumen gezierten Wieſenplane und Waſſerparthien, legten Gärten an, worin ſie berühmt waren, wie denn auch die erſten Tulpen von Wien nach Holland kamen. So verbanden ſie mit einer einträglichen nahen Landwirthſchaft das Vergnügen von Gärtnerei, Waſſerfahrten, Jagd und Fiſchfang. Als die vorzüglichſten Beſtandtheile des untern Werd kommen in alten Zeiten vor: 1) die Wolfsau, jetzt Brigittenau, 2) die Taborau, in der Gegend des Augartens, wird auch ſpäter Schottenau genannt; 3) die Rohrſchütt mit dem Schildgraben, zwiſchen dem Augarten und der Haide. Conrad Reicholf und ſeine Hausfrau Katharina, dann Hanns und Paul Syrfeyer

ſtifteten 1377 dieſe Gegend, wo das Bräuhaus ſteht, mit ihrem Maierhof und Garten, Wieſen und all ihrem Gut zum Bürgerſpital. 4) Die Heide, hat zum Theil ihren Namen noch; 5) die Baderinſel, von der Haide bis zur Donau; 6) unter den Felbern hieß die Gegend von der Donau bei der Schlagbrücke bis zum ſchwarzen Bären hinauf; 7) das Stadtgut iſt ohne Zweifel jene Beſitzung im untern Werd, welche einſt Herzog Wilhelm ſeinem getreuen Gefährten Lorenz geſchenkt, und dieſer der Stadt verkauft hat; 8) die Venedigerau, jetzt die Jägerzeil. Alte Benennungen in der Leopoldſtadt ſind ferners: der obere Fall beim ſcharfen Eck, der untere Fall bei der Schlagbrücke, von da längſt dem Ufer hinab das hangende Ort, weiter unten der Gries, dann die Schütt (das Schüttel). Der Namen Prater kommt unter Ferdinand I. noch nicht vor. Die Habsburgiſchen Landesfürſten insbeſondere verliehen den Anſiedlern im untern Werd ſo weſentliche Begünſtigungen, daß ungeachtet wiederholter feindlicher Einfälle und unzähliger Ueberſchwemmungen, aus jenen, von verſchiedenen Waſſergraben durchſchnittenen Auen eine Vorſtadt Wiens geworden iſt, welche durch ihre Ausdehnung, Bevölkerung, Schönheit und Wohlhabenheit an und für ſich eine anſehnliche Stadt ſein würde.

Die übrigen Vorſtädte, mit Inbegriff der Roßau, fand Ferdinand nicht auf eben der Stelle, wo ſie heute ſtehen, ſondern ganz an die alte Stadtmauer angebaut. Sie hörten ungefähr dort auf, wo

ſie jetzt anfangen. Als nach der erſten türkiſchen Belagerung ordentliche caſamattirte Feſtungswerke und Baſtionen außer der alten Stadtmauer erbaut, ein breiter Graben und bedeckter Weg hergeſtellt worden, wurde auch verboten, auf 50 Klafter Entfernung von demſelben ein Haus zu bauen. Damit verſchwanden die, ohnehin vor der Belagerung abgebrochenen und abgebrannten, alten Vorſtädte ganz und gar. Erpurg (Erdberg) war ein herzogliches Schloß und Maierhof. Von der Schlagbrücke am Ufer hinab wohnten die Fleiſchhauer, neben ihnen die Gärber, daher untern Weißgärbern. Die Landſtraße, die Ungargaſſe, der Rennweg waren nichts als wirkliche Straßen und Wege durch Weingärten von außen her zur ſteinernen Brücke, die 1400 unter Albrecht IV. erbaut wurde; was da von Vorſtadt beſtand, hieß außer dem Stubenthor. Zwiſchen dem Burg- und Kärnthnerthor längſt der Wien hieß die Vorſtadt, die nicht mehr iſt, die Wieden. Was jetzt zu derſelben gehört, Margarethen, Matzelſtorf, Nikolsdorf, Reinprechtsdorf, Hundsthurm, Hungelbrunn, Lorenzer- und Schaumburgergrund waren Dörfer und Maierhöfe außer den Vorſtädten, und weiter entfernt, als z. B. jetzt Döbling, Währing und Hernals. Conrathswerth (das Freihaus) war eine den Grafen Stahremberg gehörige Inſel, zwiſchen zwei Armen der einſt waſſerreichen Wien. Die Schleifmühle iſt älter als die ganze Vorſtadt. Die Panigl- (Plenkler-) gaſſe ſteht zum Theil auf dem alten, die Vorſtadt umſchließenden

Graben. Wenn man den Getreidmarkt und seine Umgebung betrachtet, so bleibt kein Zweifel, daß da die Laimgrube war; der Ziegelschlag erstreckte sich bis an die Wien. Vor der türkischen Belagerung stand aber dort herum noch das Spital St. Merten, und Kirche und Kloster St. Theobald (Diepold); weiter gegen die Stadt mehrere sogenannte Frauenhäuser. Auf der Anhöhe ober der Laimgrube standen Windmühlen; die Gegend, wo das Theater steht, hieß der Saugraben. Der Magdalenagrund hat seinen Namen, weil er zur Magdalenacapelle am Stephansfreithof gestiftet war; ehe da aufgeräumt und bessere Häuser gebaut worden, hieß er das Ratzenstädtel. Vom rechten Ufer der Wien bis hinüber an die Donau waren durchaus Weingärten. Herrn von Gumpendorf waren schon vor 700 Jahren bekannt; unter den Römern in der alten Vindobona muß es eine ausgezeichnete Gegend gewesen sein, indem man da sehr viele römische und auch jüdische Denkmähler gefunden. Nicht ferne von Gumpendorf stand das Dorf Schöff, wo schon in jener Zeit, die zu Lande heimkehrenden oberösterreichischen Schiffleute (Schöffleute) ihre Herberge hatten; heute ist es Mariahilf. Von da rechts hinüber durch alle Schottengründe, die Josephstadt, Alservorstadt, bis wieder zur Donau, war unter Ferdinand, wenige Wohnungen abgerechnet, Alles nur Feld. Aeltere Menschen haben das Schottenfeld und das Breitenfeld noch ganz ohne Häuser gesehen, wo jetzt über 20,000 Menschen wohnen. Was jetzt Spitelberg heißt, war ein Theil der

Hutweide auf dieſer Seite; Wolf Kirchberger ein Wienerbürger übernahm ihn in vieljährige Pachtung, baute ſich einen Maierhof, cultivirte den Grund, wodurch ihm ein Stück davon entbehrlich wurde, das er auf Bauplätze zertheilte. Kroaten und Ungarn ſiedelten ſich vorzüglich da an; ſo entſtand der Namen Kroatendörfel, welcher blieb, bis es an das Bürgerſpital kam. Die Vorſtadt St. Ulrich hieß einſt das Gut Zaismannsbrunn, und gehörte dem reichen Wienerbürger Dietrich, der noch unter den Babenbergern dort eine Kirche zu Ehren des Augsburgerbiſchofs St. Ulrich 1211 baute und mit Stiftungen verſah. Das Stift Schotten tauſchte ſie 1302 gegen Mariaſtiegen ein; unter Ferdinand lag ſie in Trümmern. Ein Sturmwind hatte ſie 1474 eingeſtürzt, der Pfarrer, ſein Caplan und über 30 Menſchen wurden erſchlagen. Die jetzigen Häuſer Nr. 4, 5 und 6 von St. Ulrich bildeten ein Ritterſchloß, mit einem Graben umgeben, Neudeck genannt, deſſen Gründe bis zu der eiſernen Frauenſäule am Stadtgraben neben dem Burgthor reichen; auch ſeit 1695 dem Stift Schotten gehörig. Am ganzen Altlerchenfeld, Strozziſchen Grund und Joſephſtadt, wo jetzt 19000 Menſchen wohnen, ſtand unter Ferdinand nichts als ein großer Maierhof, der rothe Hof genannt; gegenwärtig in 12 Häuſer zerſtückt. Ob das Lerchenfeld vom Lerchenfang oder von einem dageſtandenen Lerchenwald den Namen hat, iſt zweifelhaft; doch letzteres wahrſcheinlicher, weil in Urkunden der Ausdruck das dürre Lerchenfeld vor-

kommt, und der Wald einst bis auf den Stock am Eisen sich erstreckte. Die Josephstadt wurde Kaiser Joseph I. zu Ehren so genannt und erst 1701 zu erbauen angefangen. Marchese Strozzi, der auf seinem Freigrund im Altlerchenfeld einen Pallast erbaute, und ihn mit einem großen Garten umgab, das Uebrige auf Häuserbau zerstückte, gab dem Strozzischen Grund den Namen. Der Alser- (nicht Alster-) grund hat seinen Namen vom Alserbach, der von Hernals in die Donau fließt. Es sei vergönnt, hier zu bemerken, daß unter den Babenbergern eine Familie der Herren von Als lebte, welche ihre Herrschaft Als 1264 an die deutschen Herrn zu Wien verkauften, und daß auf diese Art der Namen Herrnals entstand. Die heutige Alsergasse wurde erst unter Leopold I. gebaut; unter Ferdinand I. war sie größtentheils freies Feld und hieß bei den sieben Hofstätten. Am Alserbach erstreckte sich ein Dorf bis einschlüßig des später sogenannten Thurygrundes; das hieß Siechenals von den mehreren dort befindlichen Anstalten für Gebrechliche, wie das Versorgungshaus zum blauen Herrgott, der alte Contumazhof (jetzt das Irrenhaus) das Lazareth, vielleicht einst das Kloster des heiligen Severin St. Johann am Alserbach. Die alte Alsergasse fing unmittelbar beim Schottenthor an, und endete bei der gegen den Alserbach gerichteten Ecke des rothen Hauses. Das Salzburgische Stift Michaelbayern besaß die Capelle St. Gertrud in Währing und Grundstücke bis an die Als herein seit seiner Stiftung im Jahre 1072; doch stand

unter Ferdinand kein Haus darauf. Auch nur wenige in Alt-Lichtenwerd, einem entfernten Dörfchen, woraus in neueren Zeiten Lichtenthal geworden ist. Der Himmelpfortgrund hieß der Sporkenbühel, und war ein dem Frauenkloster zur Himmelspforte gehöriger Weingarten. Der Thury ist der größere Theil des bei der türkischen Belagerung gänzlich zu Grunde gerichteten Dorfes Siechenals, welchen schon 1564 Johann Thury ein Hofdiener und Ziegelschaffer wieder aufzubauen angefangen hatte. Von der Roßau kann man ebenfalls sagen, daß sie unter Ferdinand I. aufgehört hat, wo sie jetzt anfängt. Des Fischerdörfchens vor dem Werderthor ist schon erwähnt worden. Nebst diesem zog sich eine belebte Gasse vom Schottenthor an die heutige Dreimohrengasse, und wurde die Neuburgergasse genannt von dem darin gestandenen Klosterneuburgerhof; daneben befand sich auch das alte Magdalenenkloster. Das Alles sammt dem Fischerdörfchen ist durch die türkische Belagerung und den darauf gefolgten Festungsbau auf immer verschwunden. Der Althannische Grund, in jener Zeit ein Stück des oberen Werd, hat seinen Namen von dem Grafen von Althann, der unter Leopold I. da einen Pallast baute, und einen großen Garten anlegte; diese Besitzung aber bald darauf an den Magistrat verkaufte, der den Garten auf Bauplätze verstückte.

So wie Wien in früheren Zeiten aus jedem Unglück, selbst aus gänzlichen Verfall sich herrlich wieder emporhob, so erholte es sich auch bald von

dem Schaden, den es bei der türkiſchen Belagerung gelitten. Der obenerwähnte Schottner Schulmeiſter Wolfgang Schmelzel ſtellt in ſeinem, eben in Ferdinands Todesjahr geſchriebenen Lobgedicht auf Wien ein Bild von deſſen wiedergekehrten Wohlſtand auf. Er beſchreibt ſeine Ankunft über die Brücken herein; in der Schottenau ſah er große Herren mit goldenen Ketten, die auf türkiſchen und ſpaniſchen Pferden Ritterſpiel trieben, dann viele Bürger und Kaufleute, die ſpazieren ritten und gingen. Bei der Schlagbrücke ſah er die Galeeren, deren Mannſchaft im Feuer exercirte, und die ſo ſchnell ſtromaufwärts fuhren, daß er ſich verwunderte; auch großen Handel auf der Donau ſah er.

»Der Kaufleut' Knecht, die zogen,
Trugen voll Geld, daß ſie ſich bogen. — — —
Wer ſich zu Wien nicht nähren kann,
Iſt überall ein verdorbner Mann.
Wie mancher fremder armer Knecht
Fand Ehr' und Gut zu Wien mit Recht. — — —
Mehr Muſikus und Inſtrument
Find't man gewiß an keinem End. — — —
Und wie ich b'ſah die Stadt mit Fleiß,
Glaubt ich, ich ſei im Paradeis.«

Maximilian II.

Viele Staatsmänner halten Theilungen großer Monarchien unbedingt für nachtheilig, doch thaten es die ausgezeichneteſten Herrſcher, Carl der Große,

Theodosius, Constantin der Große, Diocletian. Es hatte allerdings üble Folgen; allein, wenn wir die Geschichte aufmerksam betrachten, entsprangen diese üblen Folgen nicht sowohl nothwendig aus der Theilung selbst, als aus dem Mangel des Herrschertalentes bei den Nachfolgern. Wenigstens fand die Welt sich nichts gebessert, als Constantius die ganze Monarchie seines Vaters Constantin des Großen wieder vereinigte, und als Carl der Dicke alle Kronen Carls des Großen in Händen hatte. Dagegen waren Theodorich, Otto I., Friedrich I., Carl V. mit ihrem Theil der fränkischen Monarchie große gefürchtete Herrscher. Carl V. theilte ja selbst mit seinem Bruder, noch ehe dieser König von Ungarn und Böhmen war.

Solche Betrachtungen, und die Ueberzeugung von den vortrefflichen Eigenschaften seiner Söhne, haben ohne Zweifel auch Ferdinand I. bewogen, schon 1554 eine Anordnung zu treffen, kraft welcher sein Erstgeborner, Maximilian in Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Mähren und Schlesien, der zweite, Ferdinand in Tirol, Vorarlberg, und den übrigen Besitzungen in Schwaben und Elsaß, der dritte, Carl in den drei innerösterreichischen Herzogthümern Steier, Kärnthen und Krain dem Vater nach seinem Tode nachfolgten. Würdig zeigten sich alle drei der hohen Stellen, wozu sie berufen waren.

Maximilian II. bei seinem Regierungsantritt schon 37 Jahr alt, war wie sein Vater auch in Spa-

nien erzogen, und von den gelehrteſten Männern unterrichtet. Dieſer ſeltne Fürſt verband mit den ausgezeichneteſten Gaben des Geiſtes und des Gemüthes auch, gleich ſeinem Vater vorzügliche körperliche Schönheit. Er zeigte ſich ſchon in jungen Jahren ſo verſtändig und tapfer, daß Carl V. bei ſeiner oftmaligen langen Abweſenheit von Spanien, nicht dem eigenen, ſelbſt um einige Monate älteren Sohn **Philipp**, ſondern unſerm Maximilian die Statthalterſchaft anvertraute; auch ſein liebſtes Kind **Maria** ihm zur Gemahlinn gab. Bei dem Ruf, der vor ihm herging, fand er wenig Anſtand, den Kaiſerthron zu beſteigen, und er behauptete ihn rühmlich während ſeiner ganzen, leider nur kurzen Regierung.

Ferdinand konnte in ſeinem ganz katholiſch und ruhig gebliebenen Tirol ſich ungeſtört ſeiner Neigung für Künſte und Kenntniſſe überlaſſen. Die Ambraßer Sammlung, beſonders ihre Kunſtwerke und Manuſcripte, geben ein redendes Bild von dieſem ſeltnen Fürſten. In eben dieſer Sammlung befindet ſich das Porträt ſeiner erſten Gemahlinn Philippine Welſerinn, an deſſen Aehnlichkeit man alſo nicht zweifeln darf. Es zeigt keine ſo blendende Schönheit, um der Schönheit wegen allein eines Kaiſers Schwiegertochter zu werden, man darf glauben, daß vorzüglich nur gebildeter Geiſt und edle Sitte die Bürgerstochter auf den Thron gehoben haben.

Carl vertheidigte tapfer ſeine ſtark bedrohte

Gränze gegen die Türken, war ein musterhafter Familienvater, ein trefflicher Gesetzgeber. Zu einer Zeit z. B. wo man in ganz Deutschland, ja wohl in ganz Europa an Goldmacher, Wahrsager, Zauberer und Hexen glaubte, findet man in seinem Landrecht (Polizei- und Strafgesetz) die unerwartete, und einen, seinem Jahrhundert vorleuchtenden Geist verrathende Anordnung, Leute, welche das Volk glauben machen, daß sie übernatürliche Kräfte und geheime Wissenschaften besitzen, sollen als Betrüger streng bestraft werden. Von ihm ist auch das Gesetz, daß kein Richter auf Spielschulden erkennen soll; daher wurden sie Ehrenschulden genannt. Seine Kleiderordnung setzt eine Pracht bei allen Ständen voraus, wie man sie in neueren Zeiten kaum glaublich findet, und diese Pracht gibt Zeugniß von dem allgemeinen Wohlstande unter seiner Regierung.

Maximilian wurde mit allgemeinem Jubel empfangen, als er bereits zum König von Böhmen erklärt, mit seiner Gemahlinn noch bei Ferdinands Lebzeiten nach Wien kam. Unter vielen öffentlichen Freudenbezeugungen war eine, die gleichmäßig den Reichthum, die Kunsterfahrenheit und den grandiosen Sinn der Wiener beweiset; der Stephansthurm war von unten bis an die Spitze mit Laternen beleuchtet. Mit Maximilians zahlreichem Gefolge kam auch ein Elephant, der erste in Wien. Man kann sich den Zulauf denken, die Abbildung dieses Elephanten war noch in unsern Tagen am untern Eckhaus des Grabens zu sehen.

Maximilian II., als er zur Regierung kam, nahm sich seinen Ahnherrn Maximilian I. und seinen Vater Ferdinand I. zum Muster. So wie der Erste arbeitete er darauf hin, die Türken nicht nur aus Ungarn, sondern ganz aus Europa zu treiben, und wie der Andere ließ er es sich sorgfältig angelegen sein, die getrennten christlichen Religionsparteien wieder zu vereinigen. Um diese seine großen Absichten zu erreichen, schloß er ein Bündniß mit Rußland und schickte Gesandte nach Persien. Die Wiedervereinigung der Christen hoffte er mit großer Zuversicht. Er hatte Verfolgung der Protestanten nie geübt, selbst nie geäußert. Er glaubte sie damit sich geneigt gemacht zu haben. Um sie von seiner Unparteilichkeit zu überzeugen, gestattete er der Stadt Wien und dem Landadel freie Religionsübung. Im Auslande hatte sein Bemühen Erfolg; Rußland und Persien erklärten sich bereit zu gleichzeitigem Angriff. Nicht so gut ging es im deutschen Reich, und eben so wenig in den Erbstaaten. Der religiöse Protestantismus war in den politischen übergegangen; man schrieb und predigte nicht mehr um zu lehren, sondern um seinen Anhang zu vergrößern; es war nicht mehr so viel darum zu thun, sich des Papstes und der Beschränkungen der katholischen Lehre zu entledigen, als vielmehr die Macht des Kaisers und alle Schranken niederzustürzen. Das Beispiel der Fürsten, welche Klöster öffneten, was nicht selbst davon lief, verjagten, die Güter einzogen; das Beispiel von Bischöfen und Prälaten, welche das

Kirchengut in ihr Eigenthum verkehrten, wirkte gewaltig. Die Luſt, ſich an fremdem Gut zu vergreifen, wurde allgemein. Derſelbe Geiſt, welcher allerwärts und jederzeit bei Revolutionen ſich zeigt, beherrſchte auch damals die Neuerer. Unaufhörliche Klagen über Unterdrückung, Verfolgung, Deſpotismus, mit keiner Schonung, keinem Zugeſtändniſſe zu ſtillen; dann bei erreichter Macht feindſelige Unterdrückung, grauſame Verfolgung, eiſerner Despotismus.

Als Maximilian den Fürſten des deutſchen Reiches ſeine Abſicht, die Türken aus Europa zu vertreiben vortrug und ihnen zeigte, daß bei der Schwäche des Sultans Selim, bei der inneren Zerrüttung Frankreichs, das Unternehmen in Verbindung mit Rußland und Perſien nicht mißlingen könne, wenn ſie ihm ein bedeutendes Heer beiſtellten; da fand er das Reich, von innerem Zwiſt zerriſſen, weniger als je eines einmüthigen Entſchluſſes fähig. Die Proteſtanten antworteten ſogar in der Blindheit des Haſſes, ſie hätten von den Türken weniger zu beſorgen als von dem Papſte. Und in eben dieſem Geiſte riethen die bereits größtentheils proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs lieber die Jeſuiten zu vertreiben als die Türken.

So ſah ſich denn der Kaiſer außer Stande, ein deutſches Heer aufzubringen. Auch von dem mächtigen Spanien hatte er keinen Beiſtand zu erwarten; denn Philipp II. konnte während ſeiner ganzen langen Regierung den Vorzug nicht vergeſſen, den

Carl V. dem jungen Maximilian zugeſtanden hatte; und es ſtimmte deſſen ſanfte Behandlung der Proteſtanten mit der rauhen Strenge Philipps gegen ſie ſchlecht zuſammen. Maximilian verſchob ſeine große Idee auf beſſere ruhigere Zeiten, die er nicht erlebte; ſchloß Frieden mit Selim und Zapolya und wendete ſich mit deſto größerem Eifer zu ſeiner zweiten Abſicht, zur Vereinigung der Religionsparteien. Leider eben ſo vergeblich! Es iſt eine ſonderbare, und doch faſt allgemeine Eigenheit der Menſchen, daß man diejenigen vorzüglich liebt, denen man Gutes erwieſen, ſo wie man vorzüglich jene Blumen pflegt, die man ſelbſt gepflanzt; dagegen aber mit Solchen ſich nicht leicht aufrichtig verſöhnt, denen man großes Unrecht angethan. Man fürchtet immer Wiedervergeltung, und wo man ſich überzeugt, daß der Beleidigte großmüthig oder um Gotteswillen vergeben hat, findet man ſich gedemüthiget. Dem ſtolzen Menſchenkind iſt Demüthigung unerträglich, er ſucht Gründe den Beleidigten zu haſſen, damit das zugefügte Unrecht gerechtfertiget erſcheine. So entflammten die proteſtantiſchen Prediger überall den Haß gegen die Katholiken, indem ſie die Unwiſſenheit, Zuchtloſigkeit, die Habſucht und den Stolz der Geiſtlichen, die Ueppigkeit, Trunkenheit, Spielſucht, Kleiderpracht der Laien mit den lebendigſten Farben ſchilderten. Die katholiſchen Prediger fehlten nicht weniger, indem ſie Gleiches mit Gleichem zu erwiedern trachteten, und allen möglichen Schimpf über ihre Gegner ausgoſſen. Wechſelweiſe übergaben ſie

einander als Götzendiener und Ketzer der Hölle, und das Evangelium der Liebe wurde mit erbittertem Haß gepredigt. Ueberdieß waren die Protestanten schon in Secten zerfallen, die von einander weiter abstanden als die Lehre Luthers von der katholischen, und wollten von dem Kirchengute nichts zurück erstatten; die Katholiken dagegen wollten nicht erkennen, daß die ihnen gemachten Vorwürfe nicht ganz ungegründet waren, und konnten keinen Verlust verschmerzen, um des Kaisers heilsame Absicht damit zu befördern. So wurde von keiner Seite seinen Bemühungen entgegen gekommen.

Maximilian hielt indessen streng auf den Landfrieden in Oesterreich sowohl als im deutschen Reiche. Wilhelm von Grumbach und zwei andere fränkische Edelleute ermordeten den Bischof von Würzburg. Daß der Ermordete ein katholischer Bischof war, galt bei Johann Friedrich, Herzog von Sachsen für zureichenden Grund, die Mörder in Schutz zu nehmen. Man warnte ihn, daß er dadurch Theilnehmer an dem Verbrechen des Landfriedensbruches werde, man forderte die Auslieferung der Mörder; er verweigerte sie und rüstete sich. In die Acht erklärt, widersetzte er sich mit gewaffneter Hand. Er wurde geschlagen, gefangen, die drei Mörder hingerichtet; er des Herzogthums entsetzt, und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Auf einem offenen hohen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopf, von Reitern umgeben, wurde er im Mai 1567 durch ganz Wien vom rothen Thurm bis in die Burg und

von da in sein Gefängniß zu Stadt Steyer geführt, wo er sein Leben nach 28 Jahren beschloß. Wenn ein theilnehmendes Herz von diesem Schauspiel des Unbestandes irdischer Hoheit sich beklemmt fühlt, so wird es treue Liebe wieder erquicken. Des Herzogs Gemahlinn die Pfalzgräfinn Elisabeth hat durch 28 Jahre seine Gefangenschaft bis zu seinem Tod mit ihm getheilt.

Das Bestreben nach Religionsveränderung wurzelte auch in Frankreich, und trug bald seine böse Frucht, den Bürgerkrieg. Der Fanatismus, welcher den Bürgerkrieg schrecklicher macht als jeden andern, erzeugte die gräuliche Bartholomäusnacht zu Paris, in welcher Protestanten, wo man sie fand, erschlagen und erschossen wurden. Man sagt, daß Heinrich, der jüngere Bruder des ebenfalls noch jungen Königs Carls IX., ein vorzüglicher Urheber dieser Missethat im Großen war, welche den Katholiken zu gerechtem Vorwurf und höchsten Nachtheil gereichen mußte; wie sie denn auch der Kaiser laut und streng mißbilligte. Neun Monate später wählten die Pohlen, nachdem mit Sigmund August, Ferdinands I. Schwiegersohn der Stamm der Jagellonen ausgestorben war, diesen französischen Prinzen Heinrich zum König, und er nahm Besitz von dieser Krone. Nach einem Jahr jedoch 1574 starb sein älterer Bruder Carl IX., und der Thron von Frankreich war für ihn erledigt. Beide Reiche konnte er nicht vereinigen, Paris gefiel ihm besser als Krakau, eine hohe Meinung von sich selbst machte ihn glau-

ben, daß die Pohlen ihn mit gutem Willen nicht würden ziehen lassen; er wußte sich also keinen besseren Rath als der Welt das seltsame und komische Schauspiel zu geben, daß er verkleidet, Pflaster über einem Auge, mit falschem Bart, bei Nacht einem Königreich davon lief. Er kam nach Wien, Maximilian empfing ihn als Heinrich III. König von Frankreich. Während den fünf Tagen seiner Anwesenheit war täglich Jagd, Vormittag im Thiergarten des Neugebäudes bei Simmering, Nachmittag im Prater, Mittags große Tafel, Abends Ball bei Hof. Heinrich III. hatte alle Eigenschaften eines galanten Prinzen, sehr wenige eines würdigen Königs; in dem Bewußtsein seines Antheils an der Bartholomäusnacht, plagte ihn überall die Furcht, von den Protestanten ermordet zu werden. Er wurde daher von dem reichen und gewaltigen kärnthnerischen Freiherrn Khevenhüller mit großem Gefolge bis an die Gränze des Venetianischen Gebietes begleitet. Er entging seinem Schicksal doch nicht. Mit drei Brüdern starb das regierende Haus Valois in Frankreich aus. Franz II. lebte an der Seite der schönen Maria Stuart durch zwei Jahre ein freudenvolles glänzendes Leben, als er 1560 in blühender Jugend kinderlos starb, und Maria weinend in die Nebel von Schottland zurückkehrte. Carl IX. folgte als König; 1570 zu Ende Novembers vermählte er sich mit Elisabeth, Maximilians II. Tochter, und starb am 20. Mai 1574 nach kurzer kinderloser Ehe. Nun kam die Krone auf Heinrich III. Stürmisch und un-

glücklich war seine fünfzehnjährige Regierung, er mußte von Paris flüchten, ermordete die, um Thron und Reich hochverdienten Guiſen, wurde excommunicirt, ſchlug ſich verzweifelnd zu den Proteſtanten, belagerte mit ihnen Paris, und wurde von einem Katholiken ermordet. Welch ein Schickſalswechſel zwiſchen dem älteſten Bruder und dem jüngſten!

Die Königinn Eliſabeth, Maximilians Tochter, war mit 20 Jahren Witwe geworden. Philipp II. und Heinrich III. boten ihr Hand und Thron an, ſie ſchlug beide aus, und ging nach Wien, um ein Kloſter zu ſtiften, und da ihr Leben zu beſchließen. Sie that das nicht aus witiblichen Schmerz, denn Carl IX. war nicht gut, und von höchſt unangenehmer Bildung; ſie that es aus frommen Eifer. Ihre Koſtbarkeiten machte ſie zu Geld, und verwendete all ihr Hab und Gut, um das Kloſter für 60 Nonnen mit unbeweglichen Gütern zu ſtiften. Sie kaufte das Haus des ſiegreichen Vertheidiger Wiens Grafen Niklas Salm und das Hofkirchenifche Haus daneben, eine Gräfinn Kuhn ſchenkte ihren daran ſtoßenden Garten dazu. Der Königinn Oheim Carl Erzherzog von Inneröſterreich überließ ihr die ihm zugefallene Stallburg, welche an der obern und untern Ecke mittelſt einer Mauer mit dem Kloſtergarten und Gebäude verbunden wurde. Da wohnte Eliſabeth während des Baues, da wohnten auch die 1580 unter der Obedienz des Beichtvaters der Königinn von München gekommenen erſten ſieben Nonnen. Der ganze Bau des Kloſters und der Kirche wurde

erst im October 1582 fertig. Die Kirche wurde zu Ehren Mariä der Königinn der Engeln eingeweiht, daher und weil das Kloster von einer Königinn gestiftet war, hieß es das königliche Kloster. Sie setzte die erste Abtissinn Ursula von Kühbach ein; die Nonnen bezogen das Kloster am 27. October 1582. Am 4. December darauf verließ Elisabeth die Stallburg, zog in das Kloster, nahm den Schleier, und lebte als eifrige und gehorsame Nonne, bis sie am 22. Jänner 1592 im 38. Jahr ihres Alters starb. Ihr Lieblingsbild, das sie aus Frankreich mitgebracht, eine getreue Copie jenes Bildnisses zu Rom, welches man dem Evangelisten Lucas zuschreibt, und vor dem sie bei den Gräuelscenen, welche sie in ihrem kurzen traurigen Ehestand erlebte, oft Trost gefunden, ließ sie der Abtissinn. Dieses Bild befindet sich jetzt auf dem Hochaltar der Augustiner Pfarrkirche. Nach 200 Jahren 1782 hob Joseph II. das Kloster auf, die Verbindungsmauern mit der Stallburg wurden abgebrochen, Kirche, Kloster und Garten verkauft. An ihrer Stelle stehen jetzt die Kirchen der Evangelischen und der Reformirten, und der Pallast auf dem Josephsplatz, den Graf Fries erbaute. In dem ersten Hof dieses Pallastes ist noch ein Baum des Klostergartens erhalten.

Bei Erwähnung der Anwesenheit Heinrichs III. von Frankreich in Wien ist das erstemal der Namen Prater vorgekommen. Maximilians II. einziges Vergnügen war die Jagd; um sich nicht weit von der Stadt und seinen Regierungsgeschäften zu entfernen,

kaufte und pachtete er einen von Donauarmen umschlossenen Theil der weitläufigen um diesen Strom noch bestehenden Auen; und sperrte ihn als Jagdbezirk. Da er in Spanien erzogen, und die spanische Sprache ihm die geläufigste war, ist es ganz natürlich, daß er diesen Jagdbezirk la Pradéra nannte, was im Spanischen die Aue heißt. Somit wissen wir woher der Namen Prater kommt; den der gemeine Mann in Wien richtiger Prader nennt. Klosterneuburg überließ dem Kaiser die Venedigerau, wo er für seine Jäger und Hunde Häuschen und Hütten erbaute; so entstand die Jägerzeil. Um auch im Gebirg zu jagen, baute er ein Jagdschlößlein unweit von Schönbrunn und einen Hundsthurm. Sein ältester Sohn Rudolph II. schenkte es dem Kriegszahlmeister Gattermayer, daher das Wäldchen daneben noch das Gatterhölzel heißt. Sein jüngerer Sohn Mathias entdeckte 1619 die vortreffliche Quelle in jener Gegend, baute ein größeres Schloß und nannte es Schönbrunn.

Die Pohlen citirten ihren entlaufenen König; und da er am bestimmten Termin nicht erschienen war, setzten sie ihn förmlich ab. Die Wahl eines neuen Königs war sehr streitig. Der Senat wählte den Kaiser; dieser aber wünschte vielmehr, die Krone auf das Haupt eines seiner jüngeren Söhne zu bringen. Das verlängerte den Streit. Endlich drang die Meinung des zahlreichen Adels durch; des verstorbenen Königs Sigmund August bejahrte Schwester Anna wurde gewählt, und ihr der ta-

pfere und staatskluge Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen zum Gemahl bestimmt. Hätte nicht die Furcht vor Abhängigkeit von Oesterreich die Pohlen zu diesem Schritt vermocht, so würde wahrscheinlich durch die Mitwirkung der zahlreichen und kriegerischen Nation Maximilian, auch ohne Beihülfe der Deutschen sich stark genug gefühlt haben, seine große Absicht gegen die Türken auszuführen. Früher konnte er auf keine Mitwirkung der Pohlen rechnen, denn Sigmund Augusts Schwester Isabella war die Gemahlinn Zapolya's, und dieser vom Vater und Großvater her ein Verbündeter der Türken. Auch jetzt mußte der Kaiser auf solche Mitwirkung Verzicht leisten; denn Bathory, der nach Zapolyas kinderlosem Tod durch freie Wahl der Nation Fürst von Siebenbürgen wurde, stand unter türkischer Oberhoheit. Indessen war Bathory staatsklug genug, um die Schwäche Selims in Berechnung zu ziehen, und sich zum Frieden geneigt zu zeigen; Maximilian sah in der Ferne die Möglichkeit, noch einen Verbündeten an ihm zu gewinnen; widersetzte sich daher seiner Erhebung auf den pohlnischen Thron in keiner Weise, sondern schloß vielmehr Frieden auf 20 Jahre zwischen Oesterreich und Siebenbürgen.

Weder die wichtigsten Staatsgeschäfte, noch die entschiedene Neigung für die Jagd verhinderten Maximilian, viele treffliche Verordnungen für die Stadt Wien zu erlassen. Die merkwürdigsten sind, die Regulirung der Maße und Gewichte, der Goldschmied- und Zinngießer-Proben, die Marktordnung, die

Aufstellung eines Protomedicus, und schon damals die Ermunterung der Holzzufuhr. Ungeachtet früherer Verordnungen für Ausräumung der Donau von Stöcken und rauhen Bäumen, und für Einhaltung der alten Treppelwege wälzte sich der Strom doch immer mehr gegen das Marchfeld hin; und man mußte sich zu einer großen Unternehmung entschließen, wenn der Wienercanal nicht bald ganz trocken liegen sollte. Maximilian vertraute sie dem gelehrten Mathematiker und vielerfahrenen Reisenden Ferdinand Freiherrn von Hoyos und Stichsenstein *). Nach Absperrung des Wassers wurde der Wienercanal durch Menschenhände tiefer ausgehoben, am Ende der Brigittenau ein Durchschnitt gemacht, und mittelst eines mächtigen Sporns wieder ein schiffbarer Arm herein bis an die Wälle geleitet.

Wenn man Maximilians und seines Vaters und seines Bruders Carl Verordnungen gegen den Luxus liest, so weiß man nicht, soll man sich mehr über die Verschwendung oder über den Reichthum verwundern. Die Edelfrauen sollten zu einem Turnier nicht mehr als höchstens vier mit Edelsteinen besetzte Kleider mitbringen; den Bauern wurde verboten Perlen und Gold auf ihrer Kleidung zu tragen. Im Verhältniß zu diesem Aufwand standen auch die Gastereien, und das hohe Spiel bei allen Ständen.

---

*) Dieses Stichsenstein ist wahrscheinlich das Stammschloß der Familie Trautmannsdorf, die sich vor Alters Stuchs von Trautmannsdorf schrieb.

Man stelle sich doch einmal lebhaft vor, daß entweder die unselige Religionsspaltung niemals eingetreten, oder daß Ferdinands I. anhaltende redliche Bemühungen nicht an den hochfahrenden Unternehmungen seines Bruders, an dem Stolz und der Halsstarrigkeit Philipps II. an den Listen Frankreichs, an secundären Fragen um zeitliches Gut gescheitert wären; oder daß es dem sanften, klugen, tapfern Maximilian II. gelungen hätte, die Parteien zu versöhnen, oder wenigstens sie auf kurze Zeit zur Hintansetzung ihres Privatvortheils, ihrer Privatleidenschaft für ein großes allgemein beglückendes Unternehmen zu vermögen; — wie ganz anders wäre das nächste Jahrhundert verflossen! wie ganz anders stände es in Deutschland und Ungarn! Ströme von Blut sind da noch durch 110 Jahre nach seinem Tode vergossen, Menschen und Schätze hinweg geschleppt worden. Gleiches Schicksal hat Deutschland getroffen, ganze Landstriche sind durch Mord und Brand entvölkert, unzählige Kunstwerke und Herrlichkeiten geraubt, zerstört worden, die Menschen verwilderten, Künste und Wissenschaften sind weit zurück geschritten. Als ob Maximilian alle die schrecklichen Bilder im Geiste vorgeschwebt hätten, so unabläßig war er für seine großen Absichten bemüht. Sie haben ihm nicht gelungen! Man hätte auf seinen Grabstein setzen sollen: In ganz großen Dingen ist es genug sie gewollt zu haben.

Als vorsichtiger Regent war er besorgt, seinem ältesten Sohn die Nachfolge zu sichern. Ungarn war

größtentheils von den Türken besetzt, doch die nächsten Comitate an Oesterreich und Steyer und ein Theil von Oberungarn gehorchten noch Maximilian II. In diesem Theile des Reichs wurde sein Sohn Rudolph am 25. September 1572 als König von Ungarn, dann am 21. September 1575 als König von Böhmen erkannt, und am 22. October desselben Jahres zum römischen König erwählt.

Mitten in Geschäften, auf dem Reichstag zu Regensburg, an seinem Namenstage 12. October 1576 endete Maximilian sein Leben zu früh im fünfzigsten Jahre.

Er verließ fünf Söhne: Rudolph II. der alle seine Kronen erbte, Ernst, Mathias, Maximilian und Albrecht. Seine älteste Tochter Anna starb vor ihm als Philipps II. Gemahlinn, die zweite Elisabeth, verwitibte Königinn von Frankreich, baute bei seinem Tode an ihrem Kloster.

Rudolph II.

Rudolph II. war ein Freund der Wissenschaften, ein noch größerer Freund und Kenner der Künste, und von ungeheuchelter Gottesfurcht. Mit diesen Eigenschaften hätte er in ruhigen Zeiten, oder auch an der Seite eines Mitregenten, wie Albrecht IV. an seinem Vetter Wilhelm gefunden hatte, die Liebe seiner Unterthanen und das Lob eines guten Regenten gewinnen können. Er durfte nur die Hand ausstrecken, um einen solchen Mitregenten an seinem Bruder Ma-

thias zu finden; allein man möchte fast in dem Geiste seines Jahrhunderts sagen, ungünstige Constellationen, feindselige Sterne haben über ihn gewaltet. Der düstre Geist seiner Aelternmutter, der spanischen Johanna, welche durch viele Jahre halb wahnsinnig mit dem Leichnam ihres Gemahls umherreiste, scheint sich auf ihn vererbt zu haben. Er wurde am Hofe Philipps II. erzogen, und nahm den stolzen verschloßnen, melancholischen, harten Charakter dieses mächtigsten Monarchen Europa's an. In seiner Jugend verwendete er sich mit vielem Fleiß auf Künste und Wissenschaften; er konnte jedoch der Pest der geheimen Wissenschaften Astrologie, Alchymie, Magie, Cabbala nicht entgehen; womit die Griechen nach Eroberung Constantinopels Europa ansteckten, und vorzüglich die Köpfe mancher Regenten durch mehr als 200 Jahre verdrehten. Er studierte auch diese vorgeblichen Wissenschaften, deren betrügerischer Reiz selbst den von seiner Gelehrsamkeit berühmten Schweden Tycho Brahe bestrickt hatte. Rudolph stellte sich als Kronprinz noch selbst sein Horoskop, brachte aber mit allen seinen Berechnungen der Gestirne nichts als Unglück für sich heraus. Noch ein Umstand, sonst von weniger Bedeutung, vollendete die Verfäurung seines Gemüthes; seine ganze Gestalt nämlich war nicht angenehm. Unter seinen Brüdern war es dagegen der, bei des Vaters Tod neunzehnjährige, lebhafte Mathias, welcher sich vorzüglich einer schlanken Gestalt und ansprechender Gesichtszüge erfreute. Diesem war Rudolph von Jugend auf vorzüglich

abgeneigt. Hiezu kam endlich Stolz, der nicht erheitert, nicht beglückt, nur entfremdet. Dem Stolzen erscheinen die Menschen zu tief, und die Menschen finden ihn zu hoch gestellt; sie lassen ihn allein stehen. Es ist aber dem Menschen nicht gut allein zu sein. Von diesem Stolz gab er ein Beispiel, als Heinrich III. von Frankreich sich fünf Tage in Wien aufhielt. Weil Heinrich zwar schon 2 Jahre König von Pohlen, doch noch nicht gekrönter König von Frankreich, Rudolph dagegen, zwar auch nicht gekrönt, doch schon seit einem Jahre König von Ungarn war, konnte er es nicht über sich vermögen, dem Gast den Vortritt zu gestatten; und blieb während Heinrichs Anwesenheit in Preßburg.

Eines seiner ersten Geschäfte, nachdem er mit 24 Jahren den Thron bestiegen, war Tycho Brahe aus Schweden herbei zu rufen, und sich von diesem großen Astrologen das Horoskop stellen zu lassen. Er fand einen Trost in der Vorstellung, daß er selbst, noch ein Jünger der hohen Wissenschaft, in seinen Berechnungen sich geirrt haben, und Brahes Vorhersagungen günstiger sein könnten. Es war nicht der Fall; Alles, was der große Astrolog aus der Stellung der Sterne bei Rudolphs Geburt herausbrachte, war, daß er in Gefahr stehe, von seinen nächsten Verwandten ermordet zu werden.

Rudolph eilte nun von Wien, wo seine Brüder wohnten, ernannte Ernst den ältesten von ihnen zum Statthalter von Oesterreich, und verlegte seine Residenz nach Prag. Hier verschloß er sich in

die weitläufige Burg. Tycho Brahe und der berühmte Mathematiker Keppler, wohnten bei ihm; mit ihnen unterhielt er sich gern, noch lieber mit Goldmachern und Schwarzkünstlern, die sich aus fernen Ländern bei ihm versammelten. Die Hofnarren hatte er abgestellt, und an diesen Leuten für plumpen aufrichtigen Spaß langweiligen betrügerischen Ernst eingetauscht.

So lange Rudolph noch jung war, freuete es ihn, im Innern der Burg wohlverwahrte Gärten anzulegen. Unter den mancherlei Wissenschaften, die er sich eigen gemacht, war auch Botanik; viele seltne Blumen und Sträucher, von fern her in unsre Länder gebracht, blühten in seinen Gärten, welche die gelehrten Männer mit kunstreichen Grotten, Wasserspiegeln und anderen Sonderbarkeiten zierten; ein metallener Springbrunnen, dessen zurückfallende Tropfen Töne gaben, stand wenigstens vor 40 Jahren noch an seiner Stelle. Kostbare Bildhauerarbeiten, Meisterstücke des blühenden griechischen Alterthums, z. B. der Sarg mit der Amazonenschlacht, ein Sohn der Niobe u. d. gl. vollendeten die Zierde dieser Gärten. Ueberhaupt kaufte Rudolph mit geübtem Kennerauge und freigebiger Hand unzählige Kunstwerke, aus welchen wie Hormayr sagt, die in den Tagen der Klösteraufhebung und Casernenstiftung unverantwortlich zersplittete Rudolphinische Schatzkammer in Prag bestand. Den berühmten, in dem Wiener Münz- und Antiken-Cabinet befindlichen Onyx, die Apotheose Augusts, welchen man für den vorzüglichsten antiken geschnit-

tenen Stein in ganz Europa hält, kaufte er um 12,000 Ducaten; eine große Summe Geldes für jene Zeit, wenn man bedenkt, daß einige Jahre später Bathory Siebenbürgen gegen 50,000 Ducaten abtrat. Eine Hauskrone, das Symbol der Macht über alle seine Reiche, ließ Rudolph zusammensetzen, die mehr als 20,000 Ducaten kostete. Künstler arbeiteten in seinen Gemächern; er selbst war ein vorzüglicher Mahler, und besaß auch in vielen kunstreichen Gewerben besondern Geschmack und mechanische Fertigkeit. Aber auch in dieser Liebe zur Kunst zeigte er seinen düsteren Geist und harten Sinn. Stundenlang konnte er sitzen ohne Laut und Bewegung, und einem Mahler oder andern Künstler zusehen, oder auch in die Betrachtung eines vorzüglichen Kunstwerks sich versenken. Wer ihn aber da ansprach oder ein Geräusch machte, dem warf er Gemählde, Uhren, Silbergefäße, was ihm in die Hand fiel, zum Kopf.

So wie Kunstwerke wurden auch alle damals bekannten mathematischen und physikalischen Instrumente in möglichster Vollkommenheit angeschafft, um die Kräfte der Natur zu erforschen; nebst dem ungeheure Fernröhre, gewaltige Magnete, runde Spiegel verschiedener Art. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Kindheit die Kenntnisse des Magnets und der Elektricität noch lagen, da man sie heutzutage noch nicht majorenn sprechen kann, und der Galvanismus nebst dem thierischen Magnetismus noch hinzutrat, um die Aufgabe schwieriger zu machen. Dee ein Engländer, der davon etwas mehr gewußt haben

mag, als noch in Deutschland bekannt war, kam nach Prag, und kündigte sich dem Kaiser als Magier an. Mit Hülfe seiner besonderen Kenntnisse und optischer Spiegelfechtereien machte er ihn eine Zeit lang glauben, daß er Zauberkünste besaß. Rudolph schloß sich mit Brahe und Keppler ein, um über diese Erscheinungen zu studieren. Die meisten wurden durchschaut; Dee fand es seines Vortheils, auch die übrigen zu erklären. Dadurch ward er dem Kaiser werth, der den Ruf dieses Magiers benutzte um vorzugeben, daß er einen Zauberspiegel besitze, der ihm das Fernste zeigt, und einen Magnet, der ihm die geheimsten Gedanken verrathe. Manche, selbst bedeutende Männer, glaubten es wirklich, so ganz war die Zeit in diesem Wahn verstrickt; Alle aber wußten, daß es nicht rathsam sei, Zweifel dagegen zu äußern.

Mit noch größerem Eifer warf sich Rudolph auf die geheime und hohe Kunst Gold zu machen. Der allgemeine Durst nach Gold hat die Jünger dieser Kunst, sein Geld durch den Rauchfang zu jagen, bis in unsere Tage erhalten. Von der in dem kaiserlichen Münzcabinet befindlichen großen ovalen Medaille, welche am obern Ende Silber, am untern Gold ist, glauben nicht Wenige noch fest, daß ein vollendeter Adept, dem man nicht Zutrauen genug geschenkt, sie bei seiner Entfernung zum Beweis seiner Kunst, Silber in Gold zu verwandeln, zurückgelassen. Es ging aber bei dieser Medaille ganz natürlich zu. Sie ist aus güldischem Silber gegossen;

nothwendiger Weise mußte beim Guße das schwerere Gold sich abwärts senken. Es mag an der vorgegebenen Geschichte etwas Wahres sein, wie fast an jeder Lüge; es mag ein Adept sie gegossen, und eben damit die Täuschung gewisser gelinge, die ovale Form gewählt haben. In der Mitte der Medaille sind beide Metalle vermischt.

Es fehlt auch noch heutzutage nicht an Büchern, worin das Verfahren, Blei in Gold zu verwandeln, ganz umständlich nachgewiesen wird; allein in einer Sprache, die von Blatt zu Blatt immer dunkler wird, und am Ende sich in räthselhaftes Dunkel verliert. Man hat seit mehr als dreihundert Jahren versucht diese Räthsel zu lösen. Viele sind darüber arm geworden, doch Gold ist nicht zum Vorschein gekommen. Heftiger als durch todte Bücher ist Rudolph durch das lebendige geheimnißvolle Wort angeblicher Adepten ergriffen worden. Nach langen Vorbereitungen und frevelhaften religiösen Ceremonien, begann der, scheinbar allen sinnlichen Genüssen entfremdete, Adept zuerst den Versuch im Kleinen. Der Prozeß währte in die Wochen, bis er Gelegenheit fand, Gold in den Schmelztiegel zu practiciren, und Zeit gewann, das Blei zu verbrennen. Rein erschien nun das edle Metall statt des Bleies, als siegreicher Beweis der hohen Kunst. »Behaltet es zu meinem Angedenken — sprach nun der Adept, — den Philosophen, welche des Steins der Weisen theilhaftig geworden, ist es nicht erlaubt, das Gold, das sie durch die hohe Kunst erzeugen, für sich zu be-

halten; sie sind an die Geschenke angewiesen, welche gekrönte Häupter ihnen freiwillig anbieten. Ein reichliches Geschenk erfolgte hierauf, und das große Werk mit sieben Zentner Blei begann. Der Prozeß währte viele Monate, während welchen der Adept in der Burg lebte wie ein Prinz, und schon den Tag bestimmt hatte, an welchem sieben Zentner Gold ausgehoben werden sollten; als er verschwunden war, und man nichts als verdorbenes Blei fand in der ostbaren Vorrichtung.

Mehrmals noch, unter immer andern Formen von Charlatanerie, brachten angebliche Besitzer des Steines der Weisen den Kaiser um Zeit und Geld. Diese lang gespannten, immer getäuschten Erwartungen verfinsterten noch mehr seinen Charakter. Er litt es nicht, daß man ihn an die Nothwendigkeit erinnerte, die Thronfolge durch seine Verehelichung zu versichern; er nannte das, ihn an seinen Tod mahnen, und fand eine Art Hochverrath darin. Indessen dachte er doch selbst daran, und ließ sich von allen Höfen Porträte der Prinzessinnen bringen; hie und da fing er Ehetractate zu unterhandeln an, doch keiner gelangte zum Abschluß. Auch seinen Brüdern gestattete er nicht, sich zu vermählen, so lange sie ihm gehorchten. Er hatte indessen uneheliche Söhne, und hatte, ohne Liebe, Leidenschaft für das schöne Geschlecht. Einer seiner Söhne, Dom Carlos, wurde bei einem Auflauf zu Wien getödtet; einem andern, Don Cäsar ließ er aus unbekannter Ursache im Bade die Adern öffnen, an einem Fräulein hatte er Ge-

walt geübt, und sogleich in Furcht, daß ihre Familie sich zu rächen suchen könnte, kam sie nicht lebend aus der Burg. Oft mögen diese Bilder vor seinen finstern Geist getreten sein. So auf verschiedenen Wegen von Gottesfurcht abgekommen, gewährten ihm auch seine Andachtsübungen wenig Trost mehr.

Anfangs seiner Regierung besuchte er noch mit einigem Antheil seine Gärten und seine Pferde, denen er einen prächtigen Stall gebaut; nahm auch wohl Staatsgeschäfte, doch immer ungern und nur auf kurze Zeit, vor. In der Folge ließ er sich eine Gallerie mit dicken Mauern bauen, mit schräg durchgebrochenen, kaum spannenbreiten Fenstern, damit Niemand auf ihn schießen könne. Ein Spaziergang in dieser Gallerie war seine einzige Erholung. Argwohn nahm ihn gefangen; alles ward ihm verdächtig, wer immer sich ihm nähern wollte, selbst seine Künstler, Wahrsager und Goldmacher, mußte vorher untersucht werden, ob er nicht verborgne Waffen bei sich trage. Er schien Niemand mehr zu trauen, und kein lebendes Geschöpf zu lieben, als einen zahmen Löwen, den er täglich fütterte. Ein Auflauf entstand, denn das Volk glaubte fest, er sei todt, und man verheimliche es; so lange hatte ihn Niemand gesehen. Er zeigte sich auf ein paar Minuten am Fenster, um den Auflauf zu stillen. Die Staatsgeschäfte blieben liegen; Jahrelang warteten Deputirte von Ungarn und Oesterreich auf Audienz, und wenn sie durch Protection, oft kleiner Leute, sie endlich erhielten, so war es nur auf Augenblicke,

und mit kargen undeutlichen Worten erhielten sie des Kaisers Entschließung. Generale und Statthalter schrieben wiederholt und vergeblich um Verhaltungsbefehle, und wenn sie endlich, von den Umständen gedrängt, nach eigener Einsicht handelten, wurden sie gewöhnlich abgesetzt, und mit Halsprocessen bedroht, weil sie des Kaisers Befehl nicht abgewartet, also ihre Macht mißbraucht hatten.

Was konnte aus einer solchen Regierung werden? Leider hat sie 36 Jahre gedauert, und der dreißigjährige Krieg ist daraus geworden.

Wenn es dem gegenwärtigen, eifrig wirkenden, sanften Maximilian nicht gelang, die getrennten Religionsparteien zu vereinigen, mußte unter dem abwesenden, unthätigen, harten Rudolph der Riß noch weiter werden. Der größtentheils protestantische Adel nöthigte, ausgestellten Reversen entgegen, seine Unterthanen, und verleitete die Bewohner der Landstädte und Märkte zum Uebertritt. Einen Prediger auf seinem Schloß zu halten, war jedem protestantischen Adeligen zugestanden, sie brachten diese Anfangs insgeheim nach Wien, ließen sie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen zuerst das Landhaus ein, vertrieben dann die Minoriten von Kirche und Kloster, besetzten beides mit ihren Predigern. Die Predigten der Protestanten, und der Katholiken—denn diese fehlten jetzt so grob wie jene—waren nicht mehr Lehren und Ermahnungen, sondern Aufhetzungen zu gegenseitigem Haß, und so waren auch das Ende und die Wirkung solches frevel-

haften Gottesdienstes gewöhnlich blutige Schlägereien. Ein großer Theil der Bürger hing auch schon der neuen Lehre an, und Viele der ärmeren Classe, ohne einen Begriff davon zu haben, erklärten sich dafür, weil sie bei keinem Protestanten Dienst oder Arbeit bekamen, so lange sie Katholiken waren. Die Frohnleichnamsprocession mußte unterbleiben, um eine Schlacht auf der Gasse zu vermeiden. Die wüthendsten protestantischen Predigten hörte man in Döbling, Inzerstorf und vorzüglich in Hernals, dessen Grundherr, Graf Jörger, einer der eifrigsten Protestanten war. So weit ging der Haß gegen alles Katholische, daß man die Gregorianische Kalender-Verbesserung, welche jetzt, Rußland ausgenommen, in ganz Europa angenommen ist, weil sie von einem Papste eingeführt worden, das A B C des Teufels nannte, und noch über ein Jahrhundert, wo ein hellsehender Fürst sie einführen wollte, das Volk mit gewaffneter Hand sich widersetzte, und Blut in den Gassen floß, um des Kalenders willen.

Dazu kamen andere Unglücksfälle; 1583 und 1588 wüthete die Pest in Wien, das Kloster der Himmelpforte z. B. starb ganz aus, Nonnen von St. Jakob besetzten es wieder. Im April 1590 brannte ein Viertel der Stadt ab. Am 15. September desselben Jahres litt sie das schrecklichste Erdbeben; von 5 Uhr Abends bis Mitternacht folgten immer gewaltigere Stöße; der Jesuitenthurm und das Gasthaus zur Sonne fielen ein, 11 Menschen wurden erschlagen; fast alle Kirchen und Häuser beka-

men gefährliche Riſſe; hie und da ſpaltete ſich die Erde.

Die Bauern wollten endlich nicht die letzten ſein, wenn es darauf ankam alte Bande zu löſen. Unterm Schulmeiſter von Neuhofen Georg Steinhauer rotteten ſich 12 bis 15,000 zuſammen; plünderten die Abtei Lilienfeld, belagerten St. Pölten. Kaiſerliche Reiter unter Oberſt Kollonitſch, denen ſich Bürger und Studenten von Wien anſchloßen, zerſprengten einzelne Rotten, entſetzten bedrängte Städte und Märkte. Bei Wilhelmsburg lieferten ihnen die Bauern eine Schlacht, die mit deren gänzlicher Niederlage endigte; Tauſende wurden niedergemacht, ſechs Anführer auf dem Hof zu Wien mit Rad und Schwert hingerichtet, die übrigen Gefangenen mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren heimgeſchickt; der Schulmeiſter Steinhauer hatte ſich ſelbſt aufgehängt. Graf Gotthard von Stahremberg brachte die Aufrührer in Oberöſterreich durch ſein Anſehen mehr als durch ſein Schwert zur Ruhe.

Unter Rudolphs Brüdern war Erzherzog Mathias der beſte Kopf, der lebendigſte Geiſt; Er wäre zur Zeit noch vielleicht der Mann geweſen, um Ordnung aufrecht zu erhalten. Allein Rudolph, ſeinem unglücklichen Horoſkop zufolge, traute keinem ſeiner Brüder; ſelbſt dem von ihm als Statthalter von Oeſterreich eingeſetzten, älteſten Bruder Ernſt ſetzte er ſchon 1580 in der Perſon des Hanns Ferenberger, der, ein Soldatenkind, ſeine Aeltern nicht kannte, und den Namen ſeines Pflegvaters trug, aber als Krie-

ger sich ausgezeichnet hatte, einen kaiserlichen Stadthauptmann und Obersten zu Wien mit ansehnlichem Gehalt und großer Macht an die Seite. Erzherzog Mathias aber war dem Kaiser von Jugend auf verhaßt, jeder seiner Schritte ward getadelt, jeder seiner wohlgemeinten Vorschläge ungesehen verworfen. Anders dachte man in den Niederlanden von ihm. Eine starke Partei, welche einsah, daß Philipp II. auf dem Wege sei, diese schönen Provinzen oder doch einen Theil davon zu verlieren, berief Mathias als souveränen Statthalter. Dieser ergriff die Gelegenheit, seinen Geist in Thätigkeit zu setzen, mit Freuden, und eilte heimlich nach Brüßel. Philipp II. sah gar wohl ein, daß der Schritt zu seinem Besten zweckmäßig war; allein weil er ihn nicht befohlen, litt sein Stolz nicht, ihn zu genehmigen. Mathias mußte fort, und zog sich nach Linz zurück, wo er ein dunkles Privatleben führte. Später that Philipp, was jetzt an der Zeit gewesen wäre; er vermählte seine Tochter Elisabeth mit Rudolphs jüngsten Bruder Albrecht und ernannte beide als souveräne Statthalter der Niederlande. Allein, da war es zu spät; sieben Provinzen rissen sich ab, und bildeten die Republik, die man Holland nannte.

In Wien ging es indessen mit jedem Tage schlimmer; die Protestanten waren schon in Secten zerfallen, worunter die Flaccianer, von denen man kaum mehr etwas weiß, das größte Aufsehen machten. Merkwürdig ist, daß die eifrigsten lutherischen Prediger abtrünnige katholische Priester waren, ihr kraft-

vollſter Gegner Melchior Kleſel, Biſchof von Wien, der Sohn eines lutheriſchen Bäckermeiſters in der Stadt. Dieſer Biſchof, der in der Folge Cardinal wurde, aber doch nicht rühmlich endete, benutzte den Umſtand, daß Luthers Lehre ſobald in, einander herabſetzende und verfolgende Abweichungen zerfallen war, um mittelſt gemäßigter Schriften und Reden zu zeigen, daß eine Lehre, der es ſo ganz an Einheit gebricht, keinen feſten Grund haben könne. Solches Verfahren hätte nicht ohne gute Wirkung bleiben können; aber Rudolph verdarb Alles durch ſeine Gegenreformation, die er gewaltſam durchgeſetzt haben wollte.

Im Jahr 1592 brach der Ehrgeitz des Baſſa von Bosnien den Frieden, welchen die Türken ſeit den letzten Jahren Maximilians gehalten hatten. Anfangs focht er mit glücklichen Erfolg, und belagerte Siſſek. Die Grafen Andreas Auersberg, Peter Erdödy und Ruprecht Eggenberg befreiten dieſen Platz im Juli 1593, und brachten dem Baſſa eine gänzliche Niederlage bei, in welcher er es mit dem Leben büßte, wieder einen langen blutigen Türkenkrieg entzündet zu haben. Graf Hardeck ſchlug den Baſſa von Ofen, der auch die Waffen ergriffen hatte; durch unbegreifliche Muth- und Kopfloſigkeit eines ſonſt tapfern Commandanten aber ging die Gränz- und Schutzfeſtung Raab im September 1594 verloren. Man fürchtete nun in Wien wieder eine türkiſche Belagerung; Tag und Nacht wurde an Befeſtigungen gearbeitet, anfangs der 20., dann der 10., endlich der

5. Mann dazu aufgeboten. Die glücklichen Erfolge des Marschalls Freiherrn von Teuffenbach beruhigten die Wiener wieder. Am 16. Juni 1595 wurde der unglückliche General Graf Ferdinand **, welcher Raab übergeben, im rothen Mantel unter starker Bedeckung auf den Hof geführt, wo er ein schwarzbehangenes Blutgerüst bestieg, und ihm ohne Rücksicht auf frühere Verdienste und mildernde Umstände, nach dem strengen Urtheil des Kriegsgerichtes, erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen wurde. Der Verlust von Raab war allerdings ein entmuthigender Umstand. Dazu kam noch, daß der Sold für die Armee ausblieb; Rudolph brauchte das Geld zu andern Dingen. Verräthereien wurden entdeckt, Meutereien brachen unter den Besatzungen aus, Canisa wurde ohne Noth übergeben, Papa sollte den Türken verkauft werden, ganze Regimenter verweigerten den Dienst, zogen ab, und trieben Raub und Plünderung in Freundes wie in Feindes Land. Hand- und Kopfabhauen, Zungenausreißen, Spießen, Viertheilen waren die Schauspiele, welche Rudolph den Wienern auf ihren Plätzen gab. Unter solchen schrecklichen Umständen gelang es dem Grafen Adolph Schwarzenberg mit Hülfe des Grafen Niklas Palffy am 29. März 1598 Raab zu überfallen. Der Niederländer Babacourt sprengte die Thore mit Petarden; Schwarzenberg drang ein, die Besatzung fiel unter dem Schwert des Siegers, oder stürzte sich von den hohen Wällen des Schlosses. Die Freude über die Wiedereroberung dieser wie man

glaubte schützenden Gränzfestung war so allgemein, daß ein Befehl erschien, Denksäulen mit folgender Inschrift zu errichten:

Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Das Raab ist kommen in Christenhand.
O Christ, wenn du dieß Kreuz siehst an,
So sag Gott Dank in den Fürgang
Wegen der edlen Festung Raab,
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September vierundneunzig,
Aber anno achtundneunzig
Im Martsi wieder einnehmen lahn.
Sei Lob, Ehr und Preis im höchsten Thron.

Der gemeine Mann drückt seine Empfindung gern kurz aus, daher fand man unter dieser Aufschrift auf einigen Säulen geschrieben: Adolph v. Schwarzenberg. Die Familie bekam einen Türkenkopf in ihr Wappen, auf dem ein Rabe sitzt.

Nicht so gut ging es in Siebenbürgen und Oberungarn. Bathory, von Basta geschlagen, trat zwar dem Kaiser Siebenbürgen für 50,000 Ducaten 1602 ab, allein der nun zum Statthalter ernannte Basta war nur ein glücklicher Soldat; er empörte alle Gemüther durch seine Grausamkeit und Habsucht. Stephan Botskai forderte die Nation auf, warf Basta aus dem Lande, ward zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, von der Pforte zum König von Ungarn ernannt. In Oberungarn war der Fremdling Belgiojoso eben so verhaßt. Die Nation konnte es

nicht vergeſſen, daß ihr Liebling Stephan Illyeshazy, ein treuer Diener des Staates verbannt in Pohlen lebte. Sie ergab ſich dem mächtigen Botskai, der nun mit Heeresmacht herauf zog, einen Theil von Mähren, das Marchfeld, und ſelbſt die Nähe von Wien verwüſtete. In dieſer großen Noth vereinigten ſich Rudolphs Brüder Mathias, Maximilian und Albrecht, Ernſt war bereits geſtorben, und ihre Vettern von Steyer Ferdinand und Maximilian Ernſt zu einer Acte, mittelſt welcher ſie am 25. April 1606 erklärten, »daß ſie, weil Kaiſer Rudolph wegen ſeiner Gemüthskrankheit nicht genugſam tauglich zur Regierung ſich befinde; der natürlichen Ordnung nach, den Aelteſten ihres Hauſes, Erzherzog Mathias, als das Haupt und die Säule desſelben erwählet haben, und ihm in ſeinen Unternehmungen, ihrem äußerſten Vermögen nach behülflich ſein wollen.« Mathias ſchlug Botskai aus dem Land, aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen. Die Ungarn ernannten ihn zum Gubernator mit beinahe unumſchränkter Vollmacht; Botskai ward mit ein paar ungriſchen Geſpannſchaften abgefunden, ſtarb aber kinderlos einige Monate darauf.

Wie wohl auch Andere, konnte Mathias das Glück nicht vertragen. Vielleicht wäre der 30jährige Krieg nicht ausgebrochen, hätte er nicht ſich von ſeinem Ehrgeiz dahin reißen laſſen. Stolz auf die Macht, die ihm die Stände von Ungarn, Oeſterreich und Mähren beiſtellten, zog er damit vor Prag; und zwang ſeinen Bruder den Kaiſer, ihm die Un-

grische Krone und das Erzherzogthum Oesterreich abzutreten. Ein höchst tadelnswerther Schritt, der böses Beispiel gab.

Nun wollte er aber auch gekrönt und gehuldiget sein, wofür er erniedrigende Capitulationen unterschreiben, und seiner, wie seines Ministers, des Bischofes Klesel, Gesinnung gerade entgegen, unbedingte und unbeschränkte Religionsfreiheit bewilligen mußte. Wie ein erboßter Knabe bewilligte dagegen unbesonnen Rudolph, seinem Bruder zum Trotz, gleiche Freiheit den Böhmen durch den sogenannten Majestätsbrief vom 11. Juli 1609; versprach auch den Oesterreichern einen solchen Majestätsbrief, wenn sie Mathias den Gehorsam verweigerten; warf seine ganze Neigung auf seinen Vetter Leopold dritten Sohn seines Oheims Carl von Innerösterreich, und Bischof von Passau und Straßburg; wollte ihm die böhmische und die Reichskrone zuwenden, ließ ihn Truppen sammeln unter dem Vorwand, die Jülichische Erbschaft zu behaupten, und damit nach Prag kommen. Schnell erschien Mathias mit einem Heer, Leopold zog eiligst davon; Rudolph sah sich gezwungen, seinem Bruder auch Böhmen am 11. April 1611 abzutreten, und sich mit einem Jahrsgehalte zu begnügen.

Jetzt meinte er durch Stiftung eines Ordens von Friedensrittern Alles wieder ins Geleis zu bringen; arbeitete in kindischem Blödsinn selber Tag und Nacht an den Ordensketten. Als aber sein schöner zahmer Löwe, den er täglich fütterte, todt gefunden

ward, da verließ den armen Fürsten Muth und Hoffnung; der Schmerz über die seit dritthalb Jahren erlittenen Demüthigungen tödtete ihn am 20. Jänner 1612.

Bei diesem Todesfall feierte der Aberglauben wieder einen Triumph. »So hat der Sterndeuter denn doch Recht gehabt — hieß es durch alle Stände, die Protestanten gar nicht ausgenommen — so hat dem armen Kaiser denn doch Gefahr gedroht von seinen nächsten Verwandten!« Die Astrologie gewann erhöhten Credit; man wollte durchaus nicht sehen, was klar vor Augen lag; daß Rudolph nur durch sein eben aus der unglücklichen Vorhersagung entsprungenes, verkehrtes Benehmen die Gefahren selbst herbeigezogen, und daß er im Gegentheil an eben diesem nächsten Verwandten durch Liebe und Vertrauen die festeste Stütze gefunden haben würde.

Mathias I.

Schon einen Monat vor Rudolphs Tod vermählte sich der 55jährige Mathias mit Anna einer Tochter seines Oheims Ferdinand von Tirol, aus dessen zweiter Ehe mit Anna Katharina von Mantua. Nach Rudolphs Tod wurde die Residenz sogleich wieder von Prag nach Wien verlegt; und hier hielt Mathias bei der Rückkehr von der Krönung zu Frankfurt am 25. November 1612 einen überaus prächtigen Einzug. Er war zu Pferd, die Krone auf dem Haupt; die mächtigsten Landherrn und reichsten Bür-

ger begleiteten ihn; vom rothen Thurm bis zum Bischofhof trugen Rathsherrn einen goldgestickten Himmel über ihm; dort stieg er ab; bis zur Kirche, und von da zurück bis zum Thor des Stephans-Freithofes gegen den Stock am Eisen verrichtete die Universität diese Ceremonie; und dann als er wieder zu Pferd gestiegen, weiter bis in die Burg abermal die Rathsherrn. Diese unerhörte Ehrenbezeugung war jedoch nicht aus den Herzen gekommen; sie war vielmehr ein Mittel, die zweideutigen Gesinnungen zu verbergen. Mathias hatte in keiner Partei wahre Freunde. Die Katholiken hatte er gegen sich, weil sie sich durch die von ihm bewilligte unbeschränkte Religionsfreiheit unterdrückt fanden; sein Benehmen gegen Rudolph wurde jetzt, da dieser todt war, in ganz anderem Lichte betrachtet. Die Protestanten trauten ihm nicht, weil der nun zum Cardinal gewordene Melchior Klesel sein allmächtiger Minister und ihr gefährlichster Gegner war; der in seinem Uebermuthe manchmal auf die Brust schlagend ausrief: »Hier sitzt der Kaiser.«

Zwischen beiden, durch Klesels herrisches Benehmen beleidigten, Parteien wankend, ergriff Mathias halbe Maßregeln; that manchen Schritt zurück, und verdarb es mit Beiden. Man muß die Kraft haben zu versagen, wenn man nicht den festen Willen und die Macht hat, die Zusage ganz zu erfüllen. Bald nach seiner Krönung sah sich Mathias in der Nothwendigkeit, da die Fürsten des deutschen Reiches weniger als je dazu geneigt waren, Türkenhül-

se bei den Landesständen zu suchen; sie drangen auf Zusammenberufung aller Länder. Als er gegen besseren Rath es bewilligte, brachten die Protestanten, (bei weitem die größere Zahl) nur ungegründete Beschwerden und neue Forderungen vor, und gaben, statt Hülfe, den kahlen Rath, den Feind der Christenheit nicht zu reizen, sondern lieber abzuwarten, was geschieht. Mathias mußte einen theuern Waffenstillstand erkaufen.

Er hatte durch unrechtmäßige und gewaltsame Schritte seinem Bruder Länder und Kronen abgezwungen und damit ein zu böses Beispiel gegeben, als daß es lange ohne Nachahmung hätte bleiben können. Bemerkenswerth ist es dabei, daß die eigentlichen Brandfackeln der Zwietracht und des Bürgerkrieges in Böhmen und Oesterreich, nicht Eingeborne, sondern Fremde, zwei Krainer waren.

Schon mit 18 Jahren war Ferdinand regierender Herzog von Steier, Kärnthen und Krain geworden. Er war erst 12 Jahre alt, als die Unruhen der Reformation seinem Vater das Leben gekostet; dagegen sah er in dem ganz katholischen Bayern, wo er bei seinem Oheim bis zur Volljährigkeit lebte, Ruhe und Ordnung. Zur Regierung gelangt, beschloß er daher sogleich, in seinen Ländern keinen andern als den katholischen Glauben zu dulden. Den Protestanten ließ er die Wahl, entweder zu dem Glauben der Väter zurückzukehren, oder mit Zurücklassung des zehnten Theils von ihrem Vermögen auszuwandern. Viele Edelleute wanderten von 1598 bis 1600 aus,

darunter zwei der reichſten in Krain, Heinrich Mathias Graf von Thurn und Eramus Tſchernembel; jener kaufte ſich in Böhmen, dieſer in Oeſterreich an. Bereits durch 14—15 Jahre hetzten Beide die Proteſtanten dieſer Länder gegen ihren Landesfürſten auf; ſie waren die vorzüglichſte Stütze des Erzherzogs Mathias geweſen. Da es ihnen aber nicht ſo wohl daran lag ihm zu nützen, als Rudolphen zu ſchaden, und ſich Privilegien und Verwilligungen zu erwirken, ſo handelten ſie nach Rudolphs Tod eben ſo entſchieden Mathias entgegen. Den Ständen komme das Recht zu — behaupteten ſie öffentlich — einen Landesfürſten, ſo er übel regiert, ohne Maßgebung des Reichs abzuſetzen; einem andern die Regierung aufzutragen, ihm vorzuſchreiben, wie er regieren ſoll; ihm die Räthe und Diener zuzuordnen. Mathias ſoll bedenken, daß große Herrn, wo ſie meinen, den Himmel recht zu verdienen, gemeiniglich, was ſie auf Erden haben, darüber verlieren. Böhmen, Oeſterreich, auch Steyer und die anderen Länder ſollen evangeliſche Herren haben, und für ſo heilige Zwecke möge man ſelbſt die Feinde der Chriſtenheit, die Türken aufregen. Wir haben alle nur einen Gott, der erhält die Heiden und die Türken wie die Chriſten, damit wir uns ſchützen wider die Papiſten.« Dieſer Geſinnung der Stände gegenüber ſtand Mathias, ſchon alternd und kränklich. Er, der die Barmherzigen Brüder 1614 aus Italien kommen ließ, den Capucinern ein Kloſter in der Stadt, und unter demſelben die kaiſerliche Gruft wenigſtens

zu bauen anfing, hatte den Protestanten die freie Religionsübung nicht aus reinem Willen und freien Entschluß, sondern nur um dem Bruder seine Kronen zu entreißen, bewilliget; und suchte sie nun soviel möglich zu beschränken. So ward das Uebel von beiden Seiten mit jedem Tage ärger.

Nicht leicht war die Fügung Gottes klarer zu erkennen, als indem sie Ferdinand II. auf seine Throne berief. Es ging dabei wie mit Wundern zu. Mathias und seine Brüder, alle kinderlos, liebten den steyrischen Ferdinand nicht, der ihre Reiche auf eine Seitenlinie bringen sollte; aber sie erkannten wider Willen, er allein sei diesen verworrenen Verhältnissen gewachsen, und im Stande den herannahenden Sturz des Hauses Oesterreich abzuwenden. Er war kein Kriegsheld, aber er war ein Mann von fester Entschlossenheit und kräftigem Willen für das, was er als wahr und recht erkannte. Als er in seinen Erblanden die Verordnung gegen die Protestanten erließ, hielten sie ihm den Abfall der Schweitz und der Niederlande warnend vor; sprachen drohend von Verbindung mit Venedig, mit den Türken von Conföderation mit anderen Ständen. Darauf antwortete Er: »Wenn mein Werk nicht aus Gott ist, werde ichs auch nicht vollbringen; ich will einmal meine irdische Hoheit, und Leib und Leben daran setzen.« Das hat er auch gethan; und mit solchem Entschluß kann man Alles, was irgend möglich ist, vollbringen.

Mathias rief ihn nach Wien, und adoptirte

ihn, die österreichischen Erzherzoge alle verzichteten auf die Nachfolge zu seinen Gunsten; Albrecht, dem Philipp II. mit seiner Tochter Elisabeth die Niederlande gegeben hatte, trat auch diese an Ferdinand ab. Die Ungarn, obschon großentheils reformirt, wählten ihn noch bei Mathias Lebzeiten zum König. Selbst die Böhmen, wo Katholiken und Protestanten überhaupt, und fast noch feindseliger Lutherische und Reformirte einander gegenüber standen, hofften von diesem kraftvollen Fürsten Ruhe und Ordnung; und krönten ihn am 29. Juni 1617 schon im voraus als ihren König. Ueberall schien es sich zu Ruhe und Frieden zu neigen. Allein ein Schritt des kaiserlichen Ministers verdarb bald wieder Alles. Der Graf von Thurn, das Haupt der Protestanten war Burggraf von Carlstein, und als solcher Hüter der Krone, der Reichskleinodien und der Freiheitsbriefe; man nahm ihm dieses ehrenvolle Amt, und verlieh es dem katholischen Martinitz. Thurn — wie Schiller sagt — ein heißer, ungestümer Kopf, gewissenlos genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, das Schicksal von Tausenden auf das Spiel zu setzen, kannte nun kein anderes Gefühl als Rache; diese zu befriedigen bewirkte er eine außerordentliche Versammlung der Protestanten aus jedem Kreise zu Prag. Mathias erließ ein Abmahnungsschreiben; Thurn gab demselben eine Deutung, die Alles mit Furcht und Haß erfüllte, und zu Vorbereitung für vermeinte Nothwehr anspornte. Von Stufe zu Stufe führte er das gereizte Volk zu

jener Gewaltthat, welche man als den Anfang des 30jährigen Krieges betrachtet. Am 23. Mai 1618 trat Thurn mit den Deputirten der protestantischen Stände und zahlreicher Begleitung bewaffnet in den Saal der königlichen Statthalterei zu Prag. Der oberste Burggraf Sternberg, der Kanzler Lobkowitz wurden mit Gewalt aus dem Saale geführt; der Kammerpräsident Slawata und der dem Thurn vorzüglich verhaßte Burggraf von Carlstein Martiniz sammt dem Secretär Fabricius wurden aus dem Fenster in den Schloßgraben gestürzt. Die Rebellen bemächtigten sich der Regierung und der königlichen Gefälle. Die Vertreibung der Jesuiten war ihre erste Verordnung. Der Muth, von dem Mathias beseelt war, als er seinen Bruder von einem Throne nach dem andern stürzte, hatte ihn jetzt verlassen; er fühlte, daß er die ganze Freiheit seiner Kronen verscherzt hatte, um sie einige Jahre früher zu tragen; er gab zu, daß auch die Ungarn Ferdinanden am 1. Juli 1618 als ihren König krönten. Er sah die Nothwendigkeit, zu den Waffen zu greifen, aber er wagte nicht, das Commando einem Inländer zu vertrauen; Graf Dampierre ein Lothringer, und Graf Boucquoy ein Niederländer erhielten es. Noch aber wollte er vorher die Güte versuchen, und erließ ein Manifest an die Böhmen, das unter solchen Umständen keine andere Wirkung haben konnte, als seine Schwäche zu offenbaren.

Ferdinand sah, daß die Rathschläge des Ministers Klesel zum Verderben führten, und wußte,

daß er sich gar Manches zu Schulden kommen lassen. Einverständlich mit dem Erzherzog Maximilian und dem spanischen Gesandten ließ er ihn verhaften, und in einem verdeckten Wagen unter militärischer Begleitung auf das Schloß Ambraß in Tirol bringen. Der Dominicaner Prior Peter Hüttner mußte den Schlüssel zu Klesels Schriften und seinem Schatz herausgeben, wo man nebst mehreren Beweisen seiner Untreue baare 400,000 Ducaten fand; während der Hof Mangel litt. Als Alles vorüber war, erhielten der Kaiser und die Kaiserinn erst die Anzeige davon. Der Schritt Ferdinands kränkte beide fast nicht weniger, als Klesels Untreue; sie sahen, daß Aller Augen schon auf den Nachfolger gerichtet waren; sie fanden sich verlassen und fremd auf dem Throne, und starben bald beide; die Kaiserinn am 18. December 1618 mit 35 Jahren, Mathias am 20. März 1619 mit 62 Jahren, und wurden die ersten in der kaiserlichen Gruft bei den Kapucinern beigesetzt, nachdem Ferdinand sie und das Kloster ausgebaut hatte.

Ferdinand II.

Thurns Frevelthat hatte die Umstände und die Gesinnungen plötzlich verändert. Ferdinand verlangte als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete der Stände nach Wien, sie verweigerten trotzig eine Antwort; die Schlesier hielten sich entschieden zu ihnen. Ferdinands kleines Heer war in Böhmen

eingeschlossen, mit jeder Stunde konnte die Nachricht eintreffen, daß es capitulirt habe. Mannsfeld, ehemals in kaiserlichen Diensten, war mit einem Heer der protestantischen Union den Böhmen zu Hülfe gekommen. Thurn überschwemmte nun Mähren, das die Lichtensteine und der Cardinal Dietrichstein noch zum Theil treu erhalten hatten; drang in Oesterreich ein, erschien am 5. Juni 1619 vor Wien. Er nahm sein Hauptquartier zu Margarethen, warf bei St. Ulrich Batterien auf, und beschoß die Burg; Kugeln flogen bis ins Landhaus. Reiterhaufen des Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor (Gabriel) mit ungrischen Protestanten schwärmten bereits über die Fischa. Die Türken rüsteten sich. Die protestantischen Stände Oesterreichs, das ist der größere Theil, die Umstände sich plötzlich wieder so günstig sehend, sprachen laut davon, Ferdinanden in ein Kloster zu sperren, seine Kinder in der lutherischen Lehre erziehen zu lassen, und einen Herzog dieser Confession zu wählen. Selbst Ferdinands getreueste Freunde und Diener sahen keinen Ausweg und riethen dringend auf Nachgeben oder Flucht nach Tirol. Ferdinand verwarf mit Unwillen den Rath, sich in Sicherheit zu bringen; er verschloß sich in sein Cabinet. Eifrig mag er gebetet, und ohne Rückhalt sich dem göttlichen Willen ergeben haben, denn er trat mit jener festen Zuversicht auf die Fügungen Gottes wieder heraus, welche in den nächsten Augenblicken geprüft und bewährt ward. Tschernembel mit noch 15 vom protestantischen Adel

kam ihm unangemeldet entgegen; sie forderten trotzig schriftliche Genehmigung höchst erniedrigender Anträge; er verweigerte sie. Frech faßte ihn Thonradtel, Herr von Thernberg und Ebergassing, an den oberen Knöpfen des Wamses und schrie mit drohendem Blick: »wirst du nicht unterschreiben, Ferdinand!« — Nein! antwortete er, und in diesem entscheidenden Augenblick ertönten Trompeten und Paucken auf dem Burgplatz. Boucquoy hatte aus der Gegend von Krems das Küraſſierregiment Dampierre auf der Donau nach Wien geschickt; dessen Oberst Saint Hilaire (Santelier) das Mittel fand, durch das Wasser des Arsenals in die Stadt zu kommen, und sich auf dem Burgplatz aufzustellen. Daß gerade in jenem verhängnißreichen Augenblick die Trompeten eines ganz unerwarteten Regiments ertönten, betrachten Einige wie ein Wunder, Andere nennen es einen glücklichen Zufall, und gewinnen eben nichts dabei. Den erst so übermüthigen protestantischen Deputirten klangen die Trompeten wie die letzte Posaune, sie stürzten die Burgtreppen hinab, flüchteten in das Thurnische Lager oder verbargen sich in ihre Keller. Das Regiment Dampierre jetzt Graf J. Hardegg hat noch immer allein das Recht, durch die Stadt zu marschiren, und auf dem Burgplatz seinen Werbtisch aufzuschlagen.

Die katholischen Wienerbürger hatten aber in jener Zeit auch nicht ermangelt, einen unvergeßlichen Ehrenkranz zu erwerben, sie wußten, daß die kaiserliche Besatzung kaum einige hundert Mann

ſtark war, ſie ſahen die Gefahr, daß irgend ein Thor überwältiget, oder durch Verrath übergeben werden, und ſo mit jedem Tag die Stadt in Feindes Hände gerathen könnte; 1500 von ihnen ergriffen die Waffen und beſetzten die Thore, 600 Studenten theilten Beſchwerde, Gefahr und Ehre mit ihnen.

Am 12. Juni bekam Thurn einen Eilboten, daß Boucquoy und Dampierre den Grafen Mannsfeld geſchlagen, und Prag bedrohten; mit einbrechender Dämmerung zog er nach Böhmen ab, nachdem er durch ſieben Tage Wien vergeblich bedroht und beſchoſſen.

Ferdinand pflegte nun nicht der Ruhe die ihm gegönnt war. Entſchloſſen, ſeine ſchwere Aufgabe ganz zu löſen, vertraute er Wien ſeinem Bruder Leopold, und eilte nach Frankfurt, ſich die Kaiſerkrone zu erwerben.

Bethlen Gabor hatte inzwiſchen einen Bund mit den Böhmen geſchloſſen, und nahte ſich Wien mit großer Macht. Erzherzog Leopold beging den Fehler, den Boucquoy aus Böhmen zur Deckung Wiens abzurufen, was Ferdinand unter mißlicheren Umſtänden weiſe vermieden. Thurn folgte auf dem Fuße nach, und ſo war die, auf eine Belagerung nicht gefaßte, Stadt auf allen Seiten mit zahlreichen Heeren umgeben. Die Treffen, welche Boucquoy gegen Thurn und Bethlen liefern mußte, fielen ungünſtig aus; er hatte, zwiſchen Feind und

Stadt, Mangel an Lebensmitteln, und litt viel durch Desertion.

Die böhmischen Stände, welche nun ganz freie Hände hatten, setzten Ferdinand ab, und krönten am 17. August 1819 den reformirten Kurfürsten von der Pfalz Friedrich V. als ihren König. Aber so groß war die Achtung aller übrigen Kurfürsten für den Charakter Ferdinands, daß er auch unter solchen Umständen von ihnen einstimmig als Kaiser erwählt, und am 28. August 1819 gekrönt wurde. Von nun an nahm sein Geschick einen wunderbaren Umschwung.

Die Nachricht von den Ereignissen in Prag erfüllte die Feinde Ferdinands in und um Wien mit jubelnder Freude; desto niederschlagender war sie für die getreuen Wienerbürger. Obschon sie die Stadt seit vielen Wochen unermüdet vertheidigten, mußten sie doch, da Boucquoy zu schwach war, zweien überlegenen Feinden zu widerstehen, auch Mangel und Verrath die Stadt bedrohte, mit jedem Tage das Aeußerste erwarten. Allein wieder war die Hülfe am nächsten als die Noth am größten war; getreue Ungarn hatten sich gesammelt, und dem Statthalter des Bethlen Gabor, Georg Rakoczy, bei Kaschau eine solche Niederlage beigebracht, daß Bethlen mit allen seinen Truppen eiligst nach Ungarn aufbrach. Thurn, der viele Leute durch Krankheiten verloren hatte, wollte auch nicht allein dem tapfern Boucquoy und der zu erwartenden Reichshülfe gegenüber blei-

ben, und zog nach Böhmen; so ward Wien auf ganz unvermuthete Weise wieder frei.

Der Madrider Hof, welcher sich seit vielen Jahren kaltsinnig gegen die österreichische Linie benommen hatte, schickte Ferdinanden reiche Subsidien; versprach Hülfsvölker, und machte sogleich dem böhmischen Gegenkönig die gefährlichste Diversion durch einen Einfall aus den Niederlanden in die Rheinpfalz.

Auf der Heimkehr von der Kaiserkrönung hielt sich Ferdinand in München bei seinem Jugendfreund und Schwager Herzog **Maximilian** auf, welcher das Oberhaupt der katholischen Ligue im deutschen Reich war; und schloß einen Bund mit ihm. Maximilian vereinigte sich nun mit Boucquoy bei Zwettel und marschirte auf Prag; die zerstreuten böhmischen Truppen trieb er fliehend vor sich her, die widersetzlichen Städte nahm er mit Sturm. Am 8. Nov. 1620, an einem Sonntag, auf den das Evangelium trifft: »gebt dem Kaiser was des Kaisers ist« war die Schlacht am weißen Berg vor Prag; wo die Böhmen eine gänzliche Niederlage erlitten. Die Botschaft davon schreckte **Friedrich V.** von einem üppigen Gastmahl auf; er floh mit solcher Eile, daß er seine Krone und seine geheimsten Papiere im Stich ließ, zuerst nach Breßlau, dann nach Holland. Thurn verbarg sich in Siebenbürgen, Tschernembel starb in der Schweitz; alle offenbare Feinde des Kaisers waren zerstreut, die geheimen lernte er aus den zurückgelassenen Papieren Friedrichs kennen, und

zog sie zur Strafe. Bethlen Gabor ging einen langwierigen Waffenstillstand ein. Vor Ende des Jahres 1620 war Ferdinand II. vollkommen Herr in allen seinen ererbten Provinzen.

Da der Krieg sich demungeachtet über die Tage seines Lebens hinaus fortgesetzt hat, so wird, um ihn im Zusammenhange kurz erzählen zu können, hier vorerst nur vorgetragen, was zu jener Zeit Wien und Oesterreich insbesondere betroffen hat. Ferdinands erste Sorge war, ohne Furcht vor dem entschiedenen Haß dieser in Halb-Europa mächtig gewordenen Partei, die Vertreibung der Protestanten. Ihre Prediger, welche sich des Minoritenklosters und der Kirche bemächtiget hatten, mußten auf der Stelle Stadt und Land räumen; die Minoriten wurden wieder eingesetzt, die protestantische Kirche im Landhaus geschlossen. Diejenigen protestantischen Edelherrn, welche sich besonders freventlich gegen den Kaiser vergangen, wurden verbannt, und ihre Güter confiscirt; den übrigen so wie den protestantischen Bürgern bestimmte er eine Frist von 4 Monaten, um entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren oder auszuwandern. Eine große Zahl von Edelleuten und Bürgern wanderte aus; gewerbsfleißige Einwanderer aus dem Reiche kauften ihre leergewordenen Häuser.

Mit den confiscirten Gütern baute und stiftete Ferdinand Kirchen und Klöster; vollendete den Bau für die Capuciner, gab den Barnabiten die Pfarre St. Michael, stiftete die Carmeliten in der Leo-

poldstadt, die Paulaner auf der Wieden, die Camaldulenser auf dem Kahlenberg, die Benedictiner von Montserrat in Spanien (Schwarzspanier) vor dem Schottenthor, und mit seiner zweiten Gemahlinn Eleonora von Mantua die Carmeliterinnen zu St. Joseph, welche in spätern Zeiten (Siebenbücherinnen) genannt wurden, eigentlich aber von der Lage ihres Klosters Siebenbognerinnen hießen. Die Herrschaft Hernals, welche Helmhard Jörger, ein vorzüglicher Theilnehmer an der Empörung der Stände vom deutschen Orden an sich gebracht, schenkte der Kaiser dem Domkapitel; den Jesuiten räumte er die Universität und die Studentenbursen mit der Verbindlichkeit ein, eine Anzahl Studenten und Alumnen zu verpflegen. Diese Studentenbursen waren Stiftungen früherer Zeiten, und bestanden in zerstreuten kleinen Häusern in der Nähe der Universität, worin arme Studenten Unterstand, hier und da auch einige Verpflegung erhielten. Die Jesuiten bauten daraus nebst der Universitätskirche die zusammenhängenden Gebäude, welche jetzt das Collegium der Piaristen, die Universitätsbibliothek, das Convict, das Gymnasium und die philosophischen Hörsäle bilden. Das Zinshaus ober dem Schwibbogen daneben war das Seminarium für arme Studenten. Unter Ferdinand stiftete Ottavio Piccolomini die Serviten in der Roßau; und die jährliche Procession nach Mariazell 1632, der Kreuzweg nach Hernals, so wie der Gebrauch, daß die Frohnleichnamsprocession in der Stadt jederzeit von dem

Kaiser selbst oder einem Stellvertreter desselben begleitet wird, nahmen ihren Anfang. Auch kam zum Neujahr 1637 der erste Schematismus heraus.

Fast unter jeder der vorhergegangenen Regierungen wurden die Juden aus Wien abgeschafft, fanden aber immer das Mittel, zu bleiben oder bald wieder zu kommen. Ferdinand schlug einen Mittelweg ein; er wies ihnen einen großen Bezirk im untern Werd an, um sich dort Häuser zu bauen; dort mußten sie wohnen, durften nur zu gewissen Stunden in die Stadt kommen, und da nur zwei Gewölber haben, um die christlichen Pfänder zu verwahren.

Anton, Abt zu Kremsmünster, war zugleich der erste Fürstbischof zu Wien, und Director des geheimen Rathes; das Bisthum trug nur 8000 Gulden, allein Kremsmünster war das reichste Stift in Oesterreich. Er erbaute den Bischofhof, wozu er vom Kaiser 100,000 Gulden erhielt, und hatte beschlossen, den zweiten Thurm an der Stephanskirche auszubauen; der Baumeister hatte bereits den Ueberschlag eingereicht, und hoffte in vier Jahren damit fertig zu werden, als mit dem Tode des Fürstbischofs die grandiose Idee wieder unterging.

Zu einer Zeit, da der Krieg schon neunzehn Jahr gewüthet hatte, und mit erneuerter Kraft fortwüthete, in zwei Tagreisen die Türken und die Schweden zu erreichen waren, ist selbst der Willen zu einem solchen Unternehmen ein Beweis von Kraft und Großartigkeit.

Ferdinands Hofstaat war trotz aller Abtrünnig-

keit doch ganz kaiserlich. Der oben erwähnte Schematismus führt bei den Kammerherrn, deren 33 dienstthuende und 63 außerordentliche waren, unter den letzteren den Hoch- und Deutschmeister an, Herzoge von Lauenburg, Liegnitz, Münsterberg, Fürsten von Anhalt, Grafen von Oldenburg, Waldeck und Nassau.

Von dem mehr erwähnten Schematismus dürften kaum drei Exemplare noch vorhanden sein. Vor 14 Jahren hat ein Auszug davon in der Zeitschrift der Wanderer eine vorübergehende Lectür gewährt. Da jener Auszug ganz dem Verfasser des gegenwärtigen Werkes gehört, und der Schematismus wenige Monate vor Ferdinands II. Tod in lateinischer Sprache geschrieben, eine ganz gleichzeitige Urkunde ist; so läßt sich hier daraus ein getreues lebendiges Bild von Hof und Staat und Stadt in jener Zeit zusammenstellen.

Der Hof.

»Der Kaiser ist jetzt in seinem 59. Jahr, von mittelmäßiger Größe, corpulent, Haar und Bart schon ziemlich grau, von angenehmen Gesichtszügen, von menschenfreundlichem, wohlthätigen, sanften Gemüthe; von ausgezeichnetem Gedächtniß und Beredsamkeit; mäßig im Essen und Trinken, und sich wenig Schlaf erlaubend; gottesfürchtig, standhaft, thätig, ein großer Freund der Musik und vorzüglich der Jagd. Seine Hofcapelle besteht aus 80, seine Jägerei aus 150 Personen. Es

geht ein Sprichwort: in drei Dingen sei der Kaiser unermüdlich, in der Andacht, im Rath, und auf der Jagd.

Um 10 Uhr geht er zu Bett, manchmal unvermuthet um 1 Uhr, gewöhnlich um 4 Uhr steht er auf. An hohen Feiertagen empfängt er sammt der ganzen kaiserlichen Familie die Communion aus den Händen des päpstlichen Nuntius, wohnt Vormittags dem Hochamt und der deutschen Predigt, Nachmittags der Vesper und der italienischen Predigt bei; besucht wohl auch an solchen Tagen manchmal die Kirchen der Dominicaner, Kapuciner, Jesuiten und Carmeliten, wo er dann im Kloster zu speisen pflegt. An Sonn- und Feiertagen hört er Hochamt und Predigt in der Hofcapelle oder bei den Augustinern. Am Charsamstag besucht er alle heiligen Gräber; heuer zum ersten Mal konnte er dieses nicht mehr zu Fuße verrichten. Am Gründonnerstag wäscht er dreizehn armen Männern die Füße, und bedient sie beim Essen, das er ihnen reichen läßt. Sie werden neugekleidet, und mit einer Goldmünze, zwei Kremnitzer Ducaten im Werth, beschenkt. Die Kaiserinn begeht diesen Act der Demuth zugleich in einem andern Saale an 13 armen Weibern. Bei der Frohnleichnamsprocession, und bei der, welche die Jesuiten am Sonntag darauf halten, geht der Kaiser und der ganze Hof mit entblößtem Haupte mit.

Nach geendigtem Staatsrath, welcher täglich, oder wenigstens alle anderten Tag gehalten wird, geht der Kaiser, wenn nichts dringendes zum Expe-

diren vorliegt, entweder vor die Stadt spazieren, oder bei günstigem Wetter auf die Jagd, und kommt selten vor Abends zurück; wo er noch vor dem Abendessen pünctlich alle fertigen Expeditionen unterzeichnet. Er ist ein vortrefflicher Schütze und Parforce-Jäger, und läßt gern Wildschweine anlaufen; von welchen sodann die fremden Gesandten und ersten Hofbeamten Regalien erhalten. Der Kurfürst von Sachsen erhält jeden Monat von allem Wild, das der Kaiser erlegt oder fängt, ein genaues Verzeichniß.

Der Kaiser verwendet auch viel auf Musik, und bemüht sich, die vorzüglichsten Sänger, und auf jedem Instrument Virtuosen an seinen Hof zu ziehen. Die Musik, sagt er, ist recht gemacht für Beides, das Lob Gottes zu verherrlichen und das Gemüth des Menschen fröhlich zu erhalten.

Wenn der Kaiser in die Kirche fährt, so kommt zuerst die Hofdienerschaft, dann die Edelleute und verschiedene Hofbeamte zu Fuß. Darauf in abgesonderten Himmelwagen zuerst der Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers zweitgeborner Sohn; nach ihm der Kronprinz Ferdinand, bereits König von Ungarn, daher der König genannt; jetzt erst der Kaiser. Manchmal fährt die Kaiserinn mit ihm, manchmal in dem folgenden Wagen mit der Königinn und der Erzherzoginn Renata; hinter diesen das Hoffrauenzimmer in offenen Wagen, die jedoch in Riemen hängen. Neben kaiserlicher Majestät geht der Oberststallmeister mit bedecktem Haupt, rechts und links die Hatschierer (Arcieren) und Trabanten

mit ihren Hellebarden und Lanzen einzeln unbedeckt. Den Beschluß macht eine Compagnie zu Fuß. Was ein langer Zug, und eine zum Ansehen überaus herrliche Sache ist. Der Nuntius und die übrigen Gesandten finden sich in der Kirche ein, nähern sich aber kaiserlicher Majestät erst nach dem Gottesdienst vor dem Einsteigen in den Wagen, wonach sie sich einzeln zurückbegeben. So lange der Kaiser außer der Burg in der Stadt verweilt, werden alle Stadtthore geschlossen gehalten.

Wenn der Kaiser in die Hofkirche oder Burgcapelle zu Fuße geht, wird dieselbe Ordnung beobachtet, nur daß neben der Kaiserinn, der Königinn und der Erzherzoginn ihre Obersthofmeister gehen, und Hatschierer und Trabanten in der Ritterstube und Anticammera in Reihen aufgestellt stehen. Während des Gottesdienstes blasen die Hoftrompeter (es waren deren 11 musikalische, die übrigen ungerechnet) auf dem Burgplatz. Der Adel, die Räthe, die Minister, Gesandten und Andere, welche Zutritt bei Hof haben, warten auf die Rückkehr des Kaisers nach Stand und Würde in der Anticammera und Ritterstube. Niemand darf den Hut aufsetzen als Reichsfürsten, Cardinäle und Gesandte. Im Durchgehen bei der Rückkehr, welche ein Thürhüter durch zweimaliges Klopfen mit einem Schlüssel an die Thür ankündigt, werden dem Kaiser häufig Bittschriften überreicht, und mündliche Vorstellungen vorgetragen, die er, obwohl sie oft ziemlich weitläufig ausfallen, mit Güte anhört, und die Bittschriften alle

(jetzt nicht mehr möglich) in eigener Hand in sein Cabinet mitnimmt. Sieht der Kaiser einen fremden Cavalier oder einen einheimischen, der nach längerer Abwesenheit an den Hof zurückgekommen ist, so gibt er ihm die Hand zu küssen und spricht mit ihm; bringt wohl auch gegen andere Anwesende manche Frage in deutscher oder italienischer Sprache auf das Tapet, spricht sehr geläufig latein, niemals aber spanisch oder französisch, selbst nicht mit den Gesandten.

An gewissen Festtagen speist der ganze Hof öffentlich unter prächtiger Musik, wo dann ein außerordentlicher Zulauf ist. Kammerherrn, Truchsesse und andere Hofleute warten auf, manchmal auch Fürsten, Grafen und Freiherrn aus dem Reich. Wirkliche Reichsfürsten speisen auf Reisen oder auf dem Lande immer an der kaiserlichen Tafel, in der Stadt jedoch nicht immer; finden sich aber manchmal bei der Tafel ein, stehen mit bedecktem Haupt zur Seite, und der Kaiser spricht von Zeit zu Zeit mit ihnen. Christian der ältere Fürst von Anhalt hielt es anfangs mit des Kaisers Feinden, und kam von Land und Leuten; nachdem er sich aber mit dem Kaiser ausgesöhnt, wartete er öfters bei Tisch auf, und reichte nach dem Waschen das Handtuch. Als er mit seinem Fürstenthum aufs neue belehnt war, und sich doch wieder einfand, bei der Tafel aufzuwarten, ließ der Kaiser ihn durch den Oberst-Hofmarschall ersuchen, den Hut aufzusetzen; und nachdem er dieses gethan, befahl er ihm, sich an die Tafel zu setzen. »Das ist in der Burg zu Wien geschehen« —

ſetzt der alte Verfaſſer des Schematismus voll Verwunderung hinzu. — Wenn in den Zimmern der Kaiſerinn geſpeiſt wird, wartet das Frauenzimmer ſtatt des Adels auf. Es ſind aber der Speiſen weder ſo viele, noch ſo ausgeſuchte, als man es erwarten ſollte.

Die Hofämter waren dieſelben wie jetzt, nur Einige im Einzelnen verſchieden.

»Der Oberſtkämmerer trägt ſo wie alle Kammerherrn einen vergoldeten Schlüſſel an einem ſchwarzſeidenen Band. Die 33 dienſtthuenden Kammerherrn haben monatlich 40 Gulden Gehalt und freie Tafel. Zwei von ihnen müſſen jede Nacht vor dem Schlafgemach des Kaiſers wachen, und wechſeln wochentlich ab. Einer der Kammerherrn iſt Oberſtſtabelmeiſter, der mit einem ſchwarzen Stabe vorausgeht, wenn die Truchſeſſen, welche aus altadelichen Familien ſein müſſen, die Speiſen auftragen. Die Hofkapläne haben Meſſe zu leſen, und das Tiſchgebet bei der kaiſerlichen Tafel vorzubeten. Einer von ihnen iſt Pfarrer und hat 500 Gulden Gehalt, die übrigen 20 Gulden monatlich. Der kaiſerliche Beichtvater P. Lamormain iſt ein Jeſuit aus Niederland, ſchon in hohem Alter. Er genießt das größte Anſehen bei Hof. Die Kammerdiener, deren zehn ſind, haben monatlich 16 Gulden und freie Tafel, und ſind für ihre Perſon geadelt. Die zwei Kammerthürhüter haben monatlich 12 Gulden. Die Hofnarren und unter dieſen vor allen der Jonas führen nach Zeit und Gelegenheit ſcherzhafte Spiele

auf; am luſtigſten und freieſten geht es dabei auf dem Lande zu, oder während dem Eſſen auf Jagden.

Der Oberſtſtallmeiſter hilft dem Kaiſer aufſteigen, wenn er ausreitet, ſitzt ihm gegenüber im Wagen, wenn er aus der Stadt fährt, geht in der Stadt links daneben. Die Kleidung der Edelknaben iſt dreifärbig, gelb, ſchwarz und weiß. Es werden einige hundert Pferde gehalten, deren jährlich viele auf den Jagden zu Grund gehen. Es gibt vier Gattungen von Wagen; Pilentum für die höchſten Perſonen, Carpentum für das Frauenzimmer, Essedum für Kammerherrn und Truchſeſſen, Currus für die Kammerdiener.«

Dieſe lateiniſchen Namen laſſen ſich nicht wohl überſetzen, ſondern nur ungefähr beſchreiben. Pilentum mag ſo ein Wagen geweſen ſein, wie man ſie noch vor 50 — 60 Jahren geſehen; gedeckt, unten ſchmal, oben weit, nicht in Federn hängend, ſondern auf zwei breiten Riemen feſtſtehend. Carpentum beiläufig dasſelbe, nur ungedeckt. Da die römiſchen Soldaten, welche von einer Art Leiterwagen ſtritten, Essedarii hießen, ſo mag das Essedum ſo ziemlich unſern Zeiſelwagen geglichen, und der Currus keinen großen Vorzug vor einem Karren gehabt haben. Das Beſte dabei war noch, daß auf Reiſen die Männer zwiſchen einem Reitpferd und einen Platz auf dem Wagen wählen konnten. So viel von dem Hofe.

Der Staat.

Die erſte Staatsbehörde war der Geheimerath (eigentlich Staats- und Conferenzrath).

Geheime Räthe waren:

Franz Cardinal Fürst von Dietrichstein Bischof von Olmütz.

Anton Fürstbischof von Wien und Abt zu Kremsmünster, Director des Geheimenrathes.

Graf Meggau, Obersthofmeister des Kaisers.

Maximilian Graf Trautmannsdorf, Obersthofmeister des Königs von Ungarn.

Johann Ernst Graf von Fugger, Reichshofrathspräsident.

Ignaz Abt von Lilienfeld, Hofkammerpräsident.

Heinrich Graf von Schlick, Hofkriegsrathspräsident.

Johann Graf von Werdenberg, österreichischer Hofkanzler.

Wolfgang Graf von Mannsfeld, Feldmarschall und Obercommandant der ungrischen Gränzfestungen.

Georg Bischof von Vesprim, ungrischer Hofkanzler.

Wilhelm Graf von Slawata, böhmischer Oberstkanzler.

Franz Christoph Graf Khevenhüller, Obersthofmeister der Königinn von Ungarn.

Julius Neidhard Graf von Mörsburg, Vicelandshauptmann von Steier.

Peter Heinrich Freiherr von Strahlendorf, Reichsvicekanzler.

Seifried Christian Freiherr von Breuner, Statthalter von Niederösterreich.

Man wird unter diesen Geheimenräthen den Obersthofmeister der Kaiserinn vermissen, allein es war auch ein Fürst von Dietrichstein; und man setzte niemals zwei nahe Verwandte in ein Rathscollegium zusammen. Der geheime Rath hatte übrigens noch zwei Referendäre und zwei geheime Secretäre, welche alle vier Reichshofräthe waren. Sie hatten ihre eigenen Mitarbeiter und Kanzlisten. Nach dem Geheimenrath kam

Der Reichshofrath.

Diese bei weitem stärkste Behörde hatte außer dem Präsidenten, und dem Reichsvicekanzler noch einen Vicepräsidenten, 17 Räthe von der Herrenbank und 10 von der gelehrten Bank. Es ist dabei merkwürdig, daß den Reichshofräthen von der gelehrten Bank, wenn sie gleich geadelt, doch nicht Doctoren der Rechte waren, der Titel Herr nicht gegeben wurde. Ein anderes Beispiel von der Genauigkeit, mit der man auf Titel und Rang hielt, ist, daß die Residenten fremder Mächte nur den Titel Mousieur erhielten, und daß wegen Rangstreitigkeiten die ordentlichen Gesandten von Frankreich, Venedig, Savoyen, Toskana durch Residenten und Secretäre vertreten wurden.

Die Hofkammer

hatte nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten vier Räthe und einen Referendarius.

Der Hofkriegsrath

nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten, sechs Räthe. Der Vicepräsident Freiherr von Löbel, von dem eine Bastion den Namen hat, war zugleich Stadtcommandant; von den sechs Räthen war Graf Maradas zugleich commandirender General in Böhmen, und Graf Wolfgang Mannsfeld saß zugleich im geheimen Rath. Ein Graf Philipp Mannsfeld war Capitän der Trabantengarde, und ein Graf Bruno Mannsfeld Oberstjägermeister, während ein vierter, Graf Peter Ernst Mannsfeld als fürchterlicher Parteigänger gegen den Kaiser die Waffen getragen hatte.

Die böhmische, ungrische und österreichische Hofkanzlei haben keine Rathsgremien, sondern nebst den Kanzlern nur einen oder zwei Secretäre und ein sehr beschränktes Unterpersonale. Es kommen auch nur Gnadensachen, Fragen über Lehens- und Privilegienertheilungen u. dgl. an sie; die Verwaltung und Regierung der Provinzen ist den Statthaltern und obersten Landeswürden überlassen. Noch besteht eine vorübergehende Hofbehörde:

Der Gewissensrath.

Der Kaiser, für den die von den Protestanten der katholischen Kirche abgenommenen Güter kein persönliches Interesse haben, macht sich doch die Frage, in wie ferne diese Kirchengüter in den Händen der Protestanten gelassen werden können, oder streng zurückgefordert werden müssen, zur Gewissenssache,

und will ohne wohl überlegten Rath darüber nichts beschließen. Er setzte daher den Gewissensrath zusammen, und erwartet ein solches Gutachten, welches den allgemeinen Frieden herbeiführen soll.

Einkünfte des Kaisers.

»Von den Einkünften — meint unser alter Author — ist bei gegenwärtigen veränderlichen Zeiten, wo nichts in seinem alten Zustande sich befindet, nicht leicht etwas Verläßliches anzugeben. Die ungrischen Gold- und Silberbergwerke tragen zwar sehr viel, allein das geht Alles, und noch mehr für die Gränzfestungen gegen die Türken auf, diese sind Raab, Neuhäusel, Vesprim, Commorn, Papa, Warasdin, Creuz, Copreinitz, Zeng, Ogulin und Carlstadt.

Oberösterreich hat der Herzog von Bayern für aufgewendete Kriegskosten, die 1622 zu Regensburg auf 12 Millionen liquidirt worden, in Pfand.

Böhmen und Mähren haben seit einigen Jahren ungefähr 3 Millionen jährlich ertragen.

Die Lausitzen sind dem Kurfürsten von Sachsen für einige Millionen übertragen worden.

Die Schlesischen Einkünfte sind gar zu ungewiß, soviel weiß man aber, daß der Bieraufschlag allein 200tausend Gulden übersteigt.

Die Einkünfte von Niederösterreich, Steier, Kärnthen und Krain sind die verläßlichsten und belaufen sich auf zwei Millionen.

Die Einkünfte von Tirol und den Vorlanden

zieht des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg.

An freiwilligen Gaben von den getreuen Unterthanen gehen mehrere 100tausend Gulden ein, auch schießen die Stände der Provinzen beträchtliche Summen vor. Endlich sind seit 1618 wegen verschiedenen Rebellionen in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, etwas Weniges auch in Unterösterreich um 43 Millionen Güter confiscirt worden.«

In dem angehängten Titulaturbuch findet man, was man dort nicht sucht, nämlich die sonst nirgends angeführten Toisonisten. Der Kaiser selbst und die Prinzen sind nicht genannt, sondern nur Graf Meggau, Obersthofmeister des Kaisers, Graf Eszterhazy, Palatinus von Ungarn, Graf Slawata, böhmischer Oberstkanzler, Graf Khevenhüller, Obersthofmeister der Königinn von Ungarn, Freiherr von Breuner, Statthalter von Niederösterreich.

Die Aufschrift eines Schreibens an den Bassa von Ofen lautet: Dem achtbaren und hochansehnlichen Mann, Hussain Bassa, des großmächtigen türkischen Kaisers obersten Sandar dießseits des Meeres, derzeit Statthalter von Ofen, unserm geliebten Freund und Nachbar. —

Es erübriget noch

die Stadt.

»Wien liegt an einem Donauarm, auf dem gewöhnliche Schiffe bei großem Wasser bis zur Stadt kommen; bei kleinem Wasser aber müssen sie eine

Meile weiter oben zu Nußdorf oder gar zwei Meilen weiter zu Klosterneuburg anlegen; wo man dann durch den Wienerarm durchreiten kann. Dreiviertel Meilen von der Stadt gegen Mähren fliessen die übrigen schiffbaren Donauarme, über welche fünf Brücken führen. Gegen Mittag hat die Stadt ein Flüßchen, oder vielmehr Gießbach, ebenfalls **Wien** genannt, der oft schnell anwächst, bei anhaltendem Regen leicht austritt, und mehrere Mühlen treibt. (Auf einem im Kupfer gestochenen Plan aus jener Zeit sind zwischen beiden steinernen Brücken fünf Mühlen angezeigt.) Die Stadt hat sechs **Hauptthore** und 10 **Bastionen**, wovon einige erst von diesem Kaiser erbaut worden; die Schottenbastion befindet sich eben im Bau; zwischen der Burg- und Löbelbastei und unten längst der Donau sind die Mauern zu niedrig und zu schwach, auch beim Neuthor der Graben zu seicht und trocken.

Die Stadt hat weitläufige **Vorstädte**, jetzt auf 300 Schritte von der Stadtmauer entfernt. Darin sind sehr schöne Gärten und Sommergebäude, auch einige nicht zu verachtende Wohnhäuser. Die Vorstadt, jenseits dem Donauarm, ist eine Insel, wo die Juden wohnen, die nur unter Tages in die Stadt auf gewisse Plätze kommen dürfen. Die Stadt ist **überaus bevölkert**, und man glaubt, daß sie sammt den Vorstädten 60 tausend Einwohner zähle. Gewißheit darüber ist äußerst schwer zu erzielen.

Die **Garnison** besteht aus 1000 Mann zu Fuß, in acht Fähnlein abgetheilt. Im Fall der Noth werden

auch einige Corneten Reiterei in die Vorstädte aufgenommen. Die Bürgermiliz besteht aus vier Compagnien, jede zu 300 Mann zum Schutz der Stadt. Wie sie denn auch bei dem letzten ungrischen Aufstand, nachdem die Militärbesatzung über Preßburg vorrücken mußte, die Stadt durch vier ganze Monate gegen Bethlehem Gabor (Gabriel Bethlen) vertheidigten.

Das Civilregiment über alle das gemeine Wohl der Stadt und die Angelegenheiten der Bürger betreffende Gegenstände übt der Stadtrath aus, der aus achtzehn Bürgern und Rathsherrn besteht; der Bürgermeister ist das Oberhaupt davon. Für die Criminaljustiz hat der Stadtrichter seine Räthe und Beisitzer. Was die Universität betrifft, so haben die Jesuiten die Lehrkanzeln der Philosophie und größeren Theils auch der Theologie; eine theologische Kanzel muß jedoch immer für einen Dominicaner und eine für einen Franciscaner offen bleiben. Die juridische und medicinische Facultät haben keine Veränderung erlitten. Der akademische Senat besteht aus 16 Facultätsmitgliedern. Der Rector wird alle Halbjahre erwählt; und hat eine große und weit ausgedehnte Jurisdiction über alle Studenten, Professoren, Doctoren, Universitätsbeamte und Diener sammt ihren Familien.

Von Fürsten, Grafen und Freiherrn hatten 127 im Jahr 1636 auf den Landtagen von Ober- und Unterösterreich Sitz und Stimme, und 242 Ritter und Edle. Der Herrenstand von Unterösterreich allein

begriff dagegen 1820 über 200 Familien, worunter noch 50 von jenen alten 127 leben. Von den alten 242 ritterlichen und adeligen Familien erscheinen jetzt auf den Landtagen von Unteröſterreich als Ritter nur noch 7, als Freiherrn 8, als Grafen 6; zuſammen 21. So ſchnell ſchwinden die Geſchlechter vorüber, wenn ſie nicht durch Fideicommiſſe einigermaßen an Grund und Boden geheftet ſind.

Leider müſſen wir uns von dieſen friedlichen Anſichten wieder zu dem unſeligen dreißigjährigen Krieg wenden. Schon der alte Grieche Lucian ſagt: Der iſt der beſte Geſchichtſchreiber, der beiden einander entgegenſtehenden Parteien mißfällt. Dieſes iſt nämlich das Schickſal des unparteyiſchen Geſchichtſchreibers, indem jede Partei nur das gerne vernimmt und billiget, was ihr zur Ehre gereicht oder zum Vortheil. Doch wird hier der Verſuch gemacht, in gedrängter Kürze die Triebfedern und die vorzüglichſten Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges unparteiiſch darzuſtellen. Zu dieſem Ende geſchieht es auch, daß kein anderer Schriftſteller angeführt wird, als Schiller, welcher den Gegenſtand mit großem Beifall, und wahrlich als ſehr eifriger Proteſtant beſchrieben hat. Um nicht durch oft wiederholte ausdrückliche Anführung Schillers zu ermüden, werden die aus ſeiner Geſchichte entnommenen Worte mittelſt veränderter Schrift angezeigt.

Durch die Schlacht am Weiſſenberg am 8. November 1620 ward der Keckheit Friedrichs V. Kurfürſten von der Pfalz, ſich auf den böhmiſchen Kö-

nigsthron zu setzen, ein Ende gemacht; Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich und die übrigen Provinzen huldigten nach einander; das seit Carl V. von Stufe zu Stufe mit beschleunigter Bewegung gesunkene kaiserliche Ansehen war wieder hergestellt. Kurfürst Friedrich und die Fürsten, welche für ihn die Waffen geführt haben, wurden als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verlustig erklärt. Die Fürsten und Reichsstädte, welche sich unter dem Namen Union dem Kaiser mit bewaffneter Hand widersetzt hatten, und deren Haupt eben Friedrich V. war, konnten den aus den Niederlanden her eindringenden Spaniern und der Macht der Ligue, worunter man die vereinten katholischen Fürsten und Reichsstädte verstand, deren Haupt der Herzog Maximilian von Bayern war, nicht Stand halten; sie schworen die Union ab, und gelobten, sie nicht wieder zu erneuern.

Die Ligue, das ist die katholische Partei war froh, die Waffen auch ablegen zu können; und erwartete, daß es nun bei dem Augsburger Religionsfrieden bleiben werde, welcher den Protestanten zugestand, was sie in Bezug auf ihre Glaubensmeinung fordern konnten; weßwegen sie ihn auch mit großer Zufriedenheit unterschrieben hatten. Allein an zwei Umständen scheiterte der fast allgemeinere Wunsch nach Frieden. Einerseits hatten die Protestanten seit dem Religionsfrieden, und desselben unbezweifelbarem Inhalt entgegen, wieder viele Güter der ka-

tholiſchen Kirche eingezogen. Sie konnten wohl erwarten, daß der Kaiſer ſie ihnen von freien Stücken nicht laſſen würde; ſie aber wollten ſie durchaus nicht zurückſtellen. Daher verbanden ſie ſich, beſonders in Niederſachſen auf's neue zu bewaffnetem Widerſtand, und ſuchten auswärtige Hülfe bei den nordiſchen Höfen. Andrerſeits fand das Schickſal des Kurfürſten Friedrich und ſeiner ſchönen Gemahlinn, der Tochter Königs Jakob I. von England und Schottland, der Enkelin von Maria Stuart große Theilnahme. Als ihr Gemahl noch wankte die böhmiſche Krone anzunehmen, weil er wohl einſah, wie ſchwer ſie ohne bedeutende Hausmacht zu behaupten ſein werde, und daß bei dem Entſchluß der Böhmen nur die Feinheit und Thätigkeit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg für ihn davon trug; war ſie es, deren unwiderſtehlicher Mund ihn mit den Worten beſtürmte: »Konnteſt du dich vermeſſen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegen bringt? Ich will lieber Brot eſſen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürſtlichen Tiſche ſchwelgen.« Und jetzt? — Flüchtig und verborgen lebte ſie, und ferne von dem kurfürſtlichen Tiſche.

Ein einziger Mann, Aventurier ohne Geld, dem man ſelbſt die rechtmäßige Geburt ſtreitig machte, hatte ſich zum Vertheidiger dieſes Königs aufgeſtellt. Er nannte ſich Peter Ernſt Graf von Mannsfeld, und hatte früher dem Kaiſer ge-

dient. Als Friedrich noch auf dem Throne Böhmens saß, ward Mannsfeld von der Union mit einem Corps ihm zu Hülfe geschickt. Er besetzte Pilsen, und hielt sich dort auch nach der Schlacht am weißen Berg, bis seine Truppen von Geldnoth getrieben, die Stadt an die Kaiserlichen verkauften, und sich zerstreuten. Bald darauf sah man ihn in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union entlassen hatte. Ein neues zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand im kurzen unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Aus der Oberpfalz durch die Baiern gedrängt, erschien er in der Unterpfalz, und übte dort an den Rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den Fränkischen zugedacht hatte. Spanische Truppen hatten in der Unterpfalz Platz für Platz genommen; hoben aber die Belagerung von Frankenthal eiligst auf, als Mannsfelds überlegnes Heer eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte er über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offnen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß; und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen.

Einige Hülfe erschien wieder für Kurfürst Fried-

rich; ſein Schwiegervater unterſtützte Mannsfeld mit Truppen und Geld; der Markgraf von Baden vermehrte ſein Heer und vereinigte ſich mit ihm; der Herzog von Würtemberg verſtärkte ſich. Beide letzteren hatten erſt kürzlich die Union abgeſchworen.

Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, deſto reicher an glänzenden Ahnen, übernimmt, nachdem der Markgraf von Baden geſchlagen war, die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtauſend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freiheit den Namen leihen mußte. »Gottes Freund und der Pfaffen Feind,« war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen aus geraubtem Kirchenſilber führte.

Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein

zu plündern. Von Freund und Feind von dort vertrieben, stieß der Administrator bei Höchst auf Tilly, und verlor sein halbes Heer um über den Main zu kommen. Mit dem Ueberrest seiner Truppen stieß er zu Mannsfeld, und beide vereint, von Tilly verfolgt, stürzten sich abermals auf das Elsaß. Sie hatten mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; allein diese Lebensart war auch von allem Ungemach, und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame Feinde stehlen. Während daß der Kurfürst Friedrich nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und sich mit seinem Namen schmückte, war vorzüglich sein Schwiegervater, König Jacob I. von Großbrittanien bemüht, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand forderte vor Allem, daß er die Waffen niederlege; indem sein wildes Heer allein den Krieg in Deutschland noch fortsetze. Auf Jacobs Geheiß ertheilte Friedrich dem Mannsfeld und dem Administrator den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal.

Jetzt hätte in Deutschland Frieden sein können, wenn Mannsfeld und der Administrator in Folge ihres Abschiedes ihre Truppen auch verabschiedet hätten; allein sie waren blos eines Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie

nicht in Rüſtung geſetzt, (war blos ein löblicher Namen für unlöbliches Unternehmen) alſo konnte ſein Abſchied ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel für weſſen Sache ſie kriegten. Nach einem vergeblichen Verſuch des Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſie ſich beide nach Lothringen, wo die Ausſchweifungen ihrer Truppen bis in das Innerſte Frankreichs Schrecken verbreiteten. Einige Zeit lang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer ihnen Dienſte anboten. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benützte den erſten Augenblick von Erhohlung, ſich ihres gefährlichen Beiſtandes zu entledigen. Mannsfeld ließ ſeine Truppen in der fetten Provinz Oſtfriesland zu neuen Thaten ſich ſtärken. Chriſtian voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen gelernt, und kriegsluſtiger als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen zurück; den Handſchuh dieſer Prinzeſſinn auf dem Hut, und die Deviſe: »Alles für Gott und ſie« auf ſeinen Fahnen. Dieſe kühnen Parteigänger konnte man nicht ungehindert Raub und Plünderung fortſetzen laſſen; der bairiſche General Tilly folgte dem Herzog Chriſtian auf dem Fuße nach, ein anderes Corps der Ligue ließ Mannsfeld nicht aus den Augen. So waren es zwei unruhige Geiſter, die das Ende des Religionskrieges aufhielten, obwohl ſie den Krieg

nicht um der Religion willen, ſondern für Beute und wüſtes Leben führten.

In dieſe Zeit fällt der oberöſterreichiſche Bauernaufruhr unter Stephan Fadinger, ein Namen, der jetzt noch nach mehr als 200 Jahren ſchreckliche Erinnerungen mit ſich führt. Die oberöſterreichiſchen Stände, heftiger noch als die unteröſterreichiſchen, unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit ſtrebend, hatten ihre Bauern ſchon unter Mathias aufgeboten und bewaffnet, und widerſetzten ſich auch Ferdinand II. bei ſeiner Thronbeſteigung. Als dieſer ſeinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Baiern zur Deckung des Kriegsaufwandes, den er für ihn machte, Oberöſterreich verpfändete und einräumte, gab die Klage über eine fremde Regierung neuen Stoff zu Vermehrung von Unruhen und Gewaltthätigkeiten. Es geſchah, was überall geſchieht, wo man der rohen Menge die Waffen in die Hände gibt; Herzog Ernſt Ludwig von Sachſenlauenburg z. B. hatte auf ſeiner Reiſe nach Wien am 26. Juli 1620 beim Mittagmahl zu Eferding geäußert, »es würden bald andere Gäſte — er meinte die Baiern — nach Oberöſterreich kommen.« Die Bauern paßten ihm auf und ermordeten ihn. Klöſter und Schlöſſer plünderten ſie aus und erſchlugen die Bewohner. Einen bairiſchen Soldaten, den ſie gefangen bekamen, tödteten ſie unter ausgeſuchten Martern. Im Auguſt kam Maximilian mit ſeiner Armee nach Linz; die Soldaten der Stände nahm er in ſeinen Dienſt, die Stände

mußten, ungeachtet aller Proteſtationen, die Conföderationsacten abgeben, und in ſeine Hände dem Kaiſer Interimshuldigung leiſten. Nachdem er den Grafen Adam von Herberſtorf zum Statthalter eingeſetzt hatte, zog er gegen Böhmen, und vereinigte ſich unterweges mit Boucquoi. Jörger, Landau, Ungnad, Tſchernembel, welche bisher die größten Schreier und Aufhetzer unter den Ständen waren, ſchlichen ſich bei Maximilians Erſcheinen aus dem Lande; Tſchernembel flüchtete nach Prag, wo er auf einige Wochen Friedrichs Kriegspräſident war.

Durch des Statthalters gemäßigtes Benehmen, durch des Kaiſers Güte und durch die Erfahrung, daß es leichter iſt, Einem Kaiſer als hundert Rebellen zu dienen, wurde eine gänzliche Unterwerfung der Stände herbeigeführt. Jetzt hätten ſie gerne auch ihre Bauern zur Ruhe gebracht; allein in früheren Jahren hatten die Herren ihre Unterthanen ja faſt mit Gewalt zur Glaubensveränderung vermocht. Religionshaß legt der gemeine Mann ſo leicht nicht ab, leicht hingegen gewöhnt er ſich an Mord und Raub anſtatt der ſchweren Feldarbeit. Die flüchtigen Landesherrn, deren Güter confiscirt worden, die ſie nur durch Aufruhr wieder zu gewinnen hoffen konnten, nährten dieſen Geiſt durch geheime Boten; ſelbſt von Kurfürſt Friedrich, von Mannsfeld, ſpäter vom König von Dänemark erhielten ſie Aufmunterung. Der Aufſtand, in einer Gegend auf kurze Zeit gedämpft, brach gleich wieder in einer andern aus.

Die Gluth glimmte unter dünner Aſchendecke fort; ein leichter Windſtoß jagte ſie in helle Flammen auf.

Ein bairiſcher Soldat bekam am 17. Mai 1626 mit einem Bauer Streit über ein Pferd, mehre Bauern und Soldaten verſammelten ſich, es kam zum ernſten Handgemenge, acht Soldaten wurden getödtet. So ganz waren ſie auf ein dergleichen Ereigniß gefaßt, daß ſie zwei Tage darnach am 19. ſchon an 16tauſend verſammelt waren, Gewehre und zwölf Kanonen hatten, einige Schlöſſer belagerten, offne Orte plünderten, Geiſtliche ermordeten, die Soldaten tödteten, auch wenn ſie ſich gefangen gaben. Ein allgemeines Aufgebot erließen ſie, jeder mußte die Waffen ergreifen, oder wurde geprügelt bis er es that. Der Statthalter, dem man glauben machte, daß ihrer nur zweitauſend wären, zog ihnen mit 1200 Mann entgegen, und griff ſie an, denn ſie waren größtentheils im Wald verſteckt. Er wurde geſchlagen, verlor fünfhundert Mann, zwei Wagen mit Munition und ſeine Kanonen. Dieſer erſte Sieg machte ſie noch trotziger und verwegener. Als oberſter Anführer wurde Stephan Fadinger erwählt, der früher ein Hutmacher, damals Beſitzer eines großen Bauerngutes war; ein kühner unternehmender, ſeiner Aufgabe gewachſener Mann. Er nannte ſich Oberhauptmann der chriſtlich evangeliſchen Armee oder verſammelten Bauerſchaft in Oberöſterreich; ſetzte jedem Viertel des Landes einen Hauptmann vor, ſo wie jetzt die Kreishauptleute beſtehen; ernannte geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviant-

meiſter, Feldſchreiber; gab eine Defenſionsordnung heraus, beſetzte die Gränzen, beſchützte ſie mit Schanzen und Verhauen, ſperrte die Donau mit Ketten, die noch in dem k. k. Zeughaus zu Wien Verwunderung erregen. Er wußte auch Leute über ſeinen Stand für ſeinen Dienſt zu gewinnen, z. B. den Stadtrichter und den Stadtkämmerer von Steier, einen Doctor und Achaz Wiellinger, der unter dem Ritterſtand von Oberöſterreich Sitz und Stimme hatte.

So lange Fadinger lebte, wurden die Bauern wohl hier und da in kleineren Treffen geſchlagen und hart beſtraft, aber im Ganzen ſpielten ſie auf grauſame Art den Meiſter. Immer wußte Fadinger Unterhandlungen unter vorgeſpiegelter Bereitwilligkeit zur Unterwerfung anzuknüpfen, und ſo geneigt der Kaiſer war, Vieles zuzugeſtehen, wußte Fadinger es immer ſo zu führen, daß ſie ohne Erfolg blieben. Ferdinand und Maximilian waren in Ungarn und Deutſchland zu ſehr beſchäftiget, um eine Macht nach Oberöſterreich abſenden zu können, die genügend geweſen wäre, dort die Ruhe durch die Waffen herzuſtellen. Bethlen Gabor hatte, von ſeinen Glaubensgenoſſen aufgefordert, wieder den Waffenſtillſtand gebrochen.

Maximilian hatte ſich um den Kaiſer hoch verdient gemacht, indem er nicht nur die böhmiſchen Rebellen geſchlagen, ſondern auch die Ruheſtörer in Deutſchland verfolgte. Ferdinand, um ihn zu belohnen, übertrug am 25. Februar 1523 die von Friedrich verwirkte kurfürſtliche Würde auf Maximilian.

In einen Schrei des Entsetzens brachen die Protestanten darüber aus; sie hatten erwartet, den Pfalzgrafen nächstens in seine Würden und Länder wieder eingesetzt zu sehen, sie fanden nichts ernstlich strafwürdiges in seinem Benehmen; sie hatten vergessen, daß Kaiser Carl V. um geringere Veranlassung die sächsische Kurwürde von der älteren auf die jüngere Linie übertragen hatte. Die Belehnung Maximilians geschah mit Zustimmung aller Kurfürsten, selbst des protestantischen Johann Georgs von Sachsen und Brandenburgs, und es wurden den Kindern und Agnaten Friedrichs ihre Rechte vorbehalten, was bei der Uebertragung der sächsischen Kurwürde nicht geschah. Doch nennt selbst Schiller — so weit kann Parteilichkeit verblenden, — diese Belehnung eine Verspottung der Reichsgrundgesetze, und erwähnt des milden Vorbehaltes auf unedle Weise.

Graf Mannsfeld war zu gut beobachtet, als daß er jetzt etwas unternehmen konnte, Christian wagte einen Feldzug und wurde geschlagen, Gabor mußte Frieden schließen.

Der Kaiser und die Ligue standen bewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte. Es hätte allerdings wieder Friede werden können, und wäre geworden, denn der Kaiser wünschte ihn sehr, da alle seine Länder so viel gelitten hatten, die Ruhe nur gewaltsam hergestellt, und der größte Theil von Ungarn verloren war. Allein in Niederdeutschland waren die Protestanten die herrschende

Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden. Die Fürsten besorgten, diese Stifter, in welchen ein nicht geringer Theil ihrer Macht bestand, der Kirche zurückgeben zu müssen.

In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich also der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden gehoben, Truppen geworben, und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man überlegte, ob man den König von Schweden oder den von Dänemark an die Spitze des Bundes stellen sollte. Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu beschützen und die furchtbare Macht Oesterreichs zu bekriegen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian IV. gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Je mehr Lorbern er sich selbst in diesem Feldzug versprach, desto weniger konnte er es von sich erhalten, sie seinem beneidenden Nachbar zu gönnen.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Meklen-

burg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth; und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an.

Hier haben wir das Geständniß eines eifrigen Protestanten, daß der niedersächsische Kreis den Krieg wieder angefangen, daß er sich unter frecher Lüge, es gelte die Aufrechthaltung der Ruhe, zur Demüthigung des Kaisers rüstete, daß er mit fremden Mächten unterhandelte, einen fremden Herrscher mit seiner bewaffneten Macht ins Land rief. Diesem

Beginnen fehlt nichts zur strafbarsten Felonie und Rebellion.

Die furchtbare Macht des Kaisers, vor der sie so große Besorgnisse äußerten, hat so wenig bestanden, daß Schiller auf dem nächsten Blatte selbst sagt: Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn der drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können.

Der Kaiser selbst erkannte nur zu gut, wie weit er von einer furchtbaren Macht entfernt, und wie nothwendig es war, dem, für jene Zeiten, ungeheurem Heere Christians wenigstens 20,000 Mann entgegen zu stellen. Aber auch dazu war man in Verlegenheit, die Mittel aufzutreiben. Graf Wallenstein, ein böhmischer Güterbesitzer, hatte von Jugend auf in den Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Ungarn und Siebenbürger auf das rühmlichste gedient, war in der Schlacht am weißen Berg Oberster, schlug dann als General eine ungrische Armee in Mähren. Dieser welthistorische Mann bot sich an, auf eigene und seiner Freunde Kosten zum Dienst des Kaisers eine Armee auszurüsten, zu bekleiden, zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Nach wenigen Monaten verließ er noch 1625 mit 20,000 Mann die Gränzen Böh-

mens; bald darauf erschien er mit 30,000 Mann an den Gränzen Niedersachsens. Sein Ruf war so groß, jeder seiner Schritte zeigte so ganz den gebornen Feldherrn, daß selbst regierende Fürsten sich jetzt erboten, Regimenter für Oesterreich aufzustellen. Er hatte nämlich die, erst in neuester Zeit mit glänzendem Erfolg angewandte Kunst, ohne Raubzüge den Krieg durch den Krieg zu bestreiten, schon frühe ausgefunden. Was von dem Geitze seiner Mutter und von geerbten ungeheuren Reichthümern erzählt wird, gehört ohne Zweifel zur Fabel; die von Förster herausgegebenen Originalbriefe zeigen vielmehr, daß er öfters in Verlegenheit um Geld gewesen war.

Wallenstein (eigentlich Waldstein) hatte den Auftrag, zu der Armee des Tilly zu stoßen; allein, ein besserer General, als die Hofkriegsräthe, die ihm den Auftrag gegeben, und mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, nahm er bei Dessau an beiden Ufern der Elbe Position. Der König von Dänemark erkannte bald die ganze Gefahr dieser Stellung, wo er zwischen zwei feindlichen Armeen im Rücken angefallen, von seinen eigenen Ländern abgeschnitten werden konnte. Er zog noch Herzog Christian und Mannsfeld an sich. Dieser muthige Parteigänger wagte es, sich Wallenstein bei Dessau entgegen zu stellen. Wallenstein schickte dem Tilly einige Regimenter; mit den übrigen griff er Mannsfeld an, schlug ihn, jagte ihn durch Schlesien, Mähren, Ungarn bis nach Siebenbürgen, wo er den Rest seiner Truppen zerstreute, und Bethlen Gabor zum Frieden zwang. Schiller erzählt

dasselbe folgendermaßen: »Wallenstein war dem Grafen Mannsfeld gefolgt, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen; und anstatt der gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahl von Hoffnung wieder zu brechen, wies er Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem andern Geld aufzubringen.

Man sieht, daß es auch über Vorgänge vor 200 Jahren zweierlei Armeeberichte geben kann. Mannsfeld nahm seinen Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; nicht weit von Zara er-

eilte ihn der Tod. Christian von Braunschweig starb kurz vorher auch im Bette.

Der König von Dänemark mußte mit all seiner Uebermacht sich darauf beschränken, eine entscheidende Schlacht mit Tilly zu vermeiden, dessen überlegenes Feldherrntalent sie eifrig suchte. Jetzt, mit Wallensteins Regimentern verstärkt, zwang Tilly den König am 21. Juli 1627 bei Lutter am Barrenberg zur Schlacht. Ein glänzender Sieg war der Erfolg. Sechzig Fahnen, die ganze Artillerie, Bagage und Munition der Dänen ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger. Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlag bald wieder.

Das folgende Jahr kam Wallenstein wieder aus Siebenbürgen herauf. Beide große Feldherrn mit einander vereint hatten bald das ganze nördliche Deutschland bis auf wenige feste Plätze im Besitz. Christian verließ 1628 das feste Land von Deutschland, und verbarg sich in seinen Inseln. Das folgende Jahr unterzeichnete er den Kopenhagner Frieden, wie ihn Wallenstein dictirte, zwar nicht zu seinem Ruhme, doch hielt er ihn zu seiner Ehre. Er erhielt seine Besitzungen in Deutschland, die er bis auf Glückstadt alle verloren hatte, zurück; nur verpflichtete man ihn, die Ruhe Deutschlands nicht wieder zu stören.

Ferdinand bewies auch bei dieſer Gelegenheit, daß ihm nicht darum zu thun ſei, zu erobern oder ſich zu rächen, ſondern nur Frieden zu erhalten. Die Herzoge von Meklenburg wurden als Verbündete des Königs von Dänemark in die Reichsacht erklärt, und aus ihren Staaten vertrieben. Der Bauernaufruhr in Oberöſterreich hatte, nachdem Stephan Fadinger bei der Belagerung von Enns verwundet worden, und an ſeinen Wunden geſtorben war, an deſſen Nachfolger ein viel minder geeignetes Oberhaupt gefunden; doch wehrten ſie ſich noch, freilich oft mit großem Verluſte, gegen vier regulirte Corps, bis Pappenheim kam und im November 1627 dem unſeligen Aufſtand durch wiederholte Niederlagen der Bauern ein Ende machten. Vielen Tauſenden hatte es in anderthalb Jahren das Leben gekoſtet, 15 der Anführer wurden hingerichtet, das ſchöne Land war ſo verwüſtet, daß es ſich erſt nach langen Jahren erholte.

Jetzt war wieder ein Zeitpunct eingetreten, wo man den allgemeinen Frieden ſchnell zu Stande zu bringen hoffte. Der Kaiſer und die katholiſche Ligue befanden ſich ganz und überall im Vortheil, die Proteſtanten, in ganz Deutſchland geſchlagen, waren, eine bedeutende Macht aufzuſtellen, nicht mehr im Stande, doch waren es die Katholiken allein, die dem Frieden Opfer bringen wollten. Den Beſitzſtand zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens wollten ſie zurückführen, alle von ihren Armeen beſetzten Länder wieder abtreten; den Proteſtanten die

vor dem Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter unbestritten lassen. Der Besitzstand zur Zeit des Religionsfriedens aber brachte mit sich, daß die Protestanten die seither der katholischen Kirche abgenommenen Güter wieder zurückstellten. Davon wollten sie nichts hören; sie benahmen sich bei den vorläufigen Unterhandlungen, als wären sie alle die zehn Jahre her nicht immer die Geschlagenen sondern die Sieger gewesen. Schiller berichtet die Beweggründe dieses Benehmens: Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte.

Es ist hier nicht der Ort, diese Streitfrage abzuhandeln, nur wird gelegenheitlich bemerkt, daß katholische Fürsten zwar auch Stifter und Klöster aufheben, derselben Eigenthum aber keinesweges zu Vermehrung ihrer Einkünfte und ihrer Macht verwenden, sondern ganz und gar, wofür sie ursprünglich gestiftet worden, für Religion und wissenschaftlichen Unterricht.

Der Kaiſer betrachtete die Streitfrage als eine Gewiſſensſache. Mit wohlbedachtem Rath entwarf er ein Reſtitutions-Edict, welches entſchied, daß jede nach dem Datum des Religionsfriedens von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieſes Friedens zuwider laufe, und als eine Verletzung desſelben widerrufen ſei. Nicht weniger als zwei Erzbisthümer (Magdeburg und Bremen) und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten.

Nachdem Ferdinand II. die Zuſtimmung aller katholiſchen Kurfürſten, und ſelbſt Kurſachſens erhalten hatte, publicirte er 1629 ſein Reſtitutions-Edict. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beide ſtreitende Parteien zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren, und auf die ehemals geſchehene Einwilligung ſelbſt proteſtantiſcher Stände.

Kurſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der

ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter sein, ohne die Freiheit des deutschen Reiches in einen leeren Schall zu verwandeln.

Es war nicht des Kaisers eigene Sache! Bei dieser Frage war es den Katholiken nicht um Privateigenthum zu thun, sondern um Eigenthum der Kirche. Ferdinand, der selbst mit confiscirten weltlichen Gütern nicht sich bereicherte, sondern Klöster stiftete und Kirchen baute, würde ganz gewiß zurückgestelltes Kircheneigenthum nicht sich zugeeignet, und eben so wenig, wie Schiller ungerecht vermuthet, die ihm anhängenden Fürsten damit belohnt haben. Die Behauptung übrigens, daß der Kaiser selbst, wie es hier der Fall war, mit Zustimmung aller Kurfürsten bis auf einen, über einen in Zweifel gezogenen Artikel des Religionsfriedens nicht entscheiden könne, weil er entweder Katholik oder Protestant, also immer Partei sei, gränzt ein wenig ans Komische; denn es würde uns sonach Niemand erübrigen, um über unsere Religionsstreite zu entscheiden als der türkische Kaiser.

Kaiserliche Commissarien wurden ernannt, um

das Restitutions-Edict in Ausführung zu bringen, und die von den Protestanten zurückzustellenden Kirchengüter zu übernehmen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang, die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen (zurückgestellt vielmehr). »Eben so mußte der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelische Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstand begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen.

Der gutmüthige Kaiser ließ sich dadurch bewegen, die strenge Vollstreckung des Restitutions-Edictes noch ein Jahr lang zu verschieben. Er ordnete eine Kurfürstenversammlung 1630 in Regensburg an, und begab sich selbst dahin, in bester Hoffnung, auf dem gelindesten Wege alle Beschwerden zu heben, und Deutschland zu beruhigen. Ein Jahr war schon in Ruhe vergangen; es gab unter den protestantischen Fürsten einige, die großmüthig geneigt waren, auf einen Besitz, dessen Rechtmäßigkeit in Zweifel gezogen war, dem leidenden Vaterland zu Liebe Verzicht zu leisten. Es hätte dem guten Willen des Kaisers gelingen müssen, vorerst die allgemeine Ruhe zu befestigen, in der Folge ein bleibendes Uebereinkommen herbei zu führen; wenn nicht — Richelieu

gewesen wäre. Deutschland ist durch seine Lage und durch die Kraft seines Volkes, gleichsam die Centralfestung von Europa, geeignet, die übrigen Reiche in Frieden zu erhalten, durch Wissenschaft, Kunst und Handel mit einander zu verbinden. Allein mancherlei hinderte es seit alter Zeit, seine hohe Bestimmung zu erfüllen. So wie ein Schriftsteller unserer Tage den Grundsatz ausspricht: Alles ist recht, was nützt, so war es Richelieus Maxime: Alles ist recht, was Deutschland schadet und Oesterreich schwächt. Er übersah die Gelegenheit damals nicht, seine Maxime wirksam in Anwendung zu bringen. Alles Blut, was seit 1630 noch durch achtzehn Jahre geflossen, alle Verwüstung und Verwilderung, die Deutschland in jenen unglücklichen Jahren erlitten, hat es diesem Minister zu verdanken, der, selbst Cardinal, die Protestanten, die er in Frankreich verfolgte, in Deutschland beschützte. Jenes nicht aus Haß, dieses nichts aus Liebe, beides nur aus Politik. Von allen Seiten setzte er seine Maschinen in Bewegung. Den König von Schweden Gustav Adolph, einen kriegserfahrnen, persönlich tapfern, ehrgeizigen Herrn im kraftvollen Mannesalter von 36 Jahren ersah sich der Cardinal zum Heerführer der deutschen Protestanten. Er war im Kriege mit Pohlen begriffen, Richelieu vermittelte Waffenstillstand auf sechs Jahre; und hetzte Rußland gegen Pohlen, um es inzwischen zu beschäftigen. An den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, um diesen wankelmüthigen Mann zum wiederholten Friedensbruch zu

vermögen, und gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen. Mit Guſtav Adolph ſchloß Richelieu ein Bündniß und zahlte ihm Subſidien, doch mußte dieſer Vertrag vor der Hand geheim bleiben. Bei den proteſtantiſchen Ständen gingen Unterhändler herum, verſprachen ſchwediſche Hülfe, ermunterten zum Widerſtand gegen das Reſtitutions-Edict, zu Klagen gegen Wallenſteins Stolz und Präpotenz und Gelderpreſſungen. Aber auch die katholiſchen Fürſten, und vor allen den Curfürſten von Baiern wollte Richelieu von dem Kaiſer abwendig machen, und dieſen in die gefährliche Wahl ſtellen, entweder ſich von Maximilian und dem größten Theil der Ligue verlaſſen zu ſehen oder Wallenſtein zu entlaſſen: Eines ſo verderblich als das Andere. Wallenſteins unbändiger Stolz und ſchonungsloſe Härte, womit er in Feindes und Freundes Land die Bedürfniſſe der Armee beitrieb; und die Eiferſucht und Empfindlichkeit des Kurfürſten von Baiern ließen dem Cardinal freies Spiel. Vor Wallenſteins Erſcheinen war Maximilian die Seele der katholiſchen Partei. Der Kaiſer, durch Bande der Jugendfreundſchaft und Schwägerſchaft mit ihm verbunden, und ſich ſelbſt bewußt, zum Feldherrn nicht geboren zu ſein, ließ ihn gerne gewähren. Ferdinand war Kaiſer dem Namen nach, Maximilian war es in der That geweſen. Er hatte ſich auch hoch verdient gemacht durch die Schlacht am weißen Berg, durch ſeines Generals Tilly Siege, wo er einen Feind fand, durch ſeines Generals Pappenheim Unterdrückung des Aufruhrs in Ober-

österreich, durch die Niederlage des Dänenkönigs. Er ist mit dem Kurhute belohnt worden. Allein jetzt war es Wallenstein, auf den sich aller Augen richteten, er war Herzog von Friesland genannt, ihm war das Herzogthum Meklenburg eingeräumt worden, er stand zunächst an der Kurwürde, er machte kein Geheimniß daraus, daß er es zur Königskrone bringen wolle. Das reizte Maximilian auf; in Schatten gestellt, fast überflüssig geworden zu sein, konnte er nicht vertragen. Richelieu, davon wohl unterrichtet, spiegelte dem Kurfürsten und den größeren katholischen Fürsten eine Verbindung mit Frankreich vor, um die katholischen Lande sowohl gegen die Protestanten, als gegen die Gewaltthaten des kaiserlichen Generals zu schützen. Damit brachte er sie zu dem Entschluß, entweder Wallenstein zu stürzen, oder in ein Bündniß mit Frankreich zu treten. Des großen Wallenstein großer Fehler war gränzenloser Stolz. Er wußte, daß er sich damit alle Welt zu Feinde machte; allein das Bewußtsein seiner Verdienste und seiner damals noch von Niemand bezweifelten reinen Absichten setzten ihn über Alles hinaus; selbst über den Anflug vom Lächerlichen, als er sich kaiserlichen Generalissimus zu Land und zu Wasser nannte, ohne eine Flotte zu haben; und als er von Stralsund abziehen mußte, obschon er sich vermessen hatte, die Stadt zu nehmen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel befestiget wäre. Die Bedürfnisse der Armee muß der General vor allem befriedigen, wenn er nicht durch Ausreißer und Meuterer in

Nachtheil gesetzt sein will. Dafür, wenn es die Noth erfordert, kann er des Herrn eigenes Land nicht schonen. In der Methode mag da Wallenstein gefehlt, und eine unabwendbare Last durch die Härte seines Charakters bis zum Unerträglichen gesteigert haben. Man spricht jedoch gar zu leicht Uebles gegen den Mann, den man haßt, als daß nicht Vieles, was über Wallensteins Gelderpressungen und ungeheuren Aufwand geschrien und geschrieben worden, zu den Uebertreibungen gehören sollte. Ein Beispiel für alle. Schiller schreibt: Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jener Zeit trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben. Wo ist das Geld hingekommen? — Ganz Europa hat jetzt nicht einmal so viel Schulden!

Ferdinand II. kam mit dem versöhnlichsten Gemüthe, und in der schmeichelhaften Hoffnung nach Regensburg, es zum allgemeinen Frieden zu führen. Unerwartet wurde er mit Klagen und Beschwerden über Wallensteins Erpressungen bestürmt. Nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann sich Ferdinand nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren achtzehnhundert Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten die Schweden sich schon lebhaft

zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der gröſste Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, in förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. In den Niederlanden und in Deutschland wurden schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet.

Unter solchen Umständen, wo ein, mit groſsem Recht als Feldherr berühmter König mit Macht sich gegen den Kaiser rüstete, 1800 Mann der kostbarsten Waffe, die man so leicht nicht wieder aufstellen konnte, abgedankt zu haben, war noch nicht genug. Der Politik Richelieus gelang der Meisterstreich, die Katholiken auf die Absetzung ihres verläßlichsten Vertheidigers dringen zu machen, und selbst den Kaiser zu Absetzung Wallensteins zu vermögen. Abgeordnete aus Frankreich kamen nach Regensburg, weil sich der Kaiser dort befand, um einen Krieg, der sich wegen der Mantuanischen Erbschaft zu entspinnen drohte, durch Unterhandlung beizulegen. Mit diesen Abgeordneten war auch ein Capuciner ohne irgend einen öffentlichen Charakter, so wie ein Hauscaplan, mitgekommen. Er hieß Pater Joseph, war ein Mann von hohen Jahren, ehrwürdigem Ansehen, exemplarischen priesterlichen Betragen. Dieser Capuci-

ner war der eigentliche Gesandte, seine Mission hatte aber mit der Mantuanischen Erbschaft nichts zu thun. Richelieu sah gar wohl voraus, daß der Kaiser sich nicht würde entschließen können, weder von Maximilian sich zu trennen, noch Wallenstein abzusetzen; er wußte dagegen aber auch, von wie großem Gewichte bei Ferdinand das Wort eines würdigen Priesters war. P. Joseph war angewiesen, unter den anwesenden Kurfürsten die Meinung zu äußern, der drohende Krieg mit Schweden sei kein Gegenstand von Bedeutung, das Land sei arm an Geld und Leuten und durch den achtjährigen Krieg mit Polen schon über seine Kräfte hergenommen. Eine Ansicht, der man im kaiserlichen Ministerium nur gar zu willig das Ohr lieh, und alles Ernstes glaubte, mit Gustav Adolph in wenigen Monaten fertig zu werden. Den Haß gegen Wallenstein hatte er bei allen Fürsten zu schärfen, besonders den Kurfürsten von Baiern zu einer kategorischen Erklärung anzuspornen; das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen, Wallensteins Absetzung zu bewirken. Der gehorsame Capuciner vollzog sehr geschickt des Cardinals Befehle. Ferdinand in der Pein der Wahl zwischen Maximilian und Wallenstein fragte den frommen Mann, der bei jeder Gelegenheit günstige Gesinnungen für Oesterreich geäußert hatte, um seine Meinung. Sie ging dahin, mit Maximilian verliere der Kaiser auch den größten Theil der Ligue, und die Gemüther, so wie sie jetzt gestimmt seien, würden noch mehr erbittert werden; an Wallenstein verliere er nur einen

Mann, seine Nachgiebigkeit in diesem Puncte würde ihm alle Herzen wieder gewinnen, und er sei ja reich und mächtig genug, um nach kurzer Zeit, wenn es wirklich noththun sollte, Wallenstein neuerdings in seinen Dienst zu ziehen. Diese Meinung, die wohl auch aufrichtig und wohlgemeint gewesen sein mag, entschied Wallensteins Absetzung. Tilly trat als Ober-General der kaiserlichen und liguistischen Truppen in österreichische Dienste. Der Kaiser hatte zwei von Wallensteins genauesten Freunden, den Fürsten Eggenberg und den Grafen Questenberg zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft gewählt, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte. — »Der Kaiser ist verrathen, antwortete er den Gesandten, ich bedaure ihn, aber ich vergebe ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern dominirt. Zwar thut es mir wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstand aufgegeben hat, aber ich will gehorchen.« Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu beschützen.

In diesen wenigen Worten lebt Wallenstein; sein ausschweifender Stolz, den er selbst gegen den Kaiser nicht ganz zurückhalten konnte, und seine Klugheit, mit welcher er den Wiedereintritt in seine Stelle gleich jetzt vorbereitete. Er zog sich in ein

glänzendes Privatleben zurück; und hüllte sich in das stolze Bewußtsein, daß man seiner bald wieder bedürfen, daß er bald wieder die Macht in Händen haben werde. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat mit ihren Leuten sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heeres ersetzte, verließ er Regensburg. Da hatte ihn Richelieu überwunden, ehe noch ein Schwede auf deutschen Boden gestanden.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolph an den pommerischen Küsten. Der Rheingraf Otto Ludwig, Mathias Graf von Thurn, der Urheber dieses schrecklichen Krieges, die Generale Gustav Horn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Tott, Teufel, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen commandirten unter dem König. Die Anwesenheit Thurns und einer Ueberzahl deutscher Commandanten sind ein Beweis mehr, daß Gustav Adolph nicht von Eroberungssucht oder Abenteurer-Geist getrieben, nach Deutschland gekommen ist, sondern von Frankreich und von den Protestanten gerufen. Was noch von den Truppen Mannsfelds, des Herzogs von Braunschweig, des Königs von

Dänemark, auf eigne Faust lebend, zerstreut umher irrte, sammelte sich unter ihm; leider auch nicht wenige Soldaten des abgesetzten Wallenstein. Der alternde und schwache Bogislav, Herzog von Pommern, kam selbst ins schwedische Lager, schloß Allianz, öffnete Stettin. So hatte der König in wenigen Tagen ein Heer von 80,000 Mann und eine deutsche Festung.

In seinem Eifer erzählt Schiller: der Kaiser habe sich bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet; es sei ihm aber damit nicht Ernst gewesen sondern seine Absicht nur dahin gegangen, das Verhaßte des Angriffs von sich auf den König von Schweden abzuwälzen. Ein Blatt früher hingegen sagt er, der König habe ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten angefangen.

Die, nicht dem zehnten Theil der schwedischen Armee gewachsenen, kaiserlichen Truppen zogen sich ins Brandenburgische zurück, und vereinigten sich dort mit der schwachen Macht des Grafen Schaumburg. Die Herzoge von Meklenburg fanden sich wieder ein, ergriffen öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen, und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Carl von Sachsen Lauenburg. Pappenheim erschien, und nöthigte ihn, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. Noch vor wenigen Wochen wurde zu Regensburg

viel geschrien gegen die übermäßige kaiserliche Armee in Deutschland, und über die unerschwingliche Last, so viele Truppen zu verpflegen. Es war eitel Uebertreibung und Lüge. Die Fortschritte des Königs von Schweden in Pommern und Brandenburg ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viele Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammen zu bringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberrest der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Alles also, was der kriegserfahrne, thätige, strenge Tilly in sechs Monaten aus ganz Deutschland, Pommern und Brandenburg allein ausgenommen (denn Pappenheim war schon zu ihm gestoßen) aufbringen konnte, waren zwanzigtausend Mann!

Nebst der Absetzung Wallensteins wurde kaiserlicherseits noch eine großer Fehler gemacht, der einen wichtigen und treuen Freund, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen kostete. Christian Wilhelm aus dem Hause Brandenburg, sogenannter Administrator, eigentlich Landesherr des gewesenen Erzbisthums Magdeburg, war wegen seiner Verbindung mit dem König von Dänemark, als dieser in Deutschland einfiel, in die Reichsacht erklärt wor-

den. Das protestantische Domcapitel postulirte an seiner Statt den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen. Der Kaiser hingegen wollte das Erzbisthum wieder herstellen, und seinen zweiten Sohn Leopold Wilhelm als Erzbischof einsetzen. Johann Georg fand sich dadurch von Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister versäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter Wallensteins Commando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er, seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Kurfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Folge davon war der Leipziger Convent, zu dem Johann Georg im Februar 1631 alle evangelischen Stände einlud. Ein Monat vorher wurde das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden mit dem Beisatz bekannt gemacht, es soll allen Ständen und Fürsten (wohl zu merken) in und außer Deutschland, selbst den katholischen der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen. Ein Beisatz, der darauf hinzeigt, daß es sich nicht mehr soviel um einen Religionskrieg, als um einen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich handelte. Die Bekanntmachung dieses Bündnisses hob den Muth aller Protestanten; doch gab es noch Viele unter ihnen, die Frankreich und Schweden gleichmäßig nicht trauten. Diese, und

namentlich die bedeutendsten, Kursachsen, Kurbrandenburg, Hessenkassel und andere beschlossen auf dem Leipziger Convent von den Fortschritten Gustav Adolphs die möglichsten Vortheile zu ziehen, doch vereint eine dritte unabhängige Macht für jeden Fall zu bleiben. Im April gingen sie mit dem merkwürdigen Schluß aus einander: Den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutions-Edictes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Executionen, und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich — zu ersuchen; einstweilen aber eine 40,000 Mann starke Armee zusammen zu bringen, um sich selbst Recht zu verschaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte. Der Krieg wurde nun grausamer geführt als jemals; man gab von beiden Seiten keinen Pardon; Gustav Adolph eroberte Frankfurt an der Oder; verwarf, obgleich die Besatzung zweimal Chamade schlug, die Capitulation. Tilly hatte bei der Eroberung von Neubrandenburg die Besatzung über die Klinge springen lassen; hier stieß man auch jeden kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, ohne Barmherzigkeit nieder. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung erlauben. Ein Beweis von der viel gerühmten Disciplin der Schweden, und so zart vorgetragen, als wäre lebhaften Knaben ein kleiner Muthwille gestattet worden.

Bald darauf, am 10. Mai 1631 erstürmten Tilly und Pappenheim das, auf die Vortrefflichkeit seiner Mauern trotzende Magdeburg. Greuel wurden da begangen, von welchen die Magdeburger nach 150 Jahren nicht ohne Schauder sprechen konnten, und die der katholischen Sache unermeßlichen Nachtheil brachten. Daß Gustav Adolph eine protestantische Stadt drei Stunden lang plündern ließ, hatte ihm viele Gemüther abwendig gemacht; Blut und Schutt von Magdeburg verwischte schnell das Bild des geplünderten Frankfurt. Johann Georg, der Magdeburg schon in den Händen seines Sohnes zu sehen glaubte, war vorzüglich darob entrüstet; das rauhe Verlangen Tilly's, seine Soldaten abzudanken oder sie mit den kaiserlichen zu vereinigen, und mit ihnen die Schweden aus dem Lande zu jagen, jagte den Kurfürsten vielmehr dem König in die Arme, mit dem er, dem Beschluß des Leipziger Convents entgegen, ein Bündniß schloß. Gustav Adolph hatte Brandenburg schon früher dazu gezwungen; Hessenkassel, ungeduldig über die Plünderungen und Verheerungen der kaiserlichen Soldaten, hatte sich der erste freiwillig dazu gestellt.

Mit der ganzen Macht der Sachsen verstärkt, traf Gustav Adolph bei Leipzig auf Tilly und Pappenheim. Die Schlacht war unvermeidlich. Der alte, noch unbesiegte Tilly griff des Königs linken Flügel, der ganz aus Sachsen bestand, mit jugendlichem Ungestüm an und rieb ihn auf, Pappenheim stürmte siebenmal mit der entschlossensten Opferung gegen

den König an; doch litten sie am 7. September 1631 eine entschiedene Niederlage. Schwer verwundet Beide, mußten sie fliehen; sie hatten kein Glück mehr seit Magdeburg. Die moralische Wirkung dieser Schlacht war bei weitem größer als der wirkliche Verlust. Das bisher erhaltene unbedingte Zutrauen auf das kaiserliche Hauptheer ging verloren. Gustav Adolph erschien unüberwindlich. Er wendete sich nun gegen das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schooße gesehen hatte. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu sein; auch jetzt war es blos die Uneinigkeit seiner Glieder, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Tilly, der bald wieder eine Armee gesammelt hatte, legte sich an den Lech, um Baiern zu beschützen. Maximilian selbst schloß sich und seine Mannschaft in Tilly's unüberwindliches Lager ein. Der König wagte doch den Uebergang zu erzwingen. Eine Falconetkugel zerschmetterte Tilly den Schenkel, eine andere verwundete Altringer am Kopf; die Truppen ihrer besten Führer beraubt, fingen an zu wanken; der Kurfürst wider seinen Willen mußte sich zum Rückzug entschließen. Er erreichte unverfolgt das feste Ingolstadt, wo Tilly starb, und ihm noch mit dem letzten Worte den trefflichen Rath gab, Regensburg zu besetzen.

Der Schwedenkönig zog in München ein, der Kurfürst von Sachsen am 11. November in Prag,

die Franzoſen waren als offenbare Feinde eingerückt, und hatten das Kurfürſtenthum Trier beſetzt, alle proteſtantiſche Fürſten waren mit Guſtav Adolph im Bündniß, er hatte Verſtärkung von 8000 Schweden und 6000 Engländern erhalten, und benahm ſich als Herr und Geſetzgeber von Deutſchland. Die katholiſchen Fürſten konnten ſich kaum oder gar nicht ſelbſt vertheidigen, keiner einen Mann zu Ferdinands Verſtärkung entbehren. Minder kraftvolle Regenten wären unter ſolchen Verhältniſſen eine Beute der übermüthigen Feinde geworden, hätten auf den Thron Verzicht geleiſtet, und ſich mit einer Penſion abgefunden; denn nach Tilly's Tod war kein Feldherr von großem Namen da, und wenn ſich auch ein ſolcher gefunden hätte, ſo fehlte es an einer Armee.

Der ſtandhafte Ferdinand that, was allein zu thun übrig war; er bot dem tiefgekränkten Wallenſtein das Obercommando wieder an. Der Stolze beſann ſich, machte Bedingniſſe, nur mit ganz unbedingter Unabhängigkeit wollte er es ſich gefallen laſſen. Alles mußte zugeſtanden werden.

Als wenn ein Zauber an ſeinen Namen gebunden wäre, ſtand er nach drei Monaten in Mähren an der Spitze von 40,000 Mann. Von dem Laufe der Donau bis an die Weſer und den Oberſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnun-

gen schöpfen die Papisten und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen. Wallenstein wirft die Sachsen aus Böhmen, und seine Absicht ist, in Sachsen einzudringen, um den Kurfürsten von seinem Bündniß mit Schweden abzubringen. Maximilian lag dem Kaiser dringend an, ihm Wallenstein zu Hülfe zu schicken, und wendete sich auch an diesen selbst. Nun mag es sein, daß er an Maximilian, der zu Regensburg vorzüglich auf seine Absetzung gedrungen, und seine Wiedereinsetzung auch jetzt zu hindern gesucht hatte, sich rächen wollte, denn er ließ sich eine Zeitlang nicht dazu bewegen und antwortete dem Kaiser, er könne Böhmen nicht entblößen, bis es ganz unterworfen, und er vor Sachsen sicher sei, es kann dieses aber auch der einzige und wahre Beweggrund seiner Weigerung gewesen sein. Nachdem er mit seinem Freund Arnheim, dem es aber so leicht nicht ward, seinen Herrn mit dem Kaiser wieder zu versöhnen, abgeschlossen, vereinigte sich Wallenstein mit dem Kurfürsten von Baiern. Gustav Adolph wollte nicht seinen Ruhm auf das Glück einer Schlacht wagen, und warf sich in Nürnberg. Wallenstein bezog ein verschanztes Lager über der Rednitz. Fünf und fünfzig Tage führten sie den kleinen Krieg um Proviant und Fourage. Von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche; das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen. Deutsche waren es, denen Gustavs

Parteilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte, ſie laufen Sturm gegen den Hügel, der einen eiſernen Hagel ausſpeit; hundert liegen todt, der Reſt flieht. Jetzt führte er ſeine Finnländer zum Sturm; auch ſie durch einen Feuerregen empfangen, wichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten, fünften und ſechſten abgelöſt, ſo daß während des zehnſtündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren; bis die Nacht ein Ende machte. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tag verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, am folgenden den Sturm fortzuſetzen und zum erſten Mal überwunden, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Dieſe Schlacht hat eine Familienähnlichkeit mit der von Aſpern.

Noch ganze vierzehn Tage blieben die Armeen, einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerſt zum Aufbruch zu nöthigen. Die ſteigenden Drangſale des Hungers löſten alle Bande der Zucht und Ordnung im ſchwediſchen Lager auf. Ihr Deutſchen vorzüglich — rief der König aus — ſeid Urſache, daß mich die Welt verflucht, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut

uns mehr Uebels an, als unſre grimmigſten Feinde. Am 8. September 1632 zog der König ab, nachdem er gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt hatte. Nürnberg bezahlte den Jubel, Guſtav in ſeinen Mauern zu haben, theuer. Es mußte ſich über Vermögen anſtrengen, um 60,000 Mann eilf Wochen lang zu ernähren, und hatte mehr als 10,000 ſeiner Einwohner begraben.

Der König theilte nun ſeine Armee, um Franken zu behaupten, und ſeine Eroberungen in Baiern in eigener Perſon fortzuſetzen. Maximilian, der ſich auf Wallenſteins Strategie nicht verlaſſen wollte, eilte nach Baiern zurück. Wallenſtein zog nach Sachſen, um dort ſeine Winterquartiere aufzuſchlagen, und beſetzte Leipzig nach einer kurzen Belagerung; der Weg nach Dresden war offen. Eines von Beiden mußte geſchehen, der König mußte ihm Sachſen preisgeben, oder ſeine Hauptmacht von Baiern ab nach Sachſen ziehen. Das letzte geſchah, er kam ſelbſt, vereinigt mit Bernhard von Weimar. Wallenſtein, mit Pappenheim vereinigt, ging ihm bis Weißenfels entgegen; der König aber, um die Verſtärkungen zu erwarten, die ihm der Herzog von Lüneburg zuführte, verſchanzte ſich bei Naumburg. Die Vorkehrungen, welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſei, es ſobald zu verlaſſen. Eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, eine der Ruhe ſo ſehr be-

dürftige Armee durch fortgesetzte Campirung zu ermüden. Wallenstein bewilligte seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Pappenheim wurde mit einem großen Theil des Heeres entlassen, um der Stadt Cölln zu Hülfe zu eilen, die von den Holländern bedroht war.

Kaum hatte der König Pappenheims Abzug vernommen, als er in beschleunigtem Marsch gegen Weißenfels vorrückte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Dieser Marsch konnte schwerlich mehr als einen halben Tag erfordert haben, Wallenstein hatte gegen die zwei berühmtesten Feldherrn jener Zeit zu kämpfen, er hatte — nach Schillers Angabe — einer Armee von zwanzigtausend geübten Soldaten nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen; die Sachsen im Rücken; er war so zu sagen im Winterquartier überfallen. Wenn man diese Umstände zusammengenommen erwägt, wird man sich kaum eines Feldherrn erinnern, der sein Genie bewundernswürdiger erwiesen hätte, als Wallenstein in der Schlacht bei Lützen. Auf dem Schloß Weißenfels vorsichtig aufgestellte Kanonen signalisirten ihm des Königs Anmarsch; die Truppen waren versammelt, Eilboten nach Pappenheim davon gesprengt, die Armee auf der Ebene von Lützen in Schlachtordnung aufgestellt, ehe der König ankam.

Den ganzen folgenden Tag am 6. November 1632 schwankt der Sieg in mörderischer Schlacht von einer Seite zur andern. Die Kaiserlichen streiten gegen doppelte Uebermacht, der linke Flügel, das Centrum weichen dem Ungestüm der vom König selbst angeführten Schweden. Wallenstein stellt die Ordnung im Centrum wieder her, und schlägt den schwedischen linken Flügel. Diesem zu Hülfe zu kommen, führt des Königs Tapferkeit ihn zu nahe an die kaiserliche Infanterie, ein Musketenschuß zerschmettert ihm den Ellenbogen, Schmerz und nahende Ohnmacht zwingen ihn umzukehren, da erhält er einen Schuß in den Rücken, er stürzt vom Pferd, und stirbt als Held. Ergrimmt über den Tod des Königs werfen sich die schwedischen Regimenter mit Wuth auf den linken Flügel, und schlagen ihn vollends aus dem Feld. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt das Obercommando, und erneuert den Angriff. Der Zufall verschwört sich mit ihm; Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, Bomben und Granaden fliegen von rückwärts her, die bestürzte Mannschaft glaubt sich von hinten durch die Sachsen angegriffen, und neigt sich zur Flucht — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Pappenheim sammelt die zerstreuten Leute des linken Flügels, und fortgerissen von seinem wilden Muth bricht er fürchterlich in die schwedi-

ſchen Schaaren ein, die ermattet vom Siege nach männlichem Widerſtand unterliegen. Schnell benutzt Wallenſtein den günſtigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen ihnen zum zweiten Mal entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, das trefflichſte von allen, lag todt dahingeſtreckt; das blaue hatte Pappenheim zu Boden geworfen. Wallenſtein ſelbſt ſah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert, er ſelbſt kaum verwundet. Siebenmal wiederholte Pappenheim den Angriff, ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, zwei Musketenkugeln durchbohrten die narbenvolle Bruſt, gewaltſam mußten ihn die Soldaten aus dem Mordgewühl tragen. Tags darauf ſtarb er in Leipzig; der tapferſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche.

Pappenheims Fall entmuthigte die Kaiſerlichen, die ſchwediſche Infanterie benutzt ihre Beſtürzung, zieht ſich in eine Linie zuſammen, ſetzt zum dritten Mal über die Gräben. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnun-

gen auf einander treffen. Heftiger erhizt sich der Streit an seinem Ende, die lezte Kraft ringt mit der lezten Kraft; keine versteht zu siegen, keine zu weichen. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatz verlassen stehen.

Das nennt nun derselbe Schiller eine Niederlage Wallensteins, weil Herzog Bernhard am folgenden Morgen früher als Wallenstein die stehen gebliebenen Kanonen abholen ließ, bei der Gelegenheit die kaiserlichen auch mitnahm, also das Schlachtfeld eroberte; und weil Wallenstein sogleich aus Sachsen abzog. Schiller vergißt nur bei diesem Urtheilsspruch, was er auf demselben Blatte selbst sagt: Von beiden Armeen lagen über neun tausend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverlezt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die Eroberung des Schlachtfeldes am Tage nach der Schlacht in Abwesenheit des Feindes ist leichter noch als die Besitznahme einer unbewohnten Insel. Wallenstein hatte dringendere Angelegenheiten an jenem Morgen als einige Kanonen abholen zu lassen; von dem größeren Theil können sich unmög-

lich die Pferde verlaufen haben. Mit einer Armee von achttausend Mann Verwundeter konnte Wallenstein nicht zwischen den Schweden und den Sachsen Winterquartiere beziehen. Der Ausspruch der unparteiischen Geschichte ist: die Schlacht von Lützen wurde unentschieden aufgegeben. Allein, daß Wallenstein unter den bestandenen Verhältnissen nicht geschlagen worden, daß er unverfolgt, unangefochten nach Böhmen ziehen konnte, ist seine bewundernswürdigste Kriegsthat.

Gustav Adolph starb in seinem 38. Jahr. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen. Er stritt offenbar nicht für sie sondern für sich. Ferdinand vergoß Thränen beim Anblick von Gustavs durchschossenem Goller, den Wallenstein aus der Schlacht von Lützen geschickt hatte. Er stand hoch in seinen Augen, als Feldherr, noch mehr als frommer Mann. Gustav fiel oft im freien Felde auf die Knie, Gott um Schutz zu bitten oder dafür zu danken, in seinen Lagern wurde täglich Morgen- und Abendgebet, Sonntags Gottesdienst gehalten, seine Soldaten sangen geistliche Lieder. Man lacht jetzt darüber; allein die schwedische Tapferkeit ist doch selbst von den ungläubigsten Soldaten noch nicht übertroffen worden.

Das Benehmen Wallensteins während dem Jahr 1633 brachte es dahin, daß die Welt ihn als Hoch-

verräther betrachtete. Später entstanden Zweifel, ob er nicht mehr als Verrückter denn als Verräther gehandelt habe. Wenn man die drei dicken Bände Originalbriefe, die Förster herausgegeben, mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen hat, bleibt doch noch Zweifel übrig. Ums Neujahr 1634 häuften sich die schwersten Inzichten; der Kaiser setzte ihn ab, und befahl dem General Gallas, ihn gefangen zu nehmen. Aus Besorgniß vor einem nahenden schwedischen Corps tödtete man ihn. Auf dem Rathhaus zu Eger hängen zwei große Bilder mit der Unterschrift »Execution, so den 25. Februar 1634 zu Eger geschehen.« Eines stellt den Tod Wallensteins, das andere den seiner Freunde vor. Unter den Füßen seiner Mörder steht geschrieben »Herr Hauptmann von Walter, Herr Hauptmann Dionisius.« Auf dem andern Bilde sind die Getödteten bezeichnet: »Feldmarschall Illo, Graf Terzky, Baron Kinsky, Rittmeister Neumann. Unter den Mördern steht »Oberst Buttler, Oberstlieutenant Cordon, Oberstwachtmeister Geroldin, Oberstwachtmeister Lesle.« Diese Bilder dürften für die Namen derjenigen, welche die Execution ausgeführt, mehr Authorität haben, als die verschiedenen Angaben verschiedener Schriftsteller.

Nach Wallensteins Tod wurde Ferdinand König von Ungarn, des Kaisers Erstgeborner, zum Generalissimus ernannt. Nachdem er Regensburg und Donauwerth erobert, siegte er bei Nördlingen am 16. August 1634 über die Schweden un-

ter Horn und Bernhard von Weimar. Beinahe die ganze ſchwediſche Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatz; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wägen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen ſammeln. Das war der glänzendſte Sieg im ganzen dreißigjährigen Krieg, von größeren Folgen als die Schlacht am Breitenfeld bei Leipzig. Die Feinde wurden beſtürzt, die Wankenden wieder gewonnen, der Muth der Freunde geſteigert. Graf Maximilian Trautmannsdorf erneuerte den Vertrag mit Baiern, das nach Schillers Bericht bereits im Bündniß mit Frankreich war; und ſchloß am 20. Mai 1635 den Prager Frieden mit dem Kurfürſten von Sachſen und mit mehr andern proteſtantiſchen Ständen. Die Kurfürſten erwählten 1636 des Kaiſers Sohn zum römiſchen König.

Ferdinand II. ſtarb, 58 Jahr alt, am 15. Februar 1637, in dem tröſtlichen Bewußtſein, daß Gott ihn nicht verlaſſen hat, und in der frohen Hoffnung, daß Deutſchland bald ruhig und von Feinden frei ſein werde; ein großartiges Beiſpiel von feſtem Glauben und ſtarken Willen. Er liegt begraben zu Gratz neben ſeiner geliebten erſten Gemahlinn, der

bairischen Anna. Seine zweite Gemahlinn war Eleonora, eine Tochter des Herzogs Vincenz des ältern von Mantua. Er verließ nebst seinem Nachfolger noch drei Kinder aus der ersten Ehe. Maria Anna war von vorzüglicher Schönheit, viele Fürsten, darunter auch Bethlen Gabor, hielten um sie an, doch wurde sie erst mit 27 Jahren, bei der Wiedervereinigung mit Baiern ihrem Oheim Maximilian zu Theil. Renata einem spanischen Prinzen. Leopold Wilhelm bei des Vaters Tod erst 20 Jahr alt, war ernannter Bischof von Passau, Straßburg und Halberstadt.

Ferdinand III.

Ferdinand III., bei des Vaters Tod 29 Jahr alt, war groß und schlank gewachsen, von schwarzem Haar und Bart, verständig, ernst, verschwiegen, auf Ehre haltend, seiner Mutter Bruder dem Kurfürsten Maximilian sehr ähnlich. Sein Wahlspruch war (ne quid nimis) nichts zu viel. Vermählt war er mit Philipps III. von Spanien Tochter Maria.

Die Nördlinger Schlacht hatte ihn im Reich in großes Ansehen gesetzt; er durfte hoffen, den Frieden bald zu Stande zu bringen, indem es dem Kanzler Oxenstirna, der nach Deutschland kam, die schwedischen Angelegenheiten im Namen der minderjährigen Königinn Christina zu leiten, an Armeen und an Geld fehlte. Jedoch so lange Richelieu lebte, war nicht an Frieden zu gedenken; die Schweden wollten doch auch nicht umsonst gekommen sein,

und Schiller berichtet: Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Einigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben, hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Damit die Schweden und die Reichsfürsten, welche dem Pragerfrieden nicht beigetreten waren, behalten konnten, was sie der Kirche und dem Kaiser entrissen hatten, mußte der Krieg fortgesetzt werden. Das war jetzt ohne Frankreichs Hülfe nicht möglich. Richelieu hatte darauf gewartet, ließ sich aber seine Hülfe gut bezahlen. Oxenstirna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, hatte schon die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsaß und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu stellen.

Der Krieg wurde noch durch 12 Jahre mit dem wildesten Charakter und abwechselnden Glücke geführt. Im Jahre 1637 waren die Schweden bis an die See zurückgedrängt, 1642 im Mai hatten sie unter dem berühmten Torstenson die Kaiserlichen in Schlesien geschlagen und Olmütz genommen; Erzher-

zog Leopold Wilhelm und Ottavio Piccolomini drängten sie nach Sachsen zurück, verloren aber im November die Schlacht bei Leipzig.

Noch hatte Wien seit 1620 keinen Feind gesehen; jetzt aber schlug Torstenson am 6. März 1645 die uneinigen kaiserlichen und liguistischen Generalen bei Jankau. In seinem Stolze gedachte er dem Kaiser in Wien den Frieden zu dictiren, und eilte an die Donau. Er schickte einen Trompeter in die Stadt, um über die Ranzionirung der gefangenen kaiserlichen Generale und Officiere zu unterhandeln.

Wien war in höchster Gefahr; es waren nur wenige Truppen vorhanden, um den Schweden den Uebergang über die Donau zu verwehren. Hätten sie den Uebergang erzwungen, so wäre eine längere und schärfere Belagerung als die türkische, und da es an Vorräthen aller Art mangelte, die Uebergabe in Feindes Hand zu erwarten gewesen. Die kaiserliche Familie, die Schatzkammer, das Archiv wurden nach Gratz geflüchtet; reiche Leute flüchteten bis nach Venedig; der Kaiser, wie einst sein Vater, blieb in Wien; sein jüngerer Bruder Leopold Wilhelm stellte sich an die Spitze der Truppen. Eben so muthvoll, wie 16 Jahr früher auf den Mauern Wiens gegen die Türken, stritten die Bürger, und neben ihnen wieder die Studenten, nun an der Donau gegen die Schweden. Der überall siegreiche Torstenson, der kein Blut schonte, keine Anstrengung scheute, um in die Stadt zu gelangen, konnte auf keinen Punct, so oft und wo überall er es ver-

suchte, über die Donau setzen; und zog sich wieder nach Mähren zurück. Wenn sie die wichtigste Schlacht gewonnen hätten, könnte es den Wienern nicht zu größerer Ehre gereichen. Ehe Torstenson abzog, warf er in der Wolfsau eine große Verschanzung auf, und ließ darin eine Besatzung zurück; Leopold Wilhelm schlug ihr gegenüber sein Lager auf. Am Brigittentag 8. October 1645 Morgens betete er in seinem Zelt, eine Kanonenkugel flog hindurch, ohne ihn zu verletzen; er beschloß, auf der Stelle, wo das Zelt stand, der heiligen Brigitta zu Ehren eine Capelle zu bauen, zugleich aber auch, sich der lästigen Gäste zu entledigen. Er griff die Verschanzung an, nahm sie mit Sturm, und brachte die schwedische Besatzung kriegsgefangen ein. Seither heißt die Wolfsau Brigittenau, und das jährliche Volksfest daselbst ist nicht sowohl ein Kirchweihfest, als eine fröhliche Erinnerung an die tapfern Thaten der Wiener in jener Zeit, durch welche die der Stadt drohende Gefahr abgewendet wurde. Uebrigens ist derselbe Erzherzog der Stifter der kaiserlichen Bildergallerie, und in deren Eintrittssaal links sein Bildniß in Lebensgröße. Das Land Oesterreich jenseits der Donau litt jedoch in den letzten Jahren des verderblichen Krieges, als die Gesandten auf dem Friedenscongreß schon versammelt waren, am meisten; schwedische Streifparteien brandschatzten und plünderten an allen Orten und Enden; und Räuberbanden bildeten sich, daß man ohne starke Bedeckung nicht reisen konnte; es war wie in den Zeiten des Faustrechts.

Man kann sich den Jubel der Wiener vorstellen, als endlich unter dem Geläute aller Glocken, Kanonendonner und Trompetenschall der Oberst Kanft, der Krems gegen Torstenson vertheidigte, mit der Nachricht von dem am 14. Oct. 1648 abgeschlossenen allgemeinen westphälischen Frieden einritt.

Die noch übrigen 9 Jahre von Ferdinand III. Regierung verflossen für Wien ruhig aber freudenleer. Durch 30 Jahre hatte sich alles Bestreben nur auf theologischen Streit und auf Krieg bezogen; Künste und Wissenschaften geriethen in Verfall; der Handel nach und durch Deutschland war zwischen Raub und Mord und Brand unmöglich; die Sitten verwilderten selbst in Wien. Das Wegschaffen der Handwerksabfälle, der Weintrebern, des Eises vor den Häusern mußte neuerdings befohlen werden; die Nachtmusiken wurden nur Studenten gegen Zeugniß des Rectors, und höchstens bis 8 Uhr erlaubt; Durchhäuser und enge Gäßchen und der Stephansfreythof wurden schon mit der Dämmerung gesperrt, damit die Stadtquardia das Gesindel, welches die Nächte unsicher machte, zu Paaren treiben konnte.

Den Kaiser traf das Unglück, daß er seinen ältesten Sohn Ferdinand IV., der schon zum römischen König, so wie in Ungarn und Böhmen gekrönt war, am 9. Jul. 1654 mit 21 Jahren an Kinderblattern verlor. Von diesem Schlage, der die schönsten Hoffnungen zertrümmerte, konnte er sich nicht mehr erholen; er schmachtete in peinlichem Krankheitszustande bis an seinen Tod am 15. Febr. 1657.

Von ihm wurde Kirche und Kloſter der Auguſtiner auf der Landſtraße erbaut; und auf dem Hof eine marmorne Säule zu Ehren Mariä aufgerichtet; an deren Stelle unter Leopold I. 1667 die heutige kam. Der Cardinal Pazman ſtiftete und baute ein Collegium zur Bildung des ungriſchen Clerus; die Jeſuiten traten ihm den Platz dazu ab, auf dem die Studentenburſe, der Goldberg ſtand; die Burſe übertrugen ſie in die Johannisgaſſe in ein Haus, das ihnen geſchenkt wurde.

Leopold I.

Leopold I., Ferdinands III. zweitgeborner Sohn, kam in einer Zeit zur Regierung ſeiner Erblande und zur Kaiſerkrone, die einen kraftvollen, kriegserfahrnen, gewandten Regenten auf ſeinem Platz erforderte; denn ihm ſtand das mächtige Frankreich mit ſeinem kriegeriſchen vergötterten Ludwig XIV., mit ausgezeichneten Miniſtern und Feldherrn, in voller Blüthe der Wiſſenſchaften und Künſte, und mit dem nie vergeſſenen Plane Heinrichs IV., Oeſterreich zu zerſtücken, entgegen. Allein Leopold war für den geiſtlichen Stand erzogen, war ein Gelehrter, gutmüthig, wohlthätig, aber fremd in Staats- und Kriegsgeſchäften, und erſt 16 Jahr alt.

Schon in dem vierten Jahr ſeiner Regierung entſtand wieder Türkenkrieg. Ludwig XIV. wollte ſich rächen, daß man ihn nicht zum Kaiſer gewählt,

trat wie Franz I. mit den Türken in den Bund, und hetzte die ungrischen Mißvergnügten auf. Man besorgte in Wien eine Belagerung, die Gonzagabastey, also genannt von dem Stadtcommandanten Fürsten Gonzaga, und das äußere Rothenthurmthor, wurden erbaut, und manche andere Vorbereitung angeordnet. Allein Montecucoli schlug die Türken am 1. Aug. 1664 bei St. Gotthard so nachdrücklich, daß sie Frieden, oder vielmehr Waffenstillstand auf 20 Jahre schlossen.

Montecucoli's Beschwerden, daß ihm die Ungarn in diesem Krieg sehr schlechten Beistand geleistet, verleitete den Hof zu einem Benehmen gegen sie, woraus großes Mißvergnügen entstand. Der kühne Palatinus Wesseleny, der Banus Niklas Zriny und sein Bruder Peter, Urenkel des heldenmüthigen Vertheidigers von Szigeth, Nadasdy, der ungrische Crösus, dessen Schatzkammer zu Pottendorf allein 4 baare Millionen enthielt, der junge Fürst Rakoczy, und Tökölу, der furchtbarste von Allen, wollten dieses Mißvergnügen für ihre hochstrebenden Zwecke benützen. Ihr Vorsatz war, den Kaiser auf die Seite zu schaffen, anfangs ein Wahlreich unter türkischem und französischen Schutz zu constituiren, dann in Verbindung mit den Pohlen die Türken aus dem Reich zu jagen, und es unter sich zu theilen. Schon hatten sie den Schutz der Pforte angerufen, als Wesseleny in voller Mannskraft starb, und Niklas Zriny auf der Jagd von einem Eber zerrissen wurde. Die Verschwörung war zu weit vorgeschrit-

ten, um zurück zu können; Peter Zriny zog den Bruder seiner Frau Frangipani Markgrafen des Küstenlandes, einen heftigen, in Italien gebildeten Jüngling, und Beide den Statthalter von Steier, den reichen Grafen Tattenbach, mit hinein; der durch seine Gemahlinn, eine Gräfinn Forgacs, allen Häuptern der ungrischen Mißvergnügten verwandt war. Ein vertrauter Diener Tattenbachs, der wegen eines Diebstahls dem Criminalgericht verfallen war, verrieth, um sich zu retten, was er wußte. Tattenbach, Zriny und Frangipani wurden verhaftet; Tököly, von General Heister in Arva belagert, starb, ehe er sich ergab; sein Sohn Emmerich rettete sich nach Siebenbürgen; für den jungen Rakoczy erbat seine Mutter durch die Jesuiten Gnade. Erst ein halbes Jahr später, nachdem die durch Herzog Carl von Lothringen in Murany belagerte Witwe Wesselenys sich ergeben, und man die dort gefundenen Papiere untersucht hatte, wurde auch Nadasdy bei nächtlicher Weile aus seinem Bette zu Pottendorf geholt.

Die Untersuchungs-Commission über die Verschwornen bestand aus Richtern von beiden Religionsparteien; als Vertheidiger wurden ihnen die berühmtesten Advocaten Wiens gegeben; und die Acten dem Reichskammergericht zu Speier, den Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Leipzig zugesendet. Unter allen eingelangten Urtheilssprüchen, unterschrieb Leopold den gelindesten: Verlust des Adels, der Güter, der rechten Hand und des Kopfes; und ließ

auch als Begnadigung das Abhauen der Hand weg. Tattenbach wurde in Gratz, Zriny und Frangipani in Neustadt, Nadasdy in Wien am 30. April 1671 enthauptet; dieser jedoch nicht öffentlich, sondern in der Bürgerstube des Rathhauses. Er starb männlich und erbaulich; das Richtschwert, auf dessen erstem Streich sein Haupt fiel, und der Stuhl auf dem er saß, sind im bürgerlichen Zeughaus.

Diese Verschwörung stürzte auch des Kaisers ersten Minister, Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz. Seine Gestalt und sein Benehmen waren überaus angenehm und gefällig; in Frankreich gebildet, war er eigentlich der Mann, welcher französischer Sprache und Sitte (trotz der spanischen Etiquette des Hofes) in Oesterreich Eingang und Uebergewicht verschaffte. Ein Meister der Vergnügungen war er, aber auch ein Sclave derselben; an Geschmack alle Andern weit übertreffend, von großer Lebhaftigkeit, und glücklichem Intriguengeist; stets fröhlich, und sehr beliebt beim Volk. Er arbeitete mit hellem Blick und Feinheit, und verband zweckmäßig Milde mit Nachdruck; allein er war höchst leichtsinnig, und von so entschiedener Arbeitsscheue, daß er nur selten einmal zum Schreibtisch kam. Dabei hatte er durch stechenden Witz und die unglückliche Gabe, Alles ins Lächerliche zu ziehen, sich unzählige Feinde gemacht. Er hatte die Verschwörung früh entdeckt, und es war ein pikanter Zeitvertreib für ihn, ihrer Verzweigung und ihren Schritten zuzusehen, während es jeden Tag in seinem Belieben

ſtand, das Netz zufallen zu laſſen. Der Verrath von Tattenbachs Diener kam ihm unberechnet; doch ergriff er auf der Stelle die wirkſamſten Maßregeln. Die Verſchwornen waren langehingerichtet, als ſeine Feinde in den Acten Spuren und endlich Beweiſe fanden, daß er von ihren Abſichten unterrichtet geweſen und ſie ſo lange ungehindert und unangezeigt gehen ließ, bis ſie in Gratz entdeckt wurde. Am 17. Oct. 1673 wurde er in ſeinem Pallaſte verhaftet, aller ſeiner Aemter und Würden entſetzt, nach ſeinem Schloß Raudnitz gebracht, dort ſtreng bewacht, und bald vergeſſen. Seine Jovialität verließ ihn ſelbſt bei dieſem ſchrecklichen Glückswechſel nicht; die Hälfte ſeines prächtigen Saales ließ er als eine armſelige Hütte zurichten und unterhielt ſich damit, heute in der einen Hälfte als Fürſt, morgen in der anderen als armer Mann zu leben; und alle Wände mit lächerlichen und ſcandalöſen Anekdoten aus dem Leben ſeiner Gegner voll zu ſchreiben.

Erſt die dritte Gemahlinn Leopolds, die pfälziſche Prinzeſſinn Eleonore erfreute ihn und Stadt und Land mit der Geburt des Kronprinzen Joſeph am 26. Juli 1678; ſchnell hingegen verſchwand dieſe Freude über die Nachricht, in Ungarn ſei die Peſt ausgebrochen. Im nächſten Frühjahr zeigte ſie ſich in der Leopoldſtadt, und ſchlich von da in die übrigen Vorſtädte, welche, ſo wie die Bevölkerung Wiens überhaupt, ſeit den letzten 40 Jahren ſehr angewachſen waren. Der Hof hielt lange aus, erſt um die Mitte des Auguſts machten Kaiſer und Kaiſerinn eine Wallfahrt nach Mariazell, und verlegten dann das

Hoflager nach Prag. Jetzt aber ergriff die Seuche auch die Stadt und erreichte den furchtbarsten Grad. Die leiseste Berührung steckte an, wer angesteckt war, starb in 24 Stunden. Ein Bürger warf einem Bettler ein Almosen zu, und schleuderte damit einen Brief aus der Tasche; der angesteckte Bettler reichte ihm den Brief; am folgenden Tag waren sie beide verschieden. Bekannte und Freunde wichen einander von weitem aus; der Adel eilte aus der Stadt. Nur Fürst Ferdinand Schwarzenberg blieb; ritt täglich Vor- und Nachmittag auf Gassen und Plätzen herum, spendete viele tausend Gulden aus Eignem, hielt streng auf Ordnung, ließ die Räuber, die neben Kranken und Sterbenden die Wohnungen plünderten, vor den Stadtthoren hängen. Gar wenige einzelne Häuser blieben unangesteckt, kaum dreißig in Allem; ganze Gassen starben aus. Die Unmöglichkeit, genau anzugeben, wie Viele überhaupt gestorben, leuchtet wohl Jedermann ein, welcher bedenkt, daß, als die Seuche am heftigsten wüthete, die Todten nicht mehr begraben, sondern von eigenen Pestknechten aus den Häusern und auf den Straßen auf große Leiterwägen gesammelt, und in ungeheure Gruben in den Vorstädten geworfen wurden. Den Inhalt dieser Gruben findet man nur in runden Zahlen angemerkt, z. B. die Gruben des alten Lazareths faßten 25,000 Leichen, die am Bergel daneben 17,000, die in der Brigittenau 9000 u. s. w. Daß einige Menschen selbst bei unmittelbarer anhaltender Berührung nicht angesteckt werden, beweisen

die ersterwähnten Pestknechte, und ein damals sehr bekannter Dudelsackpfeifer und Bänkelsänger, der versoffne Augustin genannt. Die Pestknechte fanden ihn vor dem Burgthor bei Nacht ganz starr auf dem Wege, warfen ihn auf ihren Wagen und in die Grube zu St. Ulrich; erst als sie des Morgens wieder mit einem vollen Wagen kamen, hörten sie ihn, der seinen Rausch ausgeschlafen hatte, ganz verzweifelt schreien, und halfen ihm aus der tiefen Grube, er sang und trank noch lange Jahre.

Mit dem November ließ die Pest nach, am Ende des Monats hörte sie auf; am Christtage wurden schon wieder bei St. Stephan allein 95 Paare getraut. Auf der Donau schwammen aus dem Reich ganze Colonien von neuen Einwohnern auf einmal herunter; nach anderthalb Jahren war an der Bevölkerung Wiens die Pest nicht mehr zu kennen. Zur Danksagung für das Aufhören derselben, errichtete Kaiser Leopold die marmorne Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben.

Bald aber zog ein anderes fürchterliches Ungewitter über Wien. Noch weniger als der Minister Lobkowitz waren seine Nachfolger zu ihren hohen Posten berufen; die Wirksamkeit der Milde war ihnen unbekannt; sie betrachteten die bestrafte Verschwörung nicht als das Verbrechen Einzelner, sondern hielten sich dadurch für berechtiget, Ungarn auf eine Art zu behandeln, die nur noch eine viel größere Anzahl von Mißvergnügten erzeugen mußte. Emmerich Tököly stellte sich an ihre Spitze, er warb

Truppen in Pohlen, verstärkte sie mit Tataren, und suchte Beistand zu Constantinopel, Ludwig XIV. eiferte die Türken ebenfalls an. Nicht ohne Widerspruch der Ullemas brachen sie wieder den 1664 geschlossenen Waffenstillstand, und der Großvezier Kara Mustapha zog 1683 mit 200,000 Mann und vielem Geschütz gegen Wien. Mit 33,000 Mann, (mehr konnte man nicht aufbringen) war dieses Heer, dem Tököly mit seinem Anhang noch beistand, nicht aufzuhalten. Das flache Land von Oesterreich litt so viel und mehr als bei der ersten Belagerung; bis tief ins Gebirge streiften die Unholden, über 7000 Weiber, 5000 Männer, 23,000 Knaben, und bei 9000 Mädchen wurden in die Sclaverei getrieben; was sich widersetzte, ermordet. Die Gemeinde von Bertholdsdorf widerstand lange in ihrem Kirchhof und starken Thurm; aus Hunger mußte sie sich ergeben, alle mit Weib und Kind wurden grausam niedergemetzelt. Wien war etwas besser daran, als bei der ersten Belagerung, durch die ordentliche Befestigung Ferdinands I., welche unter den folgenden Regierungen zwar vermehrt, aber seit dem Waffenstillstand mit den Türken wieder so verwahrloset war, daß es unsägliche Anstrengung kostete, sie herzustellen. Leopold erfuhr die Rüstung der Türken früh genug, um noch ein Bündniß mit dem tapfern Pohlenkönig Johann Sobiesky abzuschließen, und sich der Hülfe des deutschen Reiches, besonders von Sachsen, Baiern und Brandenburg zu versichern; auch der Papst schickte über eine Million Gulden.

Das Commando der Stadt vertraute der Kaiſer dem Feldzeugmeiſter Grafen Rüdiger von Stahremberg, die Armee dem Herzog Carl von Lothringen; er hätte nicht glücklicher wählen können. Der Graf von Stahremberg that Wunder der Anſtrengung, der Umſicht, des Muthes und der Standhaftigkeit; der Herzog von Lothringen, Gemahl von des Kaiſers gelehrter Schweſter Eleonore, beſaß alle Eigenſchaften eines großen Generals und eines ausgezeichneten Prinzen. Dem Grafen von Stahremberg gebührt das höchſte Lob der Vertheidigung, dem Herzog von Lothringen das Verdienſt des Entſatzes.

Es war ſchon lange beſchloſſen, daß die kaiſerliche Familie, im Fall einer Belagerung ſich nach Linz begeben ſollte; in der Nacht vor dem 7. Juli ſah man von der Leitha bis zum Kahlenberg die Feuerſäulen der brennenden Ortſchaften empor ſteigen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, und die Reiſe auf der gewöhnlichen Straße dießſeits der Donau ſchon zu gefährlich. Nachmittags ließ der Kaiſer die Vorſteher der Bürgerſchaft nach Hof berufen, beurlaubte ſich von ihnen, empfahl ſtandhafte Gegenwehr, und verhieß bald möglichſten Entſatz. Die junge Kaiſerinn, im ſiebenten Monat der Schwangerſchaft, konnte ihnen nur ihre drei Kinder zeigen, wovon der fünfjährige Kronprinz der älteſte war. Von den ſtummen Thränen der ſchönen Frau tief bewegt, ſchworen die Männer von Wien, für ihr theures Herrſcherhaus und für das Heil der Chri-

ſtenheit Gut und Blut aufzuſetzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte die Abreiſe über die Brücken nach Korneuburg in dumpfer Stille; das gegenüber auf dem Kahlenberg brennende Kamaldulenſer-Kloſter war eine furchtbare Beleuchtung des Weges.

Die Erzählungen der Flüchtlinge vom Lande, die durch das Stuben- und Kärnthnerthor herein ſtrömten, verbreiteten allgemeines Schrecken; den ganzen Vormittag des 8. Juli fuhr Wagen an Wagen über die Brücken hinaus, Tauſende der Fußgänger drängten ſich dazwiſchen. Nicht mehr als 1000 Mann vom Regiment Kaiſerſtein hatte Wien nebſt der Stadtquardia zur Beſatzung. Es war ein überaus glücklicher Gedanken des Herzogs von Lothringen, daß er noch an dieſem Tag mit ſeiner ganzen Reiterei, 10,000 Mann auserleſenen Volkes, unter Trompeten und Paukenſchall, zum Stubenthor herein, zum Schottenthor hinaus, durch die Stadt ritt, das hob den geſunkenen Muth wieder. Die Studenten bildeten wieder ein Regiment von 700 Mann, der gelehrte und beherzte Niederländer Paul Sorbait, Leibarzt der Kaiſerinn Witwe, war ihr Anführer. Der Freiherr von Kielmannsegge errichtete ein Jägercorps. Der ſiebzigjährige Staatsbuchhalter Wolfgang Reuſchel ſammelte die hofbefreiten Gewerbsleute und die Hofdiener in ein Regiment von 1000 Mann; Graf Max Trautmannsdorf übernahm das Commando davon. Ambros Frank vom äußern Rath brachte die Wirthe in eine Freicompagnie, die vortreffliche Dienſte leiſtete. Die Handwer-

ker thaten deßgleichen; die Niederleger und Handelsleute bildeten auch eine eigene Compagnie. Außerdem bestand die Bürgerschaft in acht Compagnien; und alle bewaffneten Wiener zusammen in 8094 Mann. Der Herzog von Lothringen schickte noch neun Infanterie-Regimenter und neun Schwadronen Küraſſier in die Stadt, wonach ihre Besatzung 13,866 Mann Linientruppen, im Ganzen 21,960 Mann zählte.

Noch haben sich Männer den Wienern zu Liebe mit in die Stadt einschließen lassen, deren Namen nicht vergessen werden darf. Vor allen Leopold Graf von Kollonics, Bischof von Neustadt. Er war in seiner Jugend Maltheser, und diente als solcher zur See gegen die Türken mit allgemein bewunderter Tapferkeit. Sein Heldenruhm, sein begeisternder Zuruf, sein Beispiel selbst ermunterte die Streitenden; er trieb die Verzagten und Saumseligen auf ihre Plätze, lenkte die Löschanstalten, wachte gegen Theurung und Mangel, pflegte die Verwundeten und Kranken, tröstete die Sterbenden in den überfüllten Spitälern, wo der Tod am fürchterlichsten drohte. Fürst Ferdinand von Schwarzenberg, der Helfer in der großen Pest, und Graf von Szechenyi, Fürst-Primas von Ungarn, halfen mit so fürstlicher Freigebigkeit, daß es zum Sprichwort wurde, sie hätten eben so Wien durch Gold erhalten, wie Stahremberg durch Eisen.

Am 13. Juli rückten Spahis in bedeutender Stärke von St. Marx und dem Hundsthurm, die noch außer der Vorstadt lagen, heran; jetzt ließ

Stahremberg die Vorstädte auf der Landseite abbrennen; die Leopoldstadt wurde verschont, weil noch kaiserliche Truppen zwischen den Brücken hielten.

Am 14. war die ganze türkische Macht, 216,000 Mann, vor Wien angekommen. Der Wind trug das Feuer aus der noch brennenden Roßau in den Schottenhof; Kirche, Kloster, vier benachbarte Häuser standen bald in den Flammen; sie griffen das Zeughaus an, und die dort befindlichen Pulvervorräthe drohten der Stadt unermeßlichen Schaden. Des Commandanten Neffe und Adjutant, der 26jährige Hauptmann Graf Guido Stahremberg, dieser nachmals so berühmte Feldherr, eilte der erste herbei; er stand zwischen 1800 gefüllten Pulvertonnen und einem, nur vierzig Schritte entfernten, brennenden hölzernen Gang, und faßte den heldenmüthigen Entschluß, mit Hülfe des Zeuglieutenants Cumpert, die Pulvertonnen so lang mit Wasser anzugießen, bis die zusammengelaufene Menge dem Feuer Meister wurde.

Als das Feuer in den Vorstädten von den Türken gelöscht war, schlugen sie ihr Lager um die Stadt herum auf; 25,000 Zelten konnte man zählen, und in der ungeheuren Wagenburg wimmelte es von Menschen, Pferden, Kamehlen und Schlachtvieh. Bei St. Ulrich stand das Zelt des Großveziers mit mehreren Abtheilungen, und von solcher Pracht, daß man es eine Million werth hielt.

Alle einzelnen Heldenthaten während dieser über zwei Monate anhaltenden Belagerung anzuführen,

erlaubt der Raum hier nicht; man kann nur sagen, Commandanten, Officiere und Gemeine, Bürger und Studenten machten sich des ewigen Nachruhms würdig. Der Feind hatte sich durch seine Uebermacht in den Besitz der Leopoldstadt gesetzt, hinter dem Kloster der Barmherzigen seine Bombenbatterien aufgestellt, alle übrigen Gebäude zerstört; und von da aus Bomben in die Stadt geworfen. Sein Hauptangriff war aber gegen die Burg und Löbelbastei gerichtet, und auf dem Spitelberg standen zahlreiche Kanonen von schwerstem Kaliber; aus welchen er unaufhörlich feuerte. Noch gefährlicher waren die unzähligen Mienen, die er gegen die genannten Bastionen anlegte. Mit unermüdeter Anstrengung und beispielloser Tapferkeit arbeitete die Besatzung den Minen entgegen, machte häufige Ausfälle, schlug die Stürme ab. Stahrembergs Beispiel und beständige Gegenwart belebte den Muth, daß er oft in Uebermuth ausartete; Bürger und Studenten, Becher in der Hand, auf den Parapeten herum tanzten, und den Türken mit verkehrtem Leib verhöhnende Complimente machten, was Einigen übel bekam.

Die Belagerung hatte aber endlich schon sechs Wochen angehalten, und die abgeschickten Kundschafter kamen noch immer mit der Nachricht zurück, die Pohlen seien noch gar nicht, die Reichshülfe nur zum Theil eingetroffen; mit der kleinen Macht den Entsatz wagen, würde ihn für immer unmöglich machen. Viele Tapfere waren in den Ausfällen verloren; der ganz in Schutt geschossene Burgravelin nicht mehr zu

halten. In den angegriffenen Bastionen befanden sich so viele Breschen, daß man die Schotten- und Teinfaltstraße, die beiden Schenkenstraßen, die Kreuz- und Schauflergasse mit Ketten und von allen Fenstern abgerissenen Gittern, mit Pallisaden und Wolfsgruben sperrte. Die Freiung und der Michaelerplatz waren mit Abschnitten, Gräben und Verschanzungen durchkreuzt. Als nun noch, obschon es an Lebensmitteln nicht mangelte, eine bösartige Ruhr einriß, worin Tausende von Einwohnern starben, und selbst Stahremberg schon litt; als die ausgesendeten Kundschafter dem Feinde in die Hände fielen, und keiner zurückkehrte, die Boten des Herzogs von Lothringen aufgefangen waren und die Wiener in der niederdrückenden Ungewißheit über die Stärke, die Zeit, ja selbst über die Möglichkeit des Entsatzes sich befanden, da stiegen jede Nacht mehr und mehr Raketen als Nothzeichen vom Stephansthurm auf.

Am 11. September, bei einbrechender Dämmerung, bis wohin nur die bewunderungswürdigste Tapferkeit mit genauer Noth noch die Trümmer der Burg- und Löbelbastey erhalten hatte, stiegen rasch nacheinander ganze Garben von Raketen vom Stephansthurm auf zum Zeichen, die Stadt liege in den letzten Zügen. Plötzlich fuhr vom Hermannskogel ein ganzer feuriger Busch Raketen empor, und drei gewaltige Kanonenschüsse folgten darauf, die sogleich von der Melkerbastey beantwortet wurden. Das Entsatzheer hatte den Kahlenberg von rückwärts erstiegen; Tausende von Feuerzeichen schim-

merten als willkommne Hoffnungssterne durch die letzte Nacht der Noth und Qual. Ein Augenblick verkehrt allgemeine Angst in lauten Jubel; Freunde und Feinde umarmen einander mit herabstürzenden Thränen; die einen rennen in die Kirchen, Gott zu danken, Andere auf die Sammelplätze, jetzt schon einen Ausfall ungestümm begehrend; Viele auf die Dächer, auf den Thurm von Mariastiegen, um am folgenden Tag einen guten Platz zum Sehen zu haben; ganz unbekümmert um die jetzt noch heftiger tobenden feindlichen Kugeln und Bomben.

Der Großvezier hatte am 7. September Nachricht von der Annäherung des Entsatzes bekommen, er musterte sein Heer und fand nur noch 168,000 Mann; über 48,000 hatte ihm bereits die Belagerung gekostet. Er wüthete und verdoppelte seine Anstrengung, die Stadt noch in den letzten Augenblicken zu gewinnen. Das Entsatzheer bestand aus 27,100 Oesterreichern, 26,600 Pohlen, 11,400 Sachsen, 11,300 Baiern, 8,400 aus dem schwäbischen und fränkischen Kreis, zusammen 84,800 Mann und 186 Kanonen. Der Herzog von Lothringen commandirte eigentlich das Ganze; war aber groß genug, dem König von Pohlen den Ruhm und die reichste Beute zu überlassen. Nebst dem König und den vornehmsten des polnischen Adels, den Fürsten Jablonowsky, Lubomirsky, Sapieha ꝛc. ꝛc. standen bei dem Entsatzheer die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Eisenach, und Weißenfels, ein Herzog von Würtemberg, ein an-

derer commandirte in der Stadt sein Regiment, ein Herzog von Braunschweig, von Holstein, von Pfalzneuburg, 2 Brüder der Kaiserinn, der Herzog von Croy, der große Eugen von Savoyen, damals ein neunzehnjähriger Oberstlieutenant, der Markgraf von Baireuth, die Markgrafen Herrmann und Ludwig von Baden, der Landgraf von Hessen, die Fürsten von Waldeck, Anhalt, Hohenzollern, und Salm; ein glänzender Heldenkreis, Alle voll ritterlichem Sinn und ernstlichen Willen, gegen doppelte Uebermacht das theure Wien, die Vormauer der Christenheit zu entsetzen.

Am 12. September, es war ein Sonntag, vor Tages Anbruch versammelten sich die Fürsten in der Capelle am Leopoldsberg; Marcus Avianus ein Capuciner, der in dem Ruf der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung lebte, las die Messe, und reichte ihnen das Heilige Abendmahl, der König von Pohlen ministrirte; der Priester segnete sie, und verhieß ihnen gewissen Sieg; sie reichten einander die Hände und begaben sich an ihre angewiesenen Posten. Der rechte Flügel der Türken stand vom Kahlenbergerdörfel bis Grinzing, der linke von Hernals bis Dornbach, der Großvezier in der Mitte, entschlossen jetzt noch während der Schlacht, es koste was es wolle, die Stadt zu erstürmen. Der Herzog von Lothringen nahm den Angriff gegen den rechten Flügel mit den Oesterreichern auf sich. Fünf Stunden lang wehrten sich die Türken hier mit vieler Tapferkeit von Schritt zu Schritt; wurden aber doch

bis Döbling herabgedrängt, wo sie unter dem Schutz der noch kenntlichen großen Batterie ober dem Hohlweg Stand hielten. Nun griffen die Sachsen sie in der Flanke an, und die Oesterreicher benutzten den Augenblick, ihnen diese große Batterie wegzunehmen. Inzwischen hatte der König von Pohlen den ganzen linken Flügel der Türken umgangen, konnte aber erst gegen 2 Uhr aus den Wäldern hinter Dornbach hervorbrechen. Die Türken sammelten ihre Infanterie in Massen, das freie Feld begünstigte die Bewegungen ihrer zahlreichen Cavallerie, und die Wirkung ihrer in Bereitschaft gestandenen Kanonen. Der Sieg war zweifelhaft; der Großvezier eilte mit der Reserv, ihn zu entscheiden. Da ersah der Herzog von Lothringen den rechten Augenblick, befahl allgemeinen Sturm auf den Feind; jagte ihn durch Döbling, Währing, Weinhaus, nahm dort die Türkenschanze mit Sturm, und machte so den Pohlen Luft; die jetzt mit unglaublicher Wuth in die Massen der Türken drangen. Der Markgraf von Baden mit einigen Schwadronen Dragoner unter freudigen Trompeten- und Paukenschall kam an die Contrescarpe vor dem Schottenthor; der Graf von Stahremberg machte einen mächtigen Ausfall. Schrecken überfiel die von allen Seiten umgebenen Türken; unaufhaltsam flohen sie über den Wienerberg in einem fort bis an die Raab. Um 6 Uhr war kein bewaffneter Türke mehr in der Nähe; 25000 lagen todt auf dem Platz.

Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen Auersberg als Courier an den Kaiser nach Dürn-

ſtein bei Krems. Den Siegern war außerordentliche Beute in die Hände gefallen: die große Fahne des Propheten, viele Standarten und Roßſchweife, 15,000 Gezelte, in vielen noch die Speiſen auf dem Tiſch, 570 Kanonen, unzählige Gewehre, Bogen, Pfeile, Säbel und Dolche, ganze Magazine von Leinwand, Leder, Pelzwerk, eiſernen Platten, und eine, den Glauben überſteigende Zahl von Munition und Kriegsvorrath. Dem König von Pohlen wurde die reichſte Beute überlaſſen, Kara Muſtaphas, von Gold und Edelſteinen ſtrotzendes Gezelt, mit einem baaren Schatz von zwei Millionen in Gold, und 600 Beutel mit Piaſtern. Den Soldaten ward die Plünderung des Lagers erlaubt; ſie fanden ſoviel Geld und Koſtbarkeiten, daß ſie 20,000 Ochſen, Kamehle und Maulthiere, bei 10,000 Schafe, 100,000 Malter Korn, ungeheure Vorräthe von Caffee, Zucker, Honig, Oehl, Reis, Schmalz, Baumwolle den Wienern überließen. Viele Hausherrn, indem ſie die Ruinen ihrer abgebrannten Häuſer aufſuchten, fanden ihre Keller mit Vorräthen aller Art ſo vollgepfropft, daß ſie leicht wieder aufbauen konnten, und ſchöner.

Während aber Alles dem Zuſammenraffen eroberten Reichthums mit lauter Freude ſich überließ, zog der Biſchof Kollonits auch auf Beute in das Lager und auf das Schlachtfeld hinaus. Seine Beute waren über 500 verlaſſene herumirrende Chriſtenkinder, deren Aeltern vor Anbeginn der Schlacht, auf des Großveziers unmenſchlichen Befehl nieder-

gesäbelt worden waren, und denen er Allen ein Retter und Vater wurde.

Am folgenden Tag, 13. September, hielten die Sieger ihren Einzug zu Wien. Das Getöne aller Glocken erfreute die Menschen, denn während der ganzen Belagerung hörte man nur Eine Glocke von St. Stephan, womit man bei Feuersbrünsten und Stürmen Signale gab. Der Zug ging zum Stubenthor herein, der König voraus, dann alle Fürsten, Feldherrn und Obersten, die bei der Vertheidigung und bei dem Entsatz Wiens commandirten; durch die Wollzeil, Kärnthnerstraße, über den Neuenmarkt zogen sie an die Augustinerkirche, wo sie von den Pferden stiegen, der Messe in der Lorettocapelle beiwohnten, und der König dann sogleich selbst vor den Hochaltar trat und das Tedeum anstimmte. Dreihundert Kanonenschüsse während demselben verkündigten weit und breit die freudige Nachricht. In seine Größe eingehüllt, führte indessen der Herzog von Lothringen das ganze Heer aus dem verwüsteten Türkenlager hinweg und breitete es von St. Marx über Simmering bis gegen Schwechat aus, Abends kam auch der König mit den Uebrigen dahin.

Am 14. kam der Kaiser auf einen Tag, um den Befreiern Wiens zu danken, und Verdienste zu belohnen, ging aber dann wieder nach Linz, da die stark durchlöcherte Burg lange Reparation bedurfte. Stahremberg ward Feldmarschall, Conferenzminister, erhielt 100,000 Reichsthaler, einen kostbaren Ring und in seinen Wappenschild den Stephansthurm.

Der König von Spanien schickte ihm das goldne Vließ, die österreichischen Stände beschenkten ihn reichlich, die Wienerbürgerschaft befreite sein Haus in der Krügerstraße von allen Abgaben. Der Bischof Kollonitz erhielt von Rom den Cardinalshut; der edle Bürgermeister von Liebenberg war ein Opfer der Seuche geworden, die übrigen Vorsteher und Mitglieder des Stadtrathes erhielten goldene Ketten, den Rathstitel, einige den Adel. Kolschützky ein Pohle, der als kühner Kundschafter treffliche Dienste geleistet hatte, erhielt, nach seinem Wunsche die Erlaubniß, ein Caffehhaus zu errichten. Das erste, das er eröffnete, steht noch dem großen Thor der Stephanskirche gegenüber. Er bezog aber bald ein zweites im Schlossergäßchen, zum Bruderherz genannt, weil er Jedermann Bruder Herz begrüßte. Caffeh und Zucker gab es eben im Ueberfluß; so wurde schon das erste Caffehhaus in der europäischen Christenheit ein einträgliches Gewerbe.

Die Reichsarmee kehrte nun zurück, die kluge Behandlung des Königs von Pohlen aber trug nun ihre Früchte. Er liebte den Ruhm und das Geld, und setzte den Krieg gegen die Türken mit dem Herzog von Lothringen fort. Um zu zeigen, wie wenig er der Deutschen bedürfe, zog er immer mit den Pohlen voraus, griff auch 1684 vor Barkan die Türken an. Tod oder Gefangenschaft würde aber sein, seines Sohnes und der ersten Wojwoden Loos gewesen sein, wenn ihn nicht der Herzog von Lothringen gerettet hätte. Er erkannte es zwei Tage darauf,

stellte sich unter dessen Commando, und ließ seine Truppen unter die Deutschen eintheilen; dadurch wurde am 25. December 1685 der herrliche Sieg erstritten, der den Türken über 20,000 Mann und das wichtige Gran kostete. Durch 150 Jahre hatte ein türkischer Pascha in Ofen residirt; zehnmal wurde es vergeblich belagert, Carl von Lothringen eroberte es 1686 nach einem Verzweiflungskampf, in welchem der Pascha selbst auf dem Platze blieb. Der Preßburger Reichstag 1687 erklärte Ungarn für ein Erbreich; fünf Jahre später rächte Carl durch einen entscheidenden Sieg bei Mohacs die 161 Jahre früher erlittene Niederlage; Belgrad mußte sich ergeben. Dort ließ er den strangulirten Großvezier Kara Mustapha ausgraben, und schickte dessen Kopf an den Cardinal Kollonitz, weil jener Wütrich gedroht hatte, den Kopf des frommen Mannes auf einer Stange an den Sultan zu schicken. Der Cardinal übergab dieses gräßliche Angedenken der Stadt, die es nebst anderen türkischen Trophäen im bürgerlichen Zeughaus verwahrt.

Carl von Lothringen starb am 18. April 1690 inmitten seiner glänzenden Heldenbahn, Ludwig von Baden und der große Eugen setzten seine Siege fort, durch den Carlowitzer Frieden 26. Jänner 1699 kam Siebenbürgen bleibend an Oesterreich, ward Ungarns Befreiung vollendet, und Wien auf immer gegen Türkengefahr gesichert.

Leopold und seine treuen Alliirten England, Holland und der große Kurfürst von Brandenburg

hatten zwei Jahre früher den rühmlichen Ryßwicker Frieden geschlossen; Europa lag im Frieden, als 1700 Carl II. König von Spanien ohne Nachkommenschaft starb. Leopolds I. Successionsrecht stand außer Zweifel; er war der einzige männliche Nachkomme jener Johanna, welche Spanien an das Haus Habsburg brachte. Ludwig XIV. hingegen suchte, Spanien an sein Haus zu bringen, obwohl seine Gemahlinn, Carls II. Schwester, feierlichst auf die Nachfolge Verzicht geleistet und Ludwig die Verzichtleistung beschworen hatte. Daraus entstand ein neuer Krieg mit Frankreich sowohl, als mit einigen durch dasselbe aufgehetzten ungrischen Mißvergnügten, an deren Spitze Franz Rakoczy stand. Leopold erlebte das Ende dieses Krieges nicht; er starb am 5. Mai 1705 im 65. Jahr seines Lebens und im 48. seiner Regierung.

Unter Leopold I. hatte das allgemeine Waffentragen viele unangenehme Folgen, selbst die Handwerksbursche trugen Degen, und die Lederer erfreuten sich dieses Vorrechts bis in die neuesten Zeiten. Die Wildheit der Studenten trieb den meisten Unfug, förmliche Treffen mit der Stadtquardia fielen vor, wobei es nicht ohne Todtschlag ablief. Ausgepichte Raufbolde, denen das freie Studentenleben gefiel, blieben oft 20 Jahr und länger auf der Universität. Bald ging es über die Handwerksbursche, bald über die Juden her, die tapfere Hülfe der Studenten in den Tagen der Noth hatte ihnen viele Nachsicht erworben. Vor allen mit den Schneidern

gab es häufigen Streit, einst waren deren 60 zu einem festlichen Mahle versammelt; ein Dutzend Studenten trat ein, jagte die Schneider alle davon, und ließ sich die schon aufgetragenen Speisen schmecken.

Die Zweikämpfe waren häufig besonders unter den höheren Ständen, und fielen selbst auf offner Gasse vor. Die Todesstrafe wurde darauf gesetzt, für Inländer auch noch die Confiscation des Vermögens dazu, wer auch nur den Degen gezogen hätte, sollte ohne Gnade auf dem Pranger stehen; es half wenig.

Dagegen wurde die aus alter Zeit stammende Passionsprocession, mit theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Schrift für immer abgeschafft, die Asylrechte der Kirchen und Klöster beschränkt, das Spazierengehen, Kaufen und Verkaufen in den Kirchen verboten, eine strengere Todtenbeschau eingeführt, den Gerichten Mäßigung in den Hexenprocessen vorgeschrieben.

Der alte orientalische Handel Wiens war schon größtentheils in die Hände der Griechen übergegangen, deren eine große Zahl sich auf dem alten Fleischmarkt und den Hafnersteig hinab angesiedelt hatte. Leopold errichtete eine orientalische Handelscompagnie, die in den ewigen Kriegen, und weil die meisten Griechen wegen Einverständnissen mit den Feinden weggewiesen wurden, wieder einging.

Der Leopoldstag wurde 1663 zum Landesfeiertag erhoben. Der Kaiser vergrößerte die Burg

durch Erbauung des Tractes, wo die Burgwache sich jetzt befindet. Durch die Unvorsichtigkeit eines Tischlers entstand den 23. Februar 1668 in der Nacht Feuer, das diesen Tract bis auf das unterste Stockwerk verzehrte. Der Hof flüchtete theils nach Eberstorf, theils in die Favorita; so hieß damals der Pallast beim Augarten, den später die Türken zerbrachen. Haß und Neid des Volkes gegen die Juden bezeichnete sie, nebst allen alten Beschuldigungen, als Anstifter dieser Brunst. Zu läugnen ist nicht, daß sie auf sichere Pfänder ungeheure Zinsen nahmen, und gefährlicher Unterschleife im Krieg sehr verdächtig waren. Das Alles zusammen bestimmte den Kaiser, sie aus dem Lande zu treiben; zuerst waren die Hausässigen ausgenommen, die Verordnung vom 14. Februar 1670 aber beschränkte die Ausnahme auf den einzigen Judenrichter Marcus Schlesinger; alle übrigen wurden aus Wien und aus ganz Oesterreich vertrieben. Am 18. August 1670 legte Leopold den Grundstein zur Pfarrkirche des heiligen Leopold an der Stelle der niedergerissenen Synagoge, von nun an hieß die ehemalige Judenstadt Leopoldstadt. Sie erhielt zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt, der Tandelmarkt (Trödelmarkt) wurde vom Kärnthnerthor dahin übersetzt, das Zucht- und Arbeitshaus 1671 daselbst gegründet. Der Magistrat löste die confiscirten Judenhäuser von der Kammer ein, und bald waren sie durch die Thätigkeit des Bürgermeisters Lazarus Springer mit arbeitsamen Bürgern besetzt.

Nach dem Entsatz Wiens wurden die Festungswerke wieder hergestellt, die Vorstädte aber noch weiter hinausgerückt; erst 600 Schritte vom Graben durften wieder Häuser aufgebaut werden. Der Magistrat beklagte sich, daß ihm von 5200 bürgerlichen Häusern kaum mehr 1000 übrig geblieben, er verlor sie theils durch Abreißen, um für die Festungswerke unter Ferdinand I. Platz zu gewinnen, theils durch das Hinausrücken der Vorstädte, und in der Stadt durch den eingerissenen Luxus bei Privatgebäuden. Mancher Fürst kaufte sechs bis sieben Bürgershäuser zusammen und baute einen Pallast an ihre Stelle, der dann ein ständisches Haus war. Um den Magistrat zu entschädigen, dehnte der Kaiser den Umfang der Vorstädte bis an die heutigen Linien aus, und verbot das Zusammenbauen von bürgerlichen Häusern. So kamen die nächsten Dörfer, Erdberg, St. Marx, Reinprechtstorf, Margarethen u. s. w. in den Umfang von Wien.

Die Barnabiten hatten bei ihrem Freithof im Dorfe Schöff eine kleine Kapelle mit einem Frauenbilde erbaut, das viele Andächtige versammelte; die Türken zerstörten die Kapelle. Im Jahr 1686 wurde der Grundstein zu der jetzigen schönen Kirche und einem Barnabitenkloster gelegt. Seither heißt das ehemalige Dorf Schöff Mariahülf. Der Feldmarschall Graf Söreny baute das Capucinerkloster zu St. Ulrich wieder auf. Den Carmeliten auf der Laimgrube wurde 1687 Kirche und Kloster erbaut. Am Pfingstabend 1688 ward die nächtliche Beleuch-

tung der Stadt eingeführt. Das große Armenhaus (jetzt allgemeines Krankenhaus) fing Leopold 1693 an zu bauen; und legte 1695 den Grundstein zu Kirche und Kloster der Trinitarier (Weißspanier, jetzt Minoriten). In diesen Jahren kamen auch die Brücken über die Donau, die vorher weiter links lagen, an ihre jetzigen Stellen.

Der große Zar Peter, 26 Jahr alt, und schon 9 Jahr Beherrscher von Rußland, kam am 26. Juni 1698 nach Wien und hielt mit großer Pracht seinen Einzug zwischen 8 und 9 Uhr Abends vom Tabor durch die Leopoldstadt und die Stadt in den Königseckischen Pallast zu Gumpendorf; der nebst benachbarten Häusern für ihn und sein Gefolge herrlich eingerichtet worden. Der Hof gab ihm glänzende Feste, unter andern einen Ball, auf welchem 60 Paare des ersten Adels in kostbaren Charaktermasken allerlei Nationen, Gewerbe und Stände vorstellten; Kaiser und Kaiserinn waren als Wirth und Wirthinn gekleidet. Peter als Friesischer Bauer, tanzte mit allen Damen unermüdbar durch die ganze Nacht, sang russische Liedchen dazu, und wollte nicht recht begreifen, daß er die ihm auserkorne Friesländische Bäuerinn, die schöne Gräfinn Thurn, nicht gleich bei sich behalten sollte. Um ein Hofceremoniell zu sehen, wohnte er selbst einer feierlichen Audienz seines Botschafters als Unterbeamter bei; die Botschaft mußte ganz in altrussischer Nationaltracht erscheinen, und seine Geschenke für den kaiserlichen Hof überreichen. Diese Geschenke waren kostbares Pelzwerk, persische Shawls und Tep-

piche, Silber- und Goldstoffe, Sättel, Reitzeug und Säbel mit morgenländischen Steinen verziert. Sie wurden von 40 ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideten Wienerbürgern des äußeren Rathes getragen, an die der Zar unzählige Fragen stellte. Auf die Nachricht von dem Aufruhr der Strelizen eilte er spornstreichs nach Moskau.

Einen anderen Einzug sahen die Wiener im folgenden Jahr am 24. Februar 1699. Die Prinzessinn Amalie von Braunschweig zog als Braut des geliebten Kronprinzen Joseph, nachdem sie in Modena durch Procuration vermählt worden, von der neuen Favorita (Theresianum) zum Stubenthor herein, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, und der Beleuchtung der ganzen Stadt, durch drei Triumphpforten zur Trauung bei den Augustinern. Die Ungarn verdunkelten dabei Alles mit ihrer Pracht.

Im Juli desselben Jahres ging das (an der Stelle der heutigen Redoutensäle) neuerbaute Burgtheater in Flammen auf; ein alter Thurm rettete nur wie 1668 den Schweitzerhof.

Am 13. August starb im Rufe der Heiligkeit, der durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Verstand und sanfte Tugend berühmte, von Hohen und Niedern verehrte Kapuciner Marcus Avianus. Der Kaiser drückte ihm die Augen zu; die Damen plünderten alle Gärten, um die Leiche auf Blumen zu betten.

Mit dem Neujahr 1700 fing die Wienerzeitung

(damals Wiener Diarium und noch vor nicht vielen Jahren so genannt) an, regelmäßig heraus zu kommen. Noch sind aus jener Zeit merkwürdig, die Einführung des Tabakapalto 1694; die Stiftung der ständischen Akademie zur Bildung adeliger Jugend, in der Alsergasse, wo jetzt die Kaserne steht; die erste Tragsesselordnung, worin die Preise festgesetzt und verboten wurde, dabei Ausländer zu gebrauchen, und Kranke, Livreeleute oder gar Juden zu tragen, die sich schon wieder zahlreich eingefunden hatten; endlich die Abschaffung aller bei Erziehung der Jugend verwendeten Franzosen und Französinnen.

Im Juli 1700 entstand aus einer Büberei sehr ernsthafter Tumult. Am Peter vor dem Hause des Hoffactors Oppenheimer verhöhnten und neckten zwei Rauchfangkehrerbuben einen Juden; die Rumorwache verjagte sie mit ein paar Streichen. Unberufene Richter äußerten laut ihre Mißbilligung, daß ein Christenkind wegen eines Juden geschlagen worden; Gassenjungen warfen mit Eyern der dort sitzenden Bauernweiber dem Oppenheimer die Fenster ein; die Weiber flüchteten, man lachte, die Buben griffen nach Steinen. Der Platz war bald mit Menschen angefüllt; solide Schelme brachen in das Haus ein, raubten Geld und Kostbarkeiten, besoffen sich in dem Keller, schlugen die Böden der Fässer ein. Der Tumult brachte die ganze Stadt in solche Bewegung, daß man Kanonen auf die Plätze aufführte. Endlich rückte zureichende Mannschaft an; zwei der ärgsten Räuber knüpfte man an die Fenstergitter

des Judenhauſes auf, und verkündete Allen Amneſtie, welche das Geraubte auf die Schranne zurückbringen würden. So ward wieder Ruhe.

Man erkannte, daß es die Unentbehrlichkeit der Juden, ſo oft es ſich um Geld handelte, war, was ſie nach ſo vielen Vertreibungen immer wieder zurückführte; man dachte an die Schiffbarmachung der March, an die Verbindung der Oder mit der Donau, an eine nordiſche Handelsgeſellſchaft, wozu überall Geld erforderlich war. Das veranlaßte den reichen Fürſten Hanns Adam Lichtenſtein, einen, den größten Geſchäften gewachſenen, Mann, die Errichtung einer Wienerbank (Banco) vorzuſchlagen. Sie hätte ſeiner Meinung nach zugleich eine Hypothekenbank werden ſollen, was von unberechenbaren Nutzen geweſen wäre. Der ausgebrochene ſpaniſche Succeſſionskrieg hinderte es; die Bank wurde 1705 der gemeinen Stadt Wien übertragen, von ihr und von den Ständen garantirt.

Mit eben jenem Krieg erhob ſich auch die ungriſche Empörung unter Rakoczy; ſein Anhang und ſeine Streitkräfte hatten ſich 1704 ſo drohend vermehrt, daß man Vorkehrungen gegen eine Belagerung Wiens machte. Der Bürgermeiſter Peickart begab ſich zu dem Prinzen Eugen, und bat, die Vorſtädte nicht zu verbrennen oder zu ſchleifen; die Bürgerſchaft ſei bereit, ſie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und der Kaiſer könne auf ihre treue Anhänglichkeit in jedem Falle feſt vertrauen. Der Prinz umarmte den Bürgermeiſter freudig, führ-

te ihn selbst ins Zeughaus, und stellte ihm frei, für seine edle Bürgerschaft an Wehr und Waffen zu nehmen, was er wolle.

Rakoczys Kriegsvolk umschwärmte bereits Wien; am Ostersonntag 1704 kam ein Haufen Reiter über die Landstraße herein, erschoß den Hahnenwirth, setzte Alles in Schrecken, und war plötzlich wieder verschwunden. Dergleichen Anfälle geschahen mehrere; auch stahlen sich durch die ganz offenen, oder nur mit Gartenzäunen verschlossenen Vorstädte oft nächtliche Räuber in die Stadt, wie denn vor nicht vielen Jahren erst die eisernen Gitter von den Fenstern verschwunden sind. Gegen solche Gefahren wurden 1704 die Linien, ein zwei Klafter breiter und 1 ½ Klafter tiefer, ausgemauerter Graben rings um die Vorstädte gezogen, und vor den Hauptstraßen mit Aufziehbrücken versehen. Diese Linien bewirkten zugleich, daß die Häuser in den Vorstädten nun schöner und häufiger emporstiegen, und der Fürst Hanns Adam Lichtenstein z. B. aus dem Dorfe Altlichtenwerd die Vorstadt Lichtenthal herstellte und seinen prächtigen Pallast in der Roßau erbaute; der Magistrat aber die Gründe der Marchese Malaspina kaufte, dort eine neue Vorstadt anlegte, und sie dem römischen König zu Ehren Josephstadt nannte.

Am 13. August 1704 erfochten Eugen und Marlborough bei Höchstadt und Blindheim den weltberühmten Sieg über Franzosen und Baiern; 12,000 blieben auf dem Platz, der Marschall Tallard mit 25

Generalen und 15,000 Mann wurden gefangen, alles Geschütz und Gepäck erobert.

Graf Sigbert Heister trug seinen Taufnamen nicht umsonst; in Wiens Belagerung hatte er schon sich ausgezeichnet, jetzt mit Hülfe des tapfern Landvolkes Vendome und die Baiern aus Tirol gejagt, am 26. December 1704 einen Hauptsieg über Rakoczy erstritten. Beide große Siege dieses Jahres wurden in Wien mit Jubel gefeiert; dem keine nahe Gefahr mehr drohte, als Kaiser Leopold starb.

Joseph I.

Von Joseph I. kann man im strengsten Verstande sagen, sein einziger Fehler als Regent war, daß er nicht länger gelebt hat. Er war tapfer, verständig, leutselig, gütig, der glücklichste Herrscher Oesterreichs, seit es eine Geschichte hat. Die kurzen sechs Jahre seiner Regierung schwanden unter beständigen Kriegen; aber auch unter herrlichen Siegen hin. Ob er sonach nun gleich seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg verwenden mußte, und zweimal persönlich als Sieger aus dem Feld heimkehrte, stiftete er doch die Akademie der Künste, am 8. Dec. 1705 eröffnet, gab eine Brennholzordnung 1707, errichtete, dem Wucher zu steuern, in demselben Jahr ein Versatz- und Fragamt in dem Hause des Statthalters Grafen von Welz in der Annagasse, der es dem Armenhaus in der Alsergasse vermachte; baute das Elisabethinerinnenkloster zur Pflege armer

kranker Weibspersonen, und besetzte es 1709 mit Nonnen von Gratz; ließ aus den 1683 eroberten türkischen Kanonen durch Johann Achamer die große Glocke bei St. Stephan 1711 gießen, welche sammt dem Schwengel 402 Ct. wiegt.

Am 12. April 1711 ergriffen den Kaiser die Pocken, und rafften ihn am 5. Tag im 33. Jahr seines Lebens dahin. Weise und glücklich übertrug er die Regentschaft, bis zur Ankunft seines in Spanien abwesenden Bruders und Nachfolgers Carl, seiner Mutter Eleonora, einer Frau von großer Seele. Sie bestätigte ohne Zaudern den noch in demselben Monath geschlossenen Szathmarer Frieden; wodurch den Ungarn ihre constitutionsmäßigen Freiheiten, die Reichswürden nur Eingebornen, den Protestanten die vertragsmäßige freie Religionsübung gesichert, und Niemand — selbst Rakoczy nicht — von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen wurde. Dieser Act von Mäßigung und Gerechtigkeit gewann die edelstolze Nation der Ungarn für immer.

Carl VI.

Durch den Tod Josephs I. vereinigten sich, dem Erbrechte gemäß, die Kronen Oesterreichs und Spaniens auf Carls Haupt. Eine Macht von solcher Größe hätte sich ganz Europa zu Feinden gemacht. Oesterreichs Alliirte ließen sogleich die Hände sinken; sie schloßen Separatfrieden, Carl mußte es auch. Ihm fielen die Niederlande zu, Neapel,

Sardinien, Mayland und Mantua; dem Urenkel Ludwigs XIV. Philipp von Anjou Spanien und Indien; dem Herzog von Savoyen Sicilien, welches er jedoch, weil er gar zu politisch war, bald gegen Sardinien vertauschen mußte.

Carls erster Weg aus Spanien ging nach Frankfurt, wo er am 12. Oct. 1711 zum Kaiser erwählt und gekrönt wurde. Am 26. Jänner 1712 kam er nach Wien, eben 26 Jahr alt; eine schöne Gestalt, ein trefflicher Reiter, seit dreiviertel Jahren erwartet, wurde Er mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Etiquette des Hofes war spanisch, die Gesinnung deutsch; Carl VI. war ernst, er verschmähte es, mit kleinen Künsten, um die Gunst des Volkes zu buhlen, er erwarb sie durch Gerechtigkeit, Milde, Beförderung des Handels, der Industrie, der Wissenschaften. Als der Graf Taroucca ihm einwendete, »beschränkte Geister seien am leichtesten zu regieren«, antwortete er mit einem spanischen Sprichwort: »Freilich schlechte Reiter können nur Schindmähren brauchen.« Mit minder derben Worten ausgedrückt, lautet diese ewige Wahrheit: **Unter verständiger und kraftvoller Regierung ist das gebildetste Volk das beste.**« Das war Carls Regierungsmaxime; Thür und Thor öffnete er den Kenntnissen und der Thätigkeit, rief fremde Gelehrte ins Land, munterte die inländischen auf, öffnete seine Archive den Geschichtsforschern; gründete das weltberühmte **Münzkabinet**, und die **Hofbibliothek**, deren prächtiges Gebäude, wie er sich äußerte, er deßwe-

gen unmittelbar an die Burg gebaut, weil er die edelsten Talente in seiner Nähe wünsche. Selbst ein gründlicher Meister in der Musik, that er so viel für diese schöne Kunst, daß wir die hohe Stufe, auf welche sie hier gebracht war, Ihm verdanken. Er legte die Kunststraßen (Chausseen) durch die ganze Monarchie über die höchsten Berge an; baute den Freihafen von Triest, und die von Fiume Buccari und Porto Re, stiftete die Handelscompagnie von Ostende. Durch Engländer und Hamburger ließ er Kauffahrtheyschiffe und Kriegsfahrzeuge von 36 bis 60 Kanonen auf der Donau bauen, und bemannte sie mit Matrosen aus Genua, Hamburg und Livorno; schaffte der österreichischen Flagge Sicherheit vor den Barbaresken. So sorgte er dafür, den Handel nach Italien, nach den Niederlanden, nach der Levante, der einst Wien reich gemacht hatte, wieder zu beleben. Zum Behuf der inländischen Industrie gründete er die Wollenzeugfabrik zu Linz 1715, brachte durch kunsterfahrne Venetianer und Niederländer die Spiegelfabrik zu Neuhaus in Aufschwung; ein anderer Niederländer Claude du Paquier errichtete 1718 die Porzellanfabrik in der Roßau. Alle Gebäude Carls VI., die Reichskanzlei, die Reitschule, die Redoutensäle, die Bibliothek, die Ingenieur-Akademie, die kaiserlichen Ställe ꝛc. sind noch immer die schönsten in Wien unter den modernen. Er zierte den Hofplatz mit 2 Springbrunnen, den Hohenmarkt mit der schönen Marmorsäule und einem Springbrunnen, den Neuenmarkt

mit einem achtfachen Springbrunnen und eben so vielen meisterlichen Figuren von Raphael Donner. Sein großartiger Baugeist theilte sich auch Privaten mit; viele Palläste Wiens sind aus jener Zeit; das Belveder z. B. der Eugenische Pallast in der Himmelportgasse, das Lichtensteinische Majorathaus ꝛc. ꝛc. auch das bürgerliche Zeughaus auf dem Hof und alle Prälaturen im Lande; wodurch viel Geld in Umlauf kam.

Eine arme Weibsperson brachte im Jänner 1713 die Pest aus Ungarn nach Wien; das Uebel hielt über ein Jahr an; der Kaiser verließ die leidende Stadt nicht. Seiner Gegenwart, seinen Vorschriften und Anstalten nicht nur hier für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft in Ungarn und längst der türkischen Gränze, ist es zu verdanken, daß diese siebenzehnte Pest zu Wien die letzte war, und nur 8644 Menschen ihr zur Beute wurden. Zum Dank für die endliche Abwendung derselben baute Carl die prächtige Kirche dem heiligen Carl Borromeus zu Ehren.

Der 1716 wieder ausgebrochene Türkenkrieg verbreitete Mißmuth unter den Wienern; als aber die Kaiserinn Elisabeth, eine Prinzessinn von Braunschweig, nach 8 Jahren kinderloser Ehe am 13. April 1716 den Kronprinzen Leopold gebar, verkehrte sich der Mißmuth schnell in allgemeine Freude; bis tief in den Sommer hinein währten die Freudenfeste; sie wurden erhöht und verlängert als Eugens Generaladjutant Graf Khevenhüller

mit der Nachricht von dem, am 15. August bei Peterwardein erfochtenen großen Siege ankam.

Am 4. November verblich der Kronprinz wieder; der Verlust war so schmerzlich, daß sich bis in unser Jahrhundert herüber Vermuthungen erhielten, er sei nicht natürlichen Todes gestorben.

Am 13. Mai 1717 ward Maria Theresia geboren. Welche Freudenfeste würden die Wiener gefeiert haben, hätten sie ahnen können, was ihnen geboren worden! An eben diesem Tage legte Amalia, die Witwe Kaiser Josephs I., von welcher der Amalienhof den Namen hat, den Grundstein zu Kloster und Kirche der Salesianerinnen. Die Nachricht von der durch Eugen am 16. August desselben Jahres gewonnenen Hauptschlacht bei Belgrad verbreitete große Freude in Wien, noch größere der im folgenden Jahr am 21. Juli abgeschlossene Passarowitzer Frieden, in welchem Temesvar und Belgrad, mit einem Theil von Bosnien, Servien und der Wallachey an Oesterreich abgetreten wurden.

Dieser Krieg veranlaßte den Kaiser, 1718 die Ingenieur-Akademie zu stiften. Ludwig XIV. war bereits am 1. September 1715 gestorben; es war also Aussicht auf langen Frieden. Wirklich währte er 15 Jahre. Carl benutzte diese Zeit, seinen Einrichtungen Festigkeit zu geben, und seine Gebäude auszuführen; an der Vollendung der herrlich entworfenen Vorderseite der Burg gegen die Stadt hinderten ihn wieder ausgebrochene Kriege.

Neben den Segnungen des Friedens genossen

die Wiener in dieser Zeit auch manche Augenweide. Der als k. k. Botschafter bei der Pforte ernannte Feldzeugmeister Graf Virmond hielt am 26. April 1719 einen Einzug in die Burg in aller der Ordnung und Pracht, wie er später in Constantinopel selbst vor sich ging. Seine Abfahrt am 17. Mai von der Schlagbrücke auf den Kriegsschiffen unter großem Gepränge war ebenfalls ein anziehendes Schauspiel. Unbeschreiblich aber war der Zulauf, als von Constantinopel, an das man seit zweihundert Jahren nur mit Schrecken dachte, ein freundschaftlicher Botschafter erschien. Er hatte ein Gefolge von beinahe 300 Personen aus allen, der Pforte gehorchenden Völkerschaften bei sich, mit unzähligen Pferden, Maulthieren und Kamehlen. Der Fürst von Schwarzenberg und der Marschall Graf Daun empfingen ihn den 14. August 1719 auf der Simmeringer Heide; der ganze Zug, von kaiserlichem Fußvolk und Reiterei begleitet ging durch die Favoritenlinie, an der Favorita (Theresianum), wo der Kaiser den Sommer über wohnte, vorüber, zum Kärnthnerthor herein, über den Josephsplatz, Kohlmarkt, Graben, St. Stephan, zum rothen Thurm hinaus in die Leopoldstadt zum goldenen Lamm. Das Militär machte Spalier in den Vorstädten, in der Stadt standen die Bürgercorps in Parade.

Am 26. desselben Monats vermählte sich die Erzherzoginn Josepha, ältere Tochter Kaiser Josephs I. 19 Jahr alt, mit Friedrich August Kurfürsten von Sachsen. Der Anwerbungs-Botschafter

Graf von Flemming gab überaus kostbare und prächtige Feste. Am 17. October 1722 wurde ihre jüngere Schwester Amalia mit Carl Albrecht Kurfürsten von Baiern vermählt, der Botschafter Graf von Törring suchte seinen Vorgänger Flemming noch zu übertreffen. Es sind Foliobände mit großen meisterlichen Kupferstichen über die Pracht dieser Feste geschrieben, und sie blieben lange in dem Gedächtniß der Wiener.

Der Kaiser stiftete 1722 das spanische Spital für diese von ihm geliebte Nation. Er hatte die Erhebung der Wiener Diöcese zu einem Erzbisthum in Rom erwirkt; Graf Kollonits, ein Neffe des oft-erwähnten, später ebenfalls Cardinal, hielt am 24. Februar 1723 als erster Erzbischof von Wien seinen feierlichen Einzug.

Am 11. Mai 1727 hielten die Armen, dunkelblau und weiß gekleidet, ihren Einzug in das reichgestiftete Johannisspital (jetzt Invalidenhaus.)

Carls Sonne neigte sich endlich gegen ihren Untergang. Der 1733 ausgebrochene Krieg mit Frankreich ging in Italien schlecht, und selbst der am Rhein commandirende Eugen war leider schon ein Greis. Um die Garantie der pragmatischen Sanction zu erwerben, ließ sich Carl im Wienerfrieden vom 3. October 1735 den Tausch von Neapel und Sicilien gegen Parma und Piacenza, von Lothringen gegen Toscana, und die Abtretung von Novara und Tortona an Sardinien gefallen.

Am 15. Februar 1736 wurde Maria Theresia

mit Franz Herzog von Lothringen, dem Enkel des hochverdienten Herzog Carl, vermählt. Zwei Monate später starb der, den Wienern unvergeßliche Prinz Eugen von Savoyen; ein Herr von hoher Religiosität ohne Andächtelei, der ausgezeichneteste Feldherr und Minister seiner Zeit, Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, mild von Charakter, liebenswürdig im Umgang. Er pflegte sich Eugenio von Savoye zu unterschreiben, weil, wie schon Carl V. sagte, der Soldat einen italienischen Kopf, ein deutsches Herz, und französische Beine haben sollte. Der Kaiser verordnete das Begräbniß wie für einen Erzherzog; 14 Feldmarschallieutenante trugen die Bahre, weil Eugen in 14 Hauptschlachten gesiegt hatte. Der Zug ging von der Himmelportgasse über den Neuenmarkt, Spital-, Josephs- und Michaelsplatz, Kohlmarkt und Graben nach St. Stephan; wo ihm die Gemahlinn seines Vetters, Emanuel von Savoyen, des Fürsten Hanns Adam von Lichtenstein Tochter, das Grabmahl in der Kreuzcapelle setzte. Von ihr ist auch das Damenstift in der Johannesgasse, und die mit dem Theresianum jetzt vereinigte Emanuelische Stiftung.

Die Türken, die überall vor Eugen geflohen waren, schlugen nun die österreichischen Generale einen nach den andern; der Frieden von Belgrad wurde am 18. September 1739 geschlossen; diese Hauptfestung und fast Alles, was Eugen erobert hatte, wieder verloren.

Den Kaiser verzehrte der Schmerz über so viele

Verluste, von welchen er das getreue Barcellona am wenigsten vergessen konnte; er welkte hin und starb in der Nacht vom 19. zum 20. October 1740, im 55. Jahre. Mit ihm erlosch, gerade 40 Jahre nach der spanischen, die österreichische Linie des Hauses Habsburg. 467 Jahr waren verflossen, seit Rudolph I. die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt hatte.

Maria Theresia.

Die pragmatische Sanction ist ein Haus- und Staatsgesetz, daß die österreichische Monarchie niemals getheilt, und nach dem Recht der Erstgeburt in männlicher Abstammung, nach deren gänzlicher Ermanglung aber auch in weiblicher Abstammung, vererbt werden soll. Dieses Staatsgesetz wurde von den Ständen aller Reiche und Provinzen des Hauses Oesterreich anerkannt und beschworen; Carl VI. opferte Länder und Schätze auf, um zu bewirken, daß die europäischen Mächte es anerkannten und garantirten, und um damit auch nach seinem Tode von seinen Unterthanen das Unglück eines Krieges über die Erbfolge abzuwenden. Es wurde auch garantirt von Spanien 1725, England 1731, deutschem Reich 1732, Frankreich 1735. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als Spanien, Frankreich, Preußen, Savoyen, Baiern und Sachsen die österreichische Monarchie von allen Seiten anfielen; die junge Königinn Maria Theresia nannten sie nur mehr Großherzoginn von Toscana. Der König von

Preußen Friedrich II. war mit 60,000 Mann der erste in Schlesien eingefallen; man konnte ihm nur 30,000 entgegen stellen. Die Schlacht von Mollwitz ging verloren, er drang weit in Mähren vor, seine Streifcommando's kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg. Franzosen und Baiern standen bereits in St. Pölten, schleppten den würdigen Abt Bessel von Göttweih als Geisel fort, und schickten einen Parlamentär nach Wien, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Der Kurfürst von Baiern Carl Albrecht empfing in Linz die Huldigung als Erzherzog von Oesterreich, wurde in Prag als König von Böhmen, in Frankfurt als römischer Kaiser Carl VII. gekrönt. Dazu kamen noch Wolkenbrüche und außerordentliche Ueberschwemmungen, welche die Gegend von Wien verwüsteten. Nicht nur die Donau, auch die Wien schwoll zu außerordentlicher Höhe an, verheerte Schönbrunn und die Wienervorstädte; mehrere Elisabethinerinnen kamen bei der Rettung ihrer Kranken um's Leben.

Alles dieses brach den Muth der großen Maria Theresia nicht, und niemals verläßt der Himmel Diejenigen, die sich selbst nicht verlassen. Die Sache der erhabenen Frau bewegte Alles, was einer edlen Begeisterung fähig war. Das englische Volk eröffnete für sie Subscriptionen; die Damen voran, eine davon unterzeichnete 50,000 Pfund Sterling allein. England, Rußland, Holland, traten auf ihre Seite. Die Bürgerschaft von Wien rüstete sich gegen die angedrohte Belagerung, und gegen

den ganzen, durch seine Ungerechtigkeit empörenden, Angriff mit noch mehr Eifer, als sie einst gegen Kara Mustapha gethan. Das Stadtquardia Regiment wurde zu einem Linienregiment gemacht; die Schüler der Akademie der Künste bildeten eine eigene Compagnie, desgleichen die Hofbefreiten, die Studenten ein Corps, so auch die Jäger und Heiducken; die Bürger errichteten unter sich verschiedene Corps, selbst Greise nahmen dabei noch das Gewehr auf die Schulter. Alles schämte sich irgend einer Exemtion; jedes Freihaus stellte mehr Mannschaft, als es ohne Freiheit schuldig gewesen wäre, ja sogar Frauen von Magistratsräthen und reichen Bürgern sah man für ihre junge Königinn, die zugleich die schönste Frau ihrer Zeit war, bei Herstellung der Festungswerke helfen. So gründete sich jene wechselseitige Liebe zwischen Thron und Volk, welche durch ihre ganze vierzigjährige Regierung ungeschwächt anhielt.

Zu Preßburg trat Maria Theresia, den sechs Monat alten Kronprinzen Joseph auf dem Arm, am 11. September 1741 vor den versammelten Reichstag Ungarns, mit mildem Ernst der Majestät, aber auch mit dem rührenden Blicke des Vertrauens. In geläufigem Latein sprach sie von ihrem heiligen Rechte, von der Treulosigkeit ihrer Widersacher, von der Gefahr und Noth in Oesterreich und in Böhmen, und wie ihr von ihrem großen Erbe so wenig übrig geblieben, daß nichts retten könne als die Treue der Ungarn; ihnen vertraue sie, diesen empfehle sie ih-

ren Säugling, ihre Krone und ihre Ehre. Diese Worte ergriffen die ritterlichen Herzen; »Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!« brauste es durch die ganze, mit blitzenden Säbeln zur Rettung und Rache aus einander stürmende Versammlung. Und sie schritten ungesäumt zur That; sechs neue Infanterie-Regimenter, drei Regimenter Husaren wurden gestellt, die ganze Nation rüstete sich. Wie denn auch später der Palatin Palffy mit 44000 Mann Infanterie und 33,000 Mann Cavallerie zu Hülfe kam.

An demselben Tage, 24. Jänner 1742, an welchem der Kurfürst von Baiern zu Frankfurt die Kaiserkrone erhielt, zog Theresias Feldherr, Graf Ludwig Khevenhüller in München ein. Friedrich II. schloß am 11. Juni 1742 zu Breßlau Frieden gegen Abtretung des größten Theils von Schlesien; brach ihn aber 1744 wieder. Dieser Friedensbruch kostete beiderseits einige Tausend Menschen, und im folgenden Jahre wurde der Dresdner Frieden geschlossen, der lediglich den Breßlauer bestätigte. Inzwischen war Carl VII. gestorben, und Theresiens Gemahl ward am 4. October (seinen Namenstag) 1745 als römischer Kaiser zu Frankfurt in ihrer Gegenwart gekrönt. Das Kaiserpaar kam zu Wasser auf einer prächtigen Yacht unter zahlreicher Begleitung nach Wien zurück. Mit dem Augenblick der Landung ertönte das Geschütz von den Wällen; Glocken, Trompeten und Pauken von allen Thürmen. Der Einzug ging nach altem Brauch zum Stubenthor herein,

durch drei herrliche Triumphporten, wovon eine in der Wollzeil, die andere am Stockimeiſen, die dritte am Kohlmarkt ſtand. Die Bürgercorps paradirten auf den Plätzen, der Rath ließ von einem Gerüſte neben der Hirſchenapotheke am Graben Brot und Braten auswerfen, und rothen und weißen Wein ſpringen. Durch drei Tage nach einander waren die Triumphporten und die ganze Stadt beleuchtet; es waren drei allgemeine Feiertage in Luſt und Freude begangen.

Am 30. April 1748 ſchloß endlich Fürſt Kaunitz zu Aachen auch den Frieden mit Frankreich gegen Abtretung von Parma und Piacenza an den ſpaniſchen Prinzen Don Philipp.

Die Jahre des allgemeinen Friedens verwendete Maria Thereſia nun auf treffliche Einrichtungen im Innern; wovon nur ein Ueberblick vorzüglich in Bezug auf Wien gegeben werden kann. Eine würdige umſtändliche Geſchichte ihrer langen Regierung würde allein ein großes Werk erfordern.

Sie ſtiftete das erſte Invalidenhaus zu Wien, gründete hier die, ſpäter nach Neuſtadt überſetzte, Cadetten-Akademie, erweiterte und verbeſſerte die Ingenieur-Akademie, vollendete die Caſernen in der Leopoldſtadt, am Salzgries, am Getreidemarkt, und baute die größte von allen in der Alſergaſſe von Grund auf. Sie errichtete das Sappeur-Tſchaikiſten und Pontonierscorps, und erhob ihre Artillerie zur erſten in Europa. Sie gründete die Militär-Erziehungshäuſer. Sie verbeſ-

ſerte die Dominicaner- und die ſpaniſche Baſtei, und baute zu größerer Sicherheit der Stadt das Thereſienthor. Durch mehrere Verordnungen ſetzte ſie die Pflichten und Rechte zwiſchen Bürger und Soldaten in Krieg und Frieden feſt. Sie ſtellte alte Feſtungen her, und erbaute neue; regulirte die Gränzmiliz in Croatien, Slavonien und Siebenbürgen. Sie ſtiftete endlich den Thereſienorden für militäriſches Verdienſt.

Dem Bauernſtand, als Grundſäule der Staaten, widmete ſie vorzügliche Aufmerkſamkeit. Sie regulirte die Grundſteuer und die Abgaben der Unterthanen an die Grundherrn; führte die Kreisämter zum Schutz der Unterthanen ein, erleichterte ihre Laſten mit mütterlichem Sinn, munterte ſie zum Seidenbau, zur Schaf- Obſt- und Bienenzucht durch Prämien auf, ſorgte für Unterricht in dieſen Culturgegenſtänden, errichtete hier und in allen Provinzen Landwirthſchafts-Geſellſchaften, und wies ihnen Einkünfte an.

Auch der Juden vergaß ſie nicht; ſtatt der unter früheren Regierungen wiederholten Vertreibungen verlieh ihnen Maria Thereſia die älteſte bürgerliche Duldung in Europa, älter als die vielgeprieſene engliche Parlamentsacte von 1753.

Unterricht erkannte Sie als unerläßliches Bedingniß von Cultur und Wohlſtand; Sie verbeſſerte Schulen und Studien, ſtiftete das Thereſianum, die orientaliſche und die Real-Akademie; aufgemuntert von Ihr entſtand die Ritter-Akademie zu

Kremsmünſter und das Löwenburgiſche Convict bei den Piariſten. Die Akademie der Künſte erhielt eine Kupferſtecher-, Boſſir- und Graveur-Schule, neue Statuten und Freiheiten; die Thierarzneiſchule wurde errichtet.

Armen- und Verſorgungs-Anſtalten lagen ihr vorzüglich am Herzen; die Widmung des Schloſſes und der Herrſchaft Ebersdorf zu einem Armenhauſe, das große Waiſenhaus am Rennweg, die Verbeſſerung und Vermehrung der Vorſtadtſpitäler, das Taubſtummen-Inſtitut und eine faſt unbegränzte Freigebigkeit ſind Beweiſe davon.

Sie unterſtützte Fabriken, errichtete einen Commercienrath, beſchränkte die große Anzahl der Feiertage, unterſagte die Viſitationen der Nuntien, die Kundmachung päpſtlicher Bullen ohne placetum regium, und Ordensgelübde vor dem 24. Jahr, ſtellte Tortur, Hexenproceſſe und Exorcismen ab; belohnte tapfere und gelehrte Männer mit Gütern und Ehrenſtellen, ſtiftete für bürgerliches Verdienſt die goldene Medaille, für verdiente Staatsmänner den Stephansorden.

Gebäude, die an ſie erinnern, weil ſie von ihr oder unter ihr und in ihrem Geiſte erbaut wurden, ſind übrigens in Wien; die ungriſch-ſiebenbürgiſche, die böhmiſch-öſterreichiſche, die niederländiſche und lombardiſche Hofkanzlei (jetzt Polizeihofſtelle), die Banco-Deputation (jetzt Univerſal-Zahlamt), die Staatskanzlei, die Nuntiatur, die Univerſität, Hauptmauth, Regierung, (jetzt

Appellation und Landrecht), das Rathhaus, die Kirchen im Waisenhaus, im Sonnenhof und zu Gumpendorf.

Im Jahr 1756 schloß Sie ein Bündniß mit Frankreich, und gewann damit die Freundschaft einer Macht, die durch 280 Jahre Oesterreichs heftigster Feind war.

Friedrich II. hatte an Schlesien nicht genug, er wollte auch Sachsen und die Lausitz haben, und den Kurfürsten dafür mit Böhmen entschädigen. Sieben Jahre währte der neue Krieg, verwüstete mehrere Provinzen, kostete viele Millionen an Geld und das Leben von mehr als hundert tausend Menschen; und hatte keinen andern Erfolg als großen Schaden von beiden Seiten. Im Frieden zu Hubertsburg 15. Jänner 1763 blieben die Gränzen, wie sie vor dem Krieg waren.

Während des Krieges kam ein türkischer Gesandter nach Wien, der Kaiserinn die Hochachtung und Freundschaft der Pforte zu versichern.

Am 29. December 1768 wurde die adelige deutsche Arcieren Leibgarde errichtet; die ungrische adelige Leibgarde bestand schon 1760. Beide begleiteten den Kronprinzen Joseph zu Anfang 1764 nach Frankfurt, wo Er als römischer König gekrönt wurde.

Am 18. August starb zu Insbruck, wohin der Hof sich begeben hatte, um die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Prinzessinn Ludovica zu feiern, Kaiser Franz I. plötzlich. Ihren

Sohn, jetzt Kaiser Joseph II. erklärte Maria Theresia zum Mitregenten und übertrug ihm die ausschließende Leitung des Kriegswesens, damit zugleich das Großmeisterthum des Theresienordens. Von dem Todestag ihres Gemahls legte sie die Trauer nicht mehr ab. Der Erzherzog Leopold reiste nach Florenz ab, um dort als Großherzog von Toscana die Regierung anzutreten.

Joseph II. war 1767 von seiner zweiten Gemahlinn Witwer geworden, ohne einen Sohn zu haben, und wollte sich, obschon erst 26 Jahr alt, nicht wieder vermählen; die erste Frucht der Ehe des Großherzogs war auch eine Prinzessinn, nämlich die letzt verstorbene Königinn von Sachsen; man fing an für die Thronfolge besorgt zu seyn. Da ereignete sich etwas, das für den Geist jener Zeit zu charakteristisch ist, um übergangen zu werden. Um die Mitte des Februars 1768 wurde das im Burgtheater versammelte Publicum gegen Ende des Stückes durch ein Geräusch in der, seit dem Tod Franz I. immer leeren, kaiserlichen Loge aufmerksam gemacht; Lichter wurden gebracht; man war in gespannter Erwartung; man wußte, daß die Kaiserinn beschlossen hatte, das Schauspielhaus nicht mehr zu besuchen: plötzlich erschien sie doch. Sie mußte lange mit beiden Händen freundlich winken, um den Jubel der ganzen Versammlung zu beschwichtigen. Ueber die Loge herausgelehnt zeigte sie einen entfalteten Brief, da ward es stille, und sie sprach nur die Worte: »Der Leopold hat einen Sohn«. So verkündigte die erhabene

Frau ihren lieben Wienern gleich in der ersten Aufwallung des großmütterlichen Herzens die gesegnete Geburt des geliebtesten Monarchen. In ferne Gänge schallte der wieder verschwundenen Kaiserinn das Jubelgeschrei nach; das Stück war aus vor seinem Ende; Alles lief davon, die Freudenspost in der Stadt zu verbreiten.

Im Jahr 1772 mußte sie der von Rußland und Preußen lange beschlossenen Theilung Polens beitreten, und erwarb Galizien; 1775 die Bukowina. Dem 1778 über die Erbfolge in Baiern ausgebrochenen Krieg machte sie ein schnelles Ende.

Maria Theresia starb nach einer kurzen Brustkrankheit am 29. November 1780 Abends im 64. Jahre ihres Lebens, nachdem sie 40 Jahre regiert hatte. Von allen königlichen Frauen, welche die Jahrhunderte kennen, war keine in so hohem Grade auf dem Throne ein König (wie die begeisterten Ungarn mit Recht sie nannten) und zugleich eine Mutter ihrer Völker.

Joseph II.

Schon als Mitregent bewies Joseph II. seine Liebe für die Wiener, indem er die Eröffnung des Praters für das ganze Publicum erwirkte, den Augarten ebenfalls für das Vergnügen desselben herstellte, das Hoftheater auf seine Rechnung nahm, das Glacis mit Alleen besetzte, Fahrstraßen und eigene Wege für die Fußgeher nach den Vorstädten

anlegte. Die heutige schöne Gestalt des Raums zwischen Stadt und Vorstadt ist jedoch ganz das Werk Seiner jetzt regierenden Majestät.

Die Vortheile, welche die Anwesenheit eines großen Hofes den Hausbesitzern der Residenz gewährt, waren die Ursache, daß jedes bürgerliche Haus in Wien seit zweihundert Jahren eine freie Wohnung für Beamte und Hofleute ablassen mußte; es war eine der ersten Verfügungen Josephs, daß er den Hausbesitzern diese Last gegen eine verhältnißmäßige Ablösung in baarem Gelde abnahm.

Die Ankunft des Herzogs von Würtenberg mit seiner Gemahlinn, dem Prinzen Ferdinand und der Prinzessinn Elisabeth, bestimmten Braut des damaligen Kronprinzen Franz; die zweimalige Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland mit seiner Gemahlinn, älteren Schwester der Prinzessinn Elisabeth, und die bei diesen Gelegenheiten gegebenen Hochfeste; so wie der Besuch des Papstes Pius VI., und die unerhörte Erscheinung eines Marokkanischen Gesandten verbreiteten in Wien Lebhaftigkeit und Interesse.

Der Kaiser verlieh dem Carl Marinelli, der das Theater in der Leopoldstadt erbaute, dem Emanuel Schikaneder, der im stahrembergischen Freihaus Schauspiele gab, und dem erst im Jahre 1830 verstorbenen Carl Mayr in der Josephstadt förmliche landesherrliche Privilegien; dem Letzteren das ausgedehnteste, er allein durfte Ballete geben.

Sechs Nonnenklöster wurden aufgehoben, die

Saleſianerinnen und Urſulinerinnen, welche ſich dem Unterricht weiblicher Jugend widmen, und die Eliſabethinerinnen, welche Kranke pflegen, blieben allein. Aeltere Nonnen, welche von früher Jugend an im Kloſter gelebt hatten, außer demſelben mit ihrer Penſion von 200 Gulden ſich nicht zu helfen wußten, hätten wohl gewünſcht, es wäre ihnen nur ein Kloſter übrig geblieben, und nur auf einige Zeit, um dort ſich zu verſammeln und in altgewohnter Lebensweiſe abzuſterben. Hätte man es dem Kaiſer ſo vorgeſtellt, er würde es zugeſtanden haben; es war aber nur großes Geſchrei von der Kerkerſprengung der Unglücklichen, wovon die meiſten es doch erſt wurden.

Nachdem die Jeſuiten noch unter Maria Thereſia 1773 aufgehoben worden, wurden nun von Männerklöſtern, die Trinitarier (Weißſpanier), die Theatiner (Cajetaner), die Congregation des Philippus Nerius, die Hieronymitaner und die Minoriten, aufgehoben; letztere jedoch, nach dem Verkauf ihrer beſten Realitäten, bald wieder zuſammengerufen und ihnen das Kloſter der Trinitarier angewieſen. Die Benedictiner von Montſerrat (Schwarzſpanier) wurden mit dem Stift Schotten, die Dorotheer mit dem Stift Kloſterneuburg vereiniget. Nebſt dieſen und den Minoriten blieben noch die Schotten, die Barnabiten in der Stadt und zu Mariahülf, die Auguſtiner in der Stadt und auf der Landſtraße, die Dominicaner, Franciscaner, Capuciner in der Stadt und zu St. Ulrich, Piari-

ſten in der Joſephſtadt und auf der Wieden, Carmeliten auf der Laimgrube und in der Leopoldſtadt, die barmherzigen Brüder, Paulaner und Kreuzherrn bei St. Carl. Es blieben alſo in Wien, gegen vier ſehr unbedeutende aufgehobene Männerklöſter, deren 18 ſtehen; nur wurden einigen die Gärten weggenommen, und zum Bau von neuen Häuſern an Private verkauft. Wenn man erwägt, daß unter der gegenwärtigen Regierung fünf bedeutendere Männerklöſter aufgehoben wurden, und neun Nonnenklöſter doch gewiß eine übermäßige Anzahl waren, ſo erſcheint die vielbeſprochene Klöſteraufhebung Joſephs II. wenigſtens in Wien mehr ſchonend als ſtrenge. In der ganzen Monarchie wurden von 2100 Klöſtern 614 aufgehoben. Zu bedauern iſt aber, daß mit dem Verkauf der Kloſterrealitäten und Einrichtungen, und der Koſtbarkeiten der Kirchen ſo ſehr geeilt worden, denn man hat eigentlich ein Spottgeld dafür bekommen. Und zu tadeln ſind diejenigen, denen die Ausführung aufgetragen war, daß ſie gewiß gegen den Willen des Kaiſers mit einer Art Vandalismus verfuhren; wodurch manches koſtbare Monument alter Kunſt und viele unerſetzliche Documente für die ältere Geſchichte zu Grunde gingen.

Das Toleranzedict Joſephs räumt den Griechen und den Juden nichts weiter ein, als was ihnen ſchon von Maria Thereſia zugeſtanden war. Die Proteſtanten aber, die zwar ſchon früher aller bürgerlichen Rechte genoßen; denen im Civil und Militär die Stellen jedes Ranges offen ſtanden, die je-

doch ihren Gottesdienst nur in den Capellen der Gesandten halten konnten; erhielten das Recht, sich Kirchen zu bauen. Allein diese Kirchen durften keinen Eingang von der Gasse, keinen Thurm, keine Glocke, keine äußere Gestalt einer Kirche haben. Die Lutherischen und die Reformirten bauten in vorgeschriebener Form ihre Kirchen neben einander auf der Stelle des ehemaligen königlichen Klosters, und der Zufall wollte, daß man gerade gegenüber in der Kirche der aufgehobenen Dorotheer, ohne ihre äußere Gestalt zu verändern, die Pfänder des Versatzamts aufbewahrte.

Die Bruderschaften wurden aufgehoben, und dafür das Armeninstitut eingeführt, die Capellen in den Privathäusern wurden geschlossen, die drei alten Pfarren der Stadt in deren acht eingetheilt; sämmtliche Freithöfe vor die Linien hinaus verlegt.

Der alte Stadtrath von Wien wurde in einen Magistrat umgestaltet; in den politischen Civil- und Criminal-Senat abgetheilt, das Stadtgericht ihm einverleibt. Die Gerichtsbarkeiten des Hofmarschallamts, des Consistoriums und der Universität aufgehoben, eine neue Gerichts- und Concursordnung eingeführt.

Das Theresianum wurde aufgehoben, die Stiftlinge erhielten Stipendien. Der unentgeltliche Unterricht auf Schulen, Gymnasien und Universität hörte auf, es wurden Schul- und Collegiengelder eingeführt, und daraus Stipendien gebildet.

Fabriken und Gewerbsindustrie suchte Jo-

seph eifrig zu befördern; hob allen Zunftzwang auf, unterstützte bedeutende Unternehmungen, verbot die Einfuhr aller ausländischer Fabrikate und vieler roher Erzeugnisse. Eine Fabrik nach der andern erhob sich, Tausende von geschickten und fleißigen Händen vermehrten die Bevölkerung. Auf den zerstückten Klostergärten wuchsen neue Häuser schnell empor; der Abt des Schottenstifts verkaufte das inner den Linien gelegene Schottenfeld zum Häuserbau; jetzt steht eine von 16,400 Menschen, meistens Fabrikanten, bewohnte Stadt da, die an ansehnlichen Gebäuden jede Landstadt übertrifft.

Joseph vergrößerte noch das große Armenhaus, das er zum allgemeinen Krankenhaus bestimmte; baute daran das Irrenhaus, das Militärspital und an dieses die prächtige Medicinisch-chirurgische Akademie, welche ganz als seine Schöpfung, bestimmt Aerzte für die Armee zu bilden, auch seinen Namen trägt, und nach langer Ruhe vor wenigen Jahren wieder in's Leben getreten ist.

Uebrigens wurden mit den öffentlichen Gebäuden viele Veränderungen vorgenommen. Alle Krankenspitäler, die der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen ausgenommen, kamen in das zum allgemeinen Krankenhaus umstaltete Armenhaus, die Invaliden in das Johannisspital. Die Pfründner dieses Spitals und des Armenhauses bekamen einige Kreuzer täglich auf die Hand, und mußten für ihre Unterkunft selbst sorgen. In das Theresianum kam die Ingenieurakademie, an ihre Stelle die Artillerie.

Das große Waisenhaus am Rennweg kam in das spanische Krankenspital in der Alservorstadt; in das Waisenhaus die Militär-Oekonomie-Commission. Die Pfründner des Bürgerspitals kamen nach St. Marx, wo früher das Irrenhaus war; ihr Haus in der Stadt wurde zu Zinswohnungen vier Stock hoch aufgebaut. Das Findelhaus kam aus dem Strudelhof in die Alsergasse; in die Kirche der aufgehobenen Schwarzspanier das Militärverpflegsmagazin (jetzt Bettenmagazin).

Die jährlich am 14. September übliche Procession zum Andenken der Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung 1683 wurde abgestellt; so auch der den Bäckern, wegen ihres tapfern Benehmens jährlich zu Pfingsten gestattete feierliche Umgang mit Federhüten und Degen an der Seite. Die verpachtete Zahlenlotterie wurde auf Staatsrechnung genommen; der Cours der Ducaten von 4 fl. 16 oder 18 kr. zuerst auf 4 fl. 22 ½, dann auf 4 fl. 30, die Kreuzthaler von 4 fl. 14 auf 4 fl. 16 kr. gesetzt; die Häusersteuer von dem siebenten Theil des Miethbetrages auf den sechsten Theil erhöht.

Außerdem hat Joseph II. noch manche Veränderung eingeführt; da Er sie jedoch theils selbst beschränkte oder zurücknahm, theils in der Folge gänzlich davon abgegangen worden, müssen sie hier wegbleiben.

Am 6. Jänner 1788 erfreute die Wiener das Fest der Vermählung Seiner jetzt regierenden Majestät mit der Prinzessinn Elisabeth von Würtenberg.

Der Kaiser nahm so innigen Antheil daran, daß Er den Hofgalatag vom Neujahrstag, den Er statt der zahlreichen Galatage allein dazu bestimmt hatte, auf diesen 6. Jänner verlegte.

Am 29. Februar reiste Er sammt dem Erzherzog Franz zur Armee gegen die Türken. Obschon Joseph, um die Mannschaft anzueifern, sich selbst jedem Ungemach aussetzte, ging der erste Feldzug doch unglücklich; die herrliche Armee litt ohne eine Schlacht große Verluste, und kam nicht vorwärts. Die Unzufriedenheit der Wiener äußerte sich laut, besonders darüber, daß Laudon kein Commando hatte. Im zweiten Feldzug erhielt Laudon das Obercommando; eine türkische Festung nach der andern fiel; er griff das berühmte Belgrad an; in weniger als 14 Tagen hatte er es erobert. Unerhört war der Jubel der Wiener über diese Nachricht; unaufgefordert war Abends den 14. October 1789 die ganze Stadt herrlich erleuchtet, viele Häuser prächtig verziert, manche mit witzigen Transparenten versehen; der Türke am Heidenschuß allein im Trauerflor.

Der Kaiser war aus dem Feldzuge krank zurückgekommen. Leiden mancher Art vergrößerten das Uebel. Die blutige französische Revolution war ausgebrochen; die Niederlande standen in offener Empörung; das Mißvergnügen in Ungarn hatte einen sehr hohen Grad erreicht, und fing in allen übrigen Provinzen an, sich zu äußern. Die neue übereilte Steuerregulirung nahm den Grund- und Zehentherrn große Einkünfte, und legte doch den Unter-

thanen 30 Procent vom Brutoertrag (eine unerschwingliche Steuer) auf; wozu gleich anfangs noch ein Zuschlag für Regiekosten kam.

So brachte jeder Tag unangenehme Nachrichten von allen Seiten; Josephs bereits angegriffene Kräfte erschöpften sich. Nun kam der härteste Schlag dazu; des Erzherzogs Franz Gemahlinn Elisabeth starb nach der Geburt einer Prinzessinn; dieser Verlust brach des Kaisers Herz; am 20. Februar 1790, im 49. Lebensjahre gab er seinen thätigen Geist auf.

Die unparteyische Nachwelt wird Joseph II. nicht freisprechen von Mißgriffen und Uebereilungen; aber sie wird anerkennen, daß er es mit den Menschen im Allgemeinen und insbesondere mit den Wienern herzlich gut gemeint hat; und unvergeßlich wird Er den Wienern bleiben.

Leopold II.

Leopold des II. durch seine 25jährige Regierung von Toscana erworbener Ruhm ließ viel erwarten; allein es blieb ihm kaum die Zeit, Frieden mit den Türken zu schließen, um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, die Niederländer zu beruhigen, die Gründe der Unzufriedenheit in den übrigen Provinzen zu erforschen und zu heben, als Er am letzten Februar 1792 von einer Entzündung sich ergriffen fühlte, und am folgenden Mittag, 44 Jahr alt, in voller Mannskraft, todt lag! — Für Wien fiel unter dieser kürzesten Regierung nichts Merkwürdigeres vor

als die österreichische Erbhuldigung nach uralter Ceremonie, die Vermählung des Thronfolgers mit Maria Thereſia von Neapel, die Feſte für den neapolitaniſchen Hof, Blanchards erſte Luftfahrt, und der Einzug der türkiſchen Botſchaft.

Ehrenkränze der Wiener.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes wünſcht von Herzen, und hat gute Hoffnung, das Ende unſerer gegenwärtigen väterlichen Regierung nicht zu erleben; auch iſt ſie ſo reich an Thaten und Ereigniſſen, daß nur eine geübtere Feder ſich daran wagen darf. Die immer grünen Ehrenkränze aber, welche die Wiener unter derſelben ſich bisher erworben, können hier noch ihren Platz finden.

Es war ein alter Brauch, dem von der Krönung zu Frankfurt in ſeine Reſidenz zurückkehrenden Kaiſer Triumphporten zu errichten; hölzerne Gebäude für ein paar Tage, die dem ungeachtet viele tauſend Gulden koſteten. Die Bürgerſchaft, nach eingeholter Genehmigung, verwendete die dazu erforderliche Summe und mehr, um die Reihe kleiner Häuſer zwiſchen der Stephanskirche und der Brandſtadt, welche die Straße verengten und entſtellten, zu kaufen, abzubrechen und den ſchönen Stephansplatz herzuſtellen. Ein ewiges Denkmahl der hellen Anſicht der Bürgerſchaft und ihres Zutrauens zu der Geſinnung des Monarchen, daß er eine Zierde der Hauptſtadt und die Bequemlichkeit ihrer Einwohner vergänglichen Ehrenbogen vorziehen werde.

Drei Wochen nach Leopolds Tod erklärten die Machthaber Frankreichs Oesterreich den Krieg. Kaiser Franz wollte so bald nach dem Türkenkriege seinen Unterthanen nicht wieder eine Kriegssteuer auflegen; Er gab Millionen aus dem von seinem Vater geerbten Familien-Vermögen; selbst der goldne Tafelservice ward nicht verschont. Die Wiener blieben hinter diesem großen Beispiel nicht zurück; freiwillig brachten sie größere Beiträge, als man ihnen würde aufgelegt haben. Die Zünfte und Innungen, ungefähr 100 an der Zahl, hatten große silberne Willkommsbecher, aus alter Zeit, sowohl die Meister wie die Gesellen; sie wurden alle in die Münze gebracht. Der Kaiser schätzte dieses Opfer nicht nach dem Werth des Silbers, sondern ihn rührte die Bereitwilligkeit, sich von Gegenständen, die man Jahrhunderte verwahrt hatte, zu trennen. Er übergab in feierlicher Audienz eigenhändig dem bürgerlichen Officierscorps und den Vorstehern der Innungen einen prächtigen, mit seinem Bildniß und einer passenden Inschrift versehenen, schweren silbernen Becher; bewirthete sie an großer Tafel, und besuchte sie dabei mit der Kaiserinn, die 12 Tage darauf den Kronprinzen gebar. Der Becher, aus dem auf das Wohl des geliebten Herrscherhauses getrunken wurde, ist nun auf dem bürgerlichen Zeughaus verwahrt; und Niemand auf der Welt ist reich genug, ihn den Wienerbürgern abzukaufen!

Fünf Wiener, der Fürst Carl Lichtenstein, Cabinetsdirector unter Leopold II., der Appellati-

onsrath von Fillenbaum, der Hofsilberarbeiter Würth, der Baumeister Gerl, der Tuchhändler Biedermann entwarfen 1794 den Plan zu Errichtung eines eigenen Freicorps, und führten ihn aus. Dieses Freicorps, in der Folge das Wurmserische genannt, zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein aus, besonders bei der Bestürmung der Mainzer Linien.

Im Jahr 1796 bildete sich wieder ein Corps von Wiener Freiwilligen, welches nur Waffen vom Staate forderte, alles Uebrige durch sich selbst, oder durch Beiträge Andrer bestritt.

Als im April 1797 das französische Heer schon mitten in Steier stand, kam das Wiener Aufgebot zu Stande; eine erstaunenswürdige Erscheinung, nur der außerordentlichen Thätigkeit des damaligen Regierungspräsidenten Grafen Saurau, und dem unübertrefflichen Patriotismus der Wiener möglich. Binnen 11 Tagen wurden die Zugbrücken an den Thoren hergestellt, der bedeckte Weg mit Pallisaden besetzt, Wien für sechs Wochen mit allen Erfordernissen approvisionirt. 14000 Menschen arbeiteten täglich, um selbst die weitläufigen Linien gegen einen ersten Anlauf in Stand zu setzen, die waffenfähige Mannschaft wurde aufgefordert, organisirt, exercirt. So reichliche Beiträge an Geld kamen zusammen, daß den zurückgelassenen ärmeren Familien auf drei Monate der Unterhalt, den Witwen der vor dem Feind Bleibenden Pensionen gesichert waren. Am 11. Tag, 17. April, marschirten acht

Brigaden, worunter 1000 uniformirte Studenten, und ein uniformirtes Corps des Handelsſtandes, nebſt einem Cavalleriecorps und drei Compagnien Jäger nach Kloſterneuburg. Der inzwiſchen zu Leoben abgeſchloſſene Waffenſtillſtand führte dieſes Aufgebot wieder zurück; am 3. Mai paradirte es unter ſeinem Obercommandanten, dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg auf dem Glacis, legte die Waffen ab und ging ruhig an ſeine Geſchäfte.

Im Jahr 1799 wurden durch den Magiſtrat mittelſt freiwilliger Beiträge zwei Waſſerleitungen am Platz der Alſergaſſe und am Vorplatz der chirurgiſchen Akademie hergeſtellt, und mit ehernen Statuen geziert. Sie waren höchſt nöthig, denn dem allgemeinen Krankenhaus und dem Militärſpital mangelte es an Waſſer.

Bei dem unglücklichen Gange des Krieges von 1805 wollte Kaiſer Franz nicht ſein Wien der Gefahr einer Belagerung ausſetzen, die franzöſiſche Armee rückte alſo am 13. November ungehindert ein. Während ihres Aufenthalts von ſieben Wochen hat die Stadt, theils militäriſch gezwungen, theils aus Mitleid mit Gefangenen und Verwundeten viel, außerordentlich viel geleiſtet, am meiſten das 10,000 Mann ſtarke Bürgermilitär. Dieſe Leiſtungen erſcheinen in dem glänzendſten Lichte durch zwei öffentliche Acten. Vor dem Abmarſch der franzöſiſchen Armee verſicherte Napoleon in einer eigenen Proclamation die Wiener ſeiner durch ihr Betragen erworbenen Achtung, und ſtellte ihnen zum Beweiſe derſelben ihr

Arsenal unberührt zurück. Und Kaiser Franz sagt ihnen vor seiner Ankunft in einem förmlichen Patent: »Keine Pflicht habt ihr unerfüllt, keine Tugend habt ihr unausgeübt gelassen.« Die unermeßlichen Forderungen des Feindes stehen im offenbaren Widerspruch mit dem eigenen Interesse und den Pflichten des Unterthans; nur hoher Verstand und die strengste Rechtlichkeit können in solcher Lage Ehrenkränze von beiden Seiten verdienen.

Bei der Vermählung des Kaisers 1808 gaben die Wiener ein Fest in ihres Landesfürsten eigener Art; sie statteten 30 arme Mädchen aus, worunter 4 Israelitische; bereiteten den Armen im Bürgerspital ein reichliches Mittagsmal; bedachten selbst die Gefangenen in ihren Kerkern.

Nach der französischen Invasion von 1809, die leider ein halbes Jahr dauerte, erhielten die Wiener keinen Lobspruch von dem Beherrscher der Franzosen, denn er konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie 6 Bataillons Landwehr gestellt, und daß eben die Wiener Landwehr ihm bei dem verunglückten Uebergang von Nußdorf gegen die schwarze Lacke viel Schaden gethan. Dagegen rühmen französische Schriftsteller den auch bei dieser Invasion bewährten vortrefflichen Charakter der Wiener, und führen rührende Züge an, wie dieses edle Publicum, jedes gerechte Rachegefühl vergessend, die Leiden von vielen Tausenden blessirter Franzosen hülfreich zu lindern bemüht war, Kaiser Franz aber ließ 6 neue Kanonen gießen, worauf zu lesen ist: »Franz I. den Bürgern der

Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810.« Diese ließ er an seinem Namenstag ins bürgliche Zeughaus führen.

Als Seine Majestät Kaiser Franz I. aus den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814 zurückkehrten, vereinigten sich 12 Wiener zu einem außerordentlichen Beitrag für die Invaliden dieser Feldzüge; die Frucht davon war, laut Ausweis von 1819, ein bereits vertheilter Betrag von 62368 fl. C. M. und ein Capital von 454,900 fl. C. M. zu 5% für alljährliche Vertheilung.

Wien hat viele Armenanstalten, und die ganze, auch hier wie in allen großen Städten beträchtliche, Zahl von Armen wird, ohne irgend eine vorgeschriebene Umlage, durch diese Anstalten und durch freiwillige Beiträge erhalten. Immer sind die Wiener bereit zu wohlthätigen Beiträgen, nicht nur für ihre Mitbewohner; auch für fremde Verunglückte; selbst für die Missionen am Ohio im fernsten Nordamerika. Niemand besitzt die Summe an Einkünften, die jährlich hier im Stillen von Hand zu Hand gegeben wird. Den höchsten Kranz erreichte ihr wohlthätiger Sinn aber bei Gelegenheit der Ueberschwemmung am 1. März 1830. — Nach Mitternacht, als die Menschen im tiefsten Schlafe lagen, stürzte sich plötzlich unter heulendem Sturm die Fluth mannshoch mit ungeheuren Eisblöcken und Balken zertrümmerter Hütten und Brücken über die an der Donau gelegenen Vorstädte her; so plötzlich, daß die Wächter sich selbst kaum retten konnten, daß

die Erdgeschoße in den niedersten Lagen binnen fünf Minuten über die Fenster im Wasser standen. Von 50,000 Menschen sind diese Vorstädte bewohnt. Jenseits ergoß sich der Strom über das flache Land; zehn Dörfer standen in der Fluth, Eismassen stießen die schwachen Gebäude nieder; Tausende von Nutzvieh ertranken; mit Hunger und Durst rangen die Menschen in Todesgefahr. Da war Hülfe nöthig, schnelle, mächtige Hülfe. Die Wiener ließen es nicht daran fehlen; sie halfen von den höchsten Personen durch alle Stände bis zu dem Taglöhner herab, nach eines Jeden Kräften, mit großen Geldsummen, mit Sorgfalt, mit Liebe, mit Aufopferung, mit Lebensgefahr.

Vier und siebenzig Menschen ertranken in der ersten Verwirrung der schrecklichen Mitternacht; achthundert fünfzig wurden gerettet, größtenheils durch den Heldenmuth des Pionier- und Pontoniercorps, die, den mit Treibeis, Balken und Bäumen herantobenden Wellen entgegen, bis in die entferntesten, zum Theil in den Auen zerstreuten, Wohnungen vordrangen, und Menschen zu hunderten retteten, für die sonst keine Hülfe gewesen wäre. Leute der untersten Classen, denen man so wenig zutraut, haben, blos von ihren guten Herzen angetrieben, mit nicht minderer Gefahr ganz unbekannte Menschen gerettet.

Man weiß, was zur Unterstützung der Bedrängten durch die Hände der öffentlichen Behörden ging: 68000 Fleisch- und Brotportionen, 356000 fl. C. M. Das Größere ist, was von Privaten den Armen

unmittelbar zu Gutem kam, darunter Geldgeschenke von 100 bis 1000 fl. Lebensmittel, Kleider, Wäsche, Bettzeug, Trinkwasser wurde ihnen unter persönlicher Beschwerde und Gefahr von den Vornehmsten und Reichsten mit einer Thätigkeit zugebracht, als gelte es, Millionen zu gewinnen.

Man darf keinen einzelnen Namen nennen, sonst muß man ein Buch schreiben. Unter dem Titel **Wiens Tage der Gefahr von D. Sartori** besteht schon ein solches Buch.

Es gibt Städte, die größeren Umfang haben als Wien, und stärkere Bevölkerung, und viel mehr Reichthum; nirgends aber gibt es edlere Bewohner.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

Albrecht III. mit dem Zopf

theilt die Lande mit seinem Bruder Leopold II., Stifter der Steirischen Linie 3
Baut Lachsenburg 5
Das Büßerinnen-Kloster (jetzt Franciscaner) . . 6
Große Pest 1370 7
Die Wiener schießen 1381 die Feste Leonstein mit Kanonen in den Grund 8
Kaiser Wenzels erste Gefangenschaft 9
Christoph von Lichtenstein in Frankreich, Johann von Traun in England berühmt durch tapfere Thaten 10
Albrechts III. Tod 11

Die Leopoldinische oder Steirische Linie.

Leopold II. unternimmt einen Preußenzug . . . 12
Vermehrt seine Besitzungen 13
Bleibt bei Sempach gegen die Schweitzer . . . 14

Albrecht IV. die Wunder der Welt zugenannt,

nimmt seinen Vetter Wilhelm zum Mitregenten an 17
Unternimmt eine Pilgerfahrt ins heilige Land . . 18
Wird vergiftet und stirbt 19
Entstehung des Namens Stadtgut 20
Kaiser Wenzels Gefangenschaft zu Wien . . . 21

Albrecht V. als Kaiser der II.

Leopold III. von der steirischen Linie wird sein Vormund 23

Seite

Auch Ernst dessen Bruder wird dazu berufen . . 24
Der Bürgermeister Vorlauf und einige Rathsherrn werden hingerichtet 26
Remprecht von Waldsee befreit Albrecht V. aus Leopolds Händen 28
Albrecht wird als Herzog ausgerufen, sein Einzug in Wien 29
Seine Eigenthümlichkeit und merkwürdige Verordnungen 30
Die ersten Brücken über die entfernteren Donauarme 32
Spielwuth der Wiener 33
Vertreibung und Hinrichtung der Juden 34
Das Schottenstift wird deutschen Mönchen übergeben 35
Stiftung der Dorotheer 36
Vermählung Albrechts mit Elisabeth, Kaiser Sigmunds Tochter . . . . . —
Charakter Kaiser Sigmunds 37
Concilium zu Constanz 38
Herzog Friedrich II. von Tirol rettet den Papst Johann XXIII. 39
Hussitenkrieg 41
Albrechts V. Tod 44

Ladislaus Posthumus genannt.

Ursprung des Hauses Huniady 45
Charaktere Friedrichs III. und Albrechts VI. . . 47
Friedrich wird zum Kaiser gewählt des Namens der IV. 48
Wladislav von Pohlen wird König von Ungarn. Schlacht bei Varna 50
Bruderkrieg in Oesterreich 51
Schilderung Wiens vor 400 Jahren 52
Andreas Baumkirchers Heldenthat vor Wienerisch Neustadt 55
Friedrich muß den jungen Ladislaus aus seiner Vormundschaft entlassen . . . . . —

Seite

Friedrich nimmt den Titel Erzherzog 1453 an . . 56
Graf Cilly als Landesverwalter von Oesterreich . . 57
Ritter Eyzinger stürzt ihn 58
Der heilige Johann von Capistran 59
Ladislaus stirbt 63

Friedrich III., als Kaiser der IV.

Erbschaftsstreit mit seinem Bruder Albrecht VI., und seinem Vetter Sigmund von Tirol . . . 64
Mathias Corvinus wird König von Ungarn . . 65
Friedensschluß mit ihm 68
Georg Podiebrad wird König von Böhmen . . . —
Raubritter stehen auf, schlechte Münze Schinderlinge 69
Albrecht verbindet sich mit Raubrittern und Mathias Corvinus 70
Wolfgang Holzer macht sich zum Bürgermeister . 73
Die Wiener belagern den Kaiser in seiner Burg . 75
Georg Podiebrad befreit ihn 77
Holzers Ende 78
Albrechts Tod und Wiens Unterwerfung . . . 80
Die Wiener erobern Oberlaa und schießen Rauhenstein in Trümmer 82
Heiligsprechung Leopolds 84
Wiederherstellung des Bisthums Wien . . . —
Baumkirchers Enthauptung 85
Der St. Georgen Orden 87
Erste Belagerung Wiens durch Mathias Corvinus 90
Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund 91
Zweite Belagerung durch Mathias Corvinus; Wien muß sich ergeben 92
Mathias Corvinus residirt durch fünf Jahre als Landesfürst in Wien 95
Sein Tod 98

Seite

Vergleichung Georg Podiebrads mit Mathias Corvinus 98
Friedrichs Tod 100
Rückblick auf ihn und seine Regierung . . . 101

Maximilian I.

Treibt die Ungarn aus Wien und verfolgt sie bis zum Plattensee 103
Errichtet seinem Vater ein prächtiges Grabmahl bei St. Stephan 104
Einrichtung der Staatsverwaltung . . . 105
Grausame Bestrafung der Kuruzen 107
Johanna von Arragonien und Castilien . . . 108
Wechselheirath zwischen Maximilians Enkeln, und Wladislavs Königs von Ungarn und Böhmen Kindern 109
Sigmunds von Dietrichstein prächtiges Hochzeitfest 113
Maximilians Zeit, Wirksamkeit, Charakter und Tod 114

Ferdinand I.

Wiens Empörung und Strafe 121
Bauernkrieg 126
Türkenkrieg . . . . . —
Belgrad geht verloren 127
Schlacht bei Mohacz 129
Ferdinand wird König von Ungarn . . . 130
Erste türkische Belagerung Wiens 132
Die Türken fallen abermal ein 144
Merkwürdige Vertheidigung von Güns . . . 145
Wien wird eine starke Festung 147
Das Haus Habsburg erreicht binnen 32 Jahren große Macht 148
Ferdinands Bauführungen . . . . . —

Seite

Der Heilige Geist Orden 150
Einführung der Jesuiten 153
Petrus Canisius 155
Ferdinands Tod, seine Kinder 157
Wien vor 300 Jahren 159

Maximilian II.

Seine, und seiner Brüder Ferdinand und Carl Eigenthümlichkeit 175
Der Stephansthurm beleuchtet 177
Der erste Elephant in Wien . . . . . —
Bemühungen Maximilians die Türken aus Europa zu treiben und die Religionsparteien zu vereinigen 178
Herzog Johann Friedrich von Sachsen wird durch Wien in ewiges Gefängniß geführt . . . 181
Heinrich III. von Frankreich in Wien 182
Stiftung des königlichen Klosters 184
Ursprung des Namens Prater 185
Ursprung von Schönbrunn 186
Freiherr von Hoyos macht den Wienercanal wieder schiffbar 187
Große Kleiderpracht 188
Maximilians Tod 190

Rudolph II.

Verlegt die Residenz nach Prag. Sein Charakter und seine Lebensweise 190
Uebermacht der Protestanten in Wien 199
Bauernkrieg unter Georg Steinhauer 201
Rudolphs jüngster Bruder Albrecht wird souveräner Statthalter in den Niederlanden . . . 202
Türkenkrieg bricht wieder aus 203
Grausame Executionen in Wien 204
Schwarzenberg und Palffi erobern Raab . . . —

Seite

Siebenbürgen wird gewonnen und verloren . . 205
Erzherzog Mathias wird zum Haupt des Hauses und Gubernator von Ungarn ernannt . 206
Zwingt dem Kaiser Oesterreich und Böhmen ab . . 207
Rudolphs Tod . . . . . —

Mathias I.

Die Residenz kommt wieder nach Wien, Einzug des Kaisers 208
Er hat beide Parteien gegen sich 209
Die Stände von Oesterreich geben eine aufrührerische Erklärung 211
Mathias adoptirt den steyrischen Ferdinand . . 212
Thurn beginnt die Empörung zu Prag und den dreißigjährigen Krieg 213
Cardinal Klesel wird verhaftet 214
Mathias stirbt 215

Ferdinand II.

Thurn belagert Wien 216
Ferdinands Rettung aus den Händen der Stände . 217
Die katholischen Wienerbürger und Studenten bewaffnen sich für ihn . . . . . —
Bethlen Gabor und Thurn belagern abermal Wien 218
Ferdinand wird als Kaiser gekrönt 219
Verbindet sich mit Maximilian, die Schlacht am weißen Berg, Böhmen, und die übrigen Provinzen unterwerfen sich 220
Protestanten müssen auswandern 221
Die kaiserliche Gruft, die Klöster der Capuciner, Barnabiten, Carmeliten, Paulaner u. a. m. werden erbaut 222

Seite

Die Juden werden in die Leopoldstadt verwiesen . 223
Der Fürstbischof will den zweiten Stephansthurm ausbauen . . . . . —
Ferdinands Lebensweise 224
Seine Hofhaltung 229
Die Staatsbehörden 230
Die Einkünfte 234
Zustand der Stadt 235
Verlauf des dreißigjährigen Krieges . . . 238
Die Protestanten schwören die Union ab . . 239
Mannsfeld ergreift zuerst die Waffen wieder . . 240
Nach ihm auch Herzog Christian von Braunschweig 242
Bauernaufruhr in Oberösterreich unter Stephan Fadinger 245
Der niedersächsische Kreis ruft den König von Dänemark zu Hülfe, und fängt den Krieg wieder an 250
Wallenstein tritt auf 252
Jagt Mannsfeld nach Siebenbürgen 253
Tilly's Sieg bei Lutter 255
Der Kopenhagner Frieden . . . . . —
Der Bauernkrieg in Oberösterreich erreicht sein Ende 256
Das Restitutionsedict 257
Richelieu gibt dem Kriege neue Nahrung . . . 260
Wallenstein wird abgedankt 265
Gustav Adolph landet 268
Der Leipziger Convent 270
Plünderung Frankfurts durch Gustav Adolph . 272
Tilly's Verheerung Magdeburgs 273
Seine Niederlage bei Leipzig . . . . . —
Sein Tod am Lech 274
Wallenstein wird wieder Generalissimus . . 275
Schlacht bei Nürnberg 276
Schlacht bei Lützen 279

Seite

Gustav Adolph bleibt 280
Pappenheim bleibt 281
Wallensteins Tod 284
Schlacht bei Nördlingen . . . . . —
Prager Frieden 285
Ferdinands II. Tod 1637 . . . . . —

Ferdinand III.

Richelieu setzt den Krieg fort 287
Schweden rücken an die Donau bei Wien. Tapfere Vertheidigung 288
Ursprung des Festes in der Brigittenau . . . 289
Verkündigung des westphälischen Friedens 1648 . 290
Stiftung der Augustiner auf der Landstraße, und der Pazmaniten 291
Ferdinands III. Tod 1657 . . . . . —

Leopold I.

Montecucoli schlägt die Türken bei St. Gotthard 292
Verschwörung in Ungarn und ihre Bestrafung . . —
Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz . . . 294
Die große Pest 1679 295
Zweite türkische Belagerung 297
Der Entsatz 304
Die reiche Beute 308
Die Belohnungen 309
Ungarns gänzliche Befreiung 310
Der Carlowitzer Frieden 1699 311
Die spanische Succession . . . . . —
Leopolds Tod 1705 312
Gebräuche und Verordnungen . . . . . —
Die Juden werden vertrieben, die Leopoldstadt erhält ihren Namen 313

Seite

Ursprung von Mariahülf 315
Wiens Beleuchtung wird eingeführt . . . . . —
Zar Peter I. in Wien 316
Die Wienerzeitung fängt an 317
Die erste Wienerbank 319
Entstehung der Linien, des Lichtenthals, der Josephstadt 320
Großer Sieg bei Höchstadt 1704 . . . . . —

Joseph I.

Stiftet die Akademie der Künste, das Versatzamt, die Elisabethinerinnen 321
Sein Tod 1711 322

Carl VI.

Seine Eigenthümlichkeit 323
Emporbringen der Wissenschaften, Künste, des Handels, der Industrie, Prachtgebäude . . 324
Die Pest 1713 325
Der Passarowizer Frieden 1718 326
Stiftung der Ingenieur-Akademie. . . . . —
Erste türkische Gesandtschaft 327
Stiftung des spanischen Spitals 328
Erzbisthum Wien . . . . . —
Der Wienerfrieden 1735 . . . . . —
Prinz Eugens Tod 329
Der Belgrader Frieden 1739. . . . . —
Carls VI. Tod 1740 330

Maria Theresia.

Die pragmatische Sanction 330
Der österreichische Successionskrieg 331
Der ungrische Reichstag 1741 332

Seite

Der Breßlauer Frieden 1742, der Dresdner Frieden 1744 333
Franz I. von Lothringen wird Kaiser . . . —
Der Aachner Frieden 1748 334
Der Kaiserinn Stiftungen, Anstalten, Einrichtungen, Verordnungen, Gebäude . . . . . —
Allianz mit Frankreich, siebenjähriger Krieg . 337
Errichtung der adeligen Leibgarden . . . —
Des Kaisers Tod . . . . . —
Die Kaiserinn verkündet den Wienern persönlich die Geburt des gütigsten Landesfürsten . . 338
Galizien und die Bukowina vergrößern die Monarchie 339
Maria Theresia stirbt . . . . . —

Joseph II.

Seine menschenfreundliche Gesinnung . . . 339
Der Herzog von Würtemberg, der Großfürst von Rußland, der Papst, der marokkanische Gesandte in Wien 340
Klösteraufhebung 341
Verschiedene Verordnungen und Veränderungen . 342
Türkenkrieg, Eroberung Belgrads 346
Josephs Tod 347

Leopold II.

Macht Frieden und stirbt 347

Ehrenkränze der Wiener.

Der Stephansplatz 348
Die Willkommsbecher der Innungen . . . 349
Das wurmserische Freicorps 350
Die Wiener Freiwilligen . . . . . —
Das Wiener-Aufgebot . . . . . —

	Seite
Die Wasserleitungen auf dem Platz der Alsergasse und vor die Josephinische Akademie	351
Die erste französische Invasion	—
Vermählungsfeier des Kaisers 1808	352
Die zweite französische Invasion, die Wiener Landwehr	—
Die Invalidenstiftung	353
Die Ueberschwemmung 1830	—

In der Mechitaristen = Congregations= Buchhandlung Singerstraße dem deutschen Hause gegenüber Nr. 896 ist neu erschienen und zu haben:

Der vollkommene Christ.

Eine

in alle Pflichten und Lagen jedes Christen eingehende gründliche Anleitung zur christlichen Vollkommenheit, nebst geistlichen Uebungen auf acht Tage und sechszehn Betrachtungen über das Leiden Christi.

Von dem Seligen

Alphons Maria Liguori.

Deutsch herausgegeben

von

Anton Passy,

Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers.

8. Wien, 1834. 565 Seiten, ungeb. 48 kr. C. M.

Ueber

die moralische Erziehung der höheren Stände,

von

Ignaz Wildner,

Doctor der Rechte und politischen Wissenschaften an der k. k. Universität zu Wien, und Concepts = Beamten der k. k. Hof= und n. ö. Kammerprocuratur.

gr. 8. Wien, 1834. ungeb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Digitized by Google

Ferner sind zu haben:

Missale Romanum ex Decreto Sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, Sancti Pii V. Pontificis Maximi jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum, nunc denuo cum Missis Sanctorum pro Ecclesia universali novissime a Summis Pont. usque ad diem Sanctissimi Domini nostri Leonis XII. Pont. Maximi concessis, ac majori celebrantium commodo accurate suis locis dispositis, impressum. Folio. 1827. 11 fl.

Canon Missae. 30 kr.

Missae propriae SS. Patronorum Germaniae, Hungariae, Bohemiae, Poloniae, etc. Folio. 1 fl.

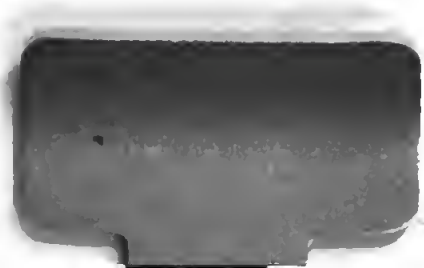
Missae Defunctorum. Folio. 1828. 1 fl. 30 kr.

Canon Missae ad usum Episcoporum, ac Praelatorum solemniter, vel private celebrantium. Folio. Venetiis 1790. 6 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Urbani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. In tres partes divisum. Folio. Venetiis 1799. 15 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Urbani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. 16. maj. Venetiis 1823. 1 fl. 36. kr.

Rituale romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum, nunc vero a SS. Domino nostro Benedicto XIV. auctum et castigatum. In quo, quae Parochis ad administrationem Sacramentorum, Benedictiones, et Conjunctiones necessaria censentur, accurate sunt posita. 8. maj. Venetiis 1827. 1 fl. 6 kr.

Ceremoniale Episcoporum SS. Domini nostri Benedicti Papae XIV. jussu editum et auctum. Cum Indicibus necessariis. Editio tertia Veneta. 8. maj. Venetiis 1794. 1 fl.

MAG 200 699